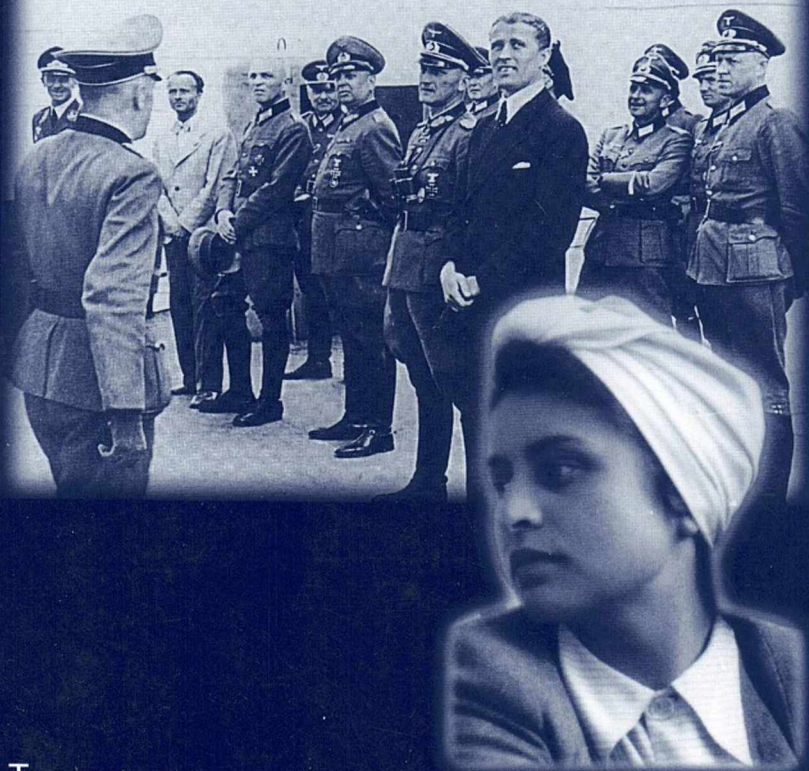


Ruth Kraft

Insel ohne Leuchtfeuer

Der große Roman
um Peenemünde, Hitlers V-Waffen
und um eine junge Frau



TORGÄUER
VERLAGSGESELLSCHAFT



In Peenemünde, Sommer 1942

„Wir hatten die Ehre, dem ersten Aufstieg einer Flüssigkeitsrakete in die Ionosphäre beizuwohnen. Welturaufführung 3. Oktober 1942.“

A 4 – eine geheimnisumwitterte wissenschaftliche Erfindung – das war die deutsche Großrakete V2. Authentische Vorkommnisse in der Heeresversuchsstelle Peenemünde liefern den historischen Hintergrund für einen Roman, der reiches Tatsachenmaterial und dichterische Erfindung auch deshalb zu einem eindrucksvollen Bild vereint, weil die Autorin aus eigenem Erleben schöpft.

ISBN 3-930199-13-0

(früher erschienen im Vision Verlag Berlin, ISBN 3-928787-00-4)

3. Auflage 2015

© Torgauer Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Herstellung: Elbe-Druckerei Wittenberg

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Die handelnden Personen dieses Romans sind erfunden.

Ihre historische Wahrheit beruht darin, dass sie seinerzeit, besonders unter den im Einflussbereich der V-Waffen-Versuchsstelle herrschenden Verhältnissen hätten existieren können.

Allen,
die in jenen dunklen Jahren
stärker waren
als meine Heldin

Erstes Buch

Versuche

- 1 Vorspiel in Berlin
- 2 Kameradschaftsabend
- 3 A4 ViP
- 4 Haus Seestern
- 5 Es wäre alles so schön auf der Welt, wenn die Liebe nicht wär'
- 6 Männer und Mädchen
- 7 Das Goldene Kalb
- 8 Zwischen Kurfürstendamm und Deutschlandhalle
- 9 Weisse Segel

I Vorspiel in Berlin

Hauptmann Hover sass am unteren Ende des langen Verhandlungstisches. Unten war dort, wo der General *nicht* sass. Auch der Beauftragte des Ministers für Bewaffnung und Munition war so weit von Hover entfernt, dass dieser gerade den braunen Ärmel eines seiner Adjutanten sehen konnte. Trotzdem fand der Hauptmann mit seinem Antrag, der als letzter Besprechungspunkt behandelt wurde, schneller Gehör, als er gedacht hatte. Sogar die braune Gruppe um den Ministervertreter, hier im Verhandlungssaal des Heereswaffenamtes nur eine Enklave zwischen dem einmütigen Grau der militärischen Uniformen, zeigte sich verständnisvoll.

Hover entledigte sich seines dienstlichen Auftrages in vorgeschriebener straffer Haltung. Dass sie dennoch fast ungezwungen wirkte, verdankte er dem Reitsport. Ab und an ein Pferd zwischen den Beinen zu haben, hatte den Fabrikanten für Gemüsekonserven, Ulrich Hover, mit dem Krieg ausgesöhnt. Während seine Frau in der Oderniederung frisches Gemüse aufkaufte, verhandelte er junge Menschen. Kein schlechter Tausch für ihn. Dass der Verhandlungston anders war, wo es nicht um Kohlköpfe ging, verstand sich von selbst. Heute hatte das Material zwei Beine und langes Haar.

«Die Insel braucht Arbeitskräfte. Dringend!»

«Sie haben doch das Versuchskommando Nord», warf ein Oberfeldintendant ein. «Welche Versuchsstelle kann das aufweisen: nach fast zweieinhalb Jahren Krieg – noch keine Ergebnisse und eine Barackenstadt voll fronttauglicher Soldaten.»

Der Bevollmächtigte des Ministers lehnte sich zurück und forderte seinen Adjutanten auf, zu sprechen.

«Die Verhältnisse in der Versuchsstelle ‚Insel‘ sind besonders gelagert. Die Soldaten werden als Spezialisten für die Fertigung und

spätere Bedienung der Waffe ausgebildet. Jetzt geht es um die Erhöhung der Anzahl weiblicher Arbeitskräfte.»

Der Hauptmann bestätigte es. Des Personalchefs Vorschlag sei doch einleuchtend. Man brauche nur die Angehörigen des Kriegshilfsdienstes – die ehemaligen Arbeitsmädchen – durch Dienstverpflichtungen an die Versuchsstelle zu binden.

Neben Hover räusperte sich ein Major. Vielleicht war seine Tochter Arbeitsmädchen, und ihm fiel ein, dass sie nicht würde studieren können.

Hover sah die Reihe der Offiziere entlang. Graugrüne Uniformen. Graugrün waren auch die Kohlköpfe, wenn es geregnet hatte, bei den Bauern an der Oder. Lasst sie nicht erst verfaulen. Ich schicke morgen zwei Lastwagen, hatte er oft bei der Besichtigung gesagt. Arbeitsmädchen transportierte man nicht auf Lastwagen. Dafür war man zu sehr Kavalier. Wenn sie im Kriegshilfsdienst ihre schmutziggelben Uniformen nicht mehr zu tragen brauchten, die ihn immer an Runkelrüben erinnerten, waren sie nahezu kasinofähig, diese Neunzehn- und Zwanzigjährigen. Bekam man für einen Bürohengst zwei von diesen Gänschen, konnte die Insel ihre Termine, auf die man in Berlin ständig pochte, einigermaßen einhalten.

«Es wäre gut, wenn die Mädchen von sich aus einwilligten, ohne Verpflichtung», sagte der General nach einer Denkpause. Hover verstand. Kohlköpfe wurden mit dem Haumesser von den Wurzeln getrennt. Die Schärfe der strikten Verfügung hätte bei einigen hundert Mädchen etwas Ähnliches durchgeschnitten: Träume, Studium, Ausbildung. – Wer fragte denn bei den Männern danach? Das zu äussern wäre unpassend gewesen. Es war auch gar nicht nötig. Hover gestattete sich ein Lächeln.

«Ich sehe da keine Schwierigkeiten, Herr General. Im Allgemeinen haben sich die KHD-Mädchen auf der Insel ausgezeichnet akklimatisiert. Wir bieten für heutige Verhältnisse manchen Anreiz: Meer, Strandleben, Wassersport.»

«Und Männer aller Qualitäten», spottete der Oberfeldintendant.

Der General und der Ministervertreter ignorierten den Einwurf. Hover hatte gewonnen.

Die braune Enklave verliess den Konferenzsaal zuerst.

Wie Pfifferlinge. Die findet man auch immer in Grüppchen. Grosser Hut, dünne Beine. Hover stand, als der hohe NS-Führer an ihm vorbeikam, unter dem Führerbild, das die eine Schmalseite des Raumes einnahm. Der gewichtige Mann sah ihn fest an. Seinem Minister lag die Insel besonders am Herzen, seit er, damals noch Inspekteur für das Bauwesen, einen wichtigen Teil des Werkes aus dem Boden gestampft hatte.

Kaum war der General in seinem Amtszimmer verschwunden, trat der Oberfeldintendant zu Hover. «Na, alter Mädchenhändler, haben Sie es mal wieder geschafft? Netter Posten, den Sie da bekleiden.»

«Wie man's nimmt, Herr Oberfeldintendant.»

«Sie tun ja gerade, als müssten Sie Ihr zusammengesuchtes Weibervolk auch selber bewachen.»

Hover schmunzelte. «Dann dürften Sie mich zum Kriegsverdienstkreuz Erster einreichen.»

«Gehen wir essen, Hauptmann?» Ein pikantes Kasinogespräch schien dem Intendanten gewiss. Hover entschuldigte sich, er sei verabredet. Der Intendant machte ein Gesicht, als vermute er, Hover habe mit einem ganzen Dutzend KHD-Maiden ein Rendezvous.

Der mittelgrosse, zur Fülle neigende Mann in Zivil mit dem runden Parteiabzeichen am Rockaufschlag hatte sich so gesetzt, dass er ein Stück des Kurfürstendamms überblicken und die Gedächtniskirche sehen konnte. Uniformen beherrschten das Strassenbild. Eine Kellnerin bat ihn um die Marken für das bestellte Essen. Er liess sie in seinen Reisemarken wühlen, während er eine Gruppe Unteroffiziere beobachtete, die geräuschvoll an einem der Nebentische Platz nahm. Sie trugen die hohen edelweissgeschmückten Mützen der Gebirgsjäger. Der Mann lächelte in sich hinein wie einer, der sich an Vergangenes erinnert fühlt. Die Gedächtniskirche wurde ihm zum Stefansdom, die Berliner Weisse zum Heurigen ... 12. März 1938. Er

fuhr nach Süden, um dem Fürsten Starhemberg die Hand zu schütteln, weil es geschafft war. Freilich ohne ihn, Gustl Schwendtmayr, der im Jahr '36 aus Wiener-Neustadt hatte verschwinden müssen, um in der Obhut des Reiches den Anschluss der Deutschen Ostmark abzuwarten.

«Fräulein, zwei Flaschen Roten für die Gebirgsjäger.» Es ist wegen Eva, dachte er, nur wegen – Eva. Ich bin abergläubisch, ich brauche ein Guthaben bei der Vorsehung. Wenn es Hover wirklich fertigbrächte ... In seine Gedanken um die zwanzigjährige Stieftochter hinein fragte die Kellnerin: «Darf ich den Herren verraten ...?»

«Nein, keine Andeutung.»

«Der Herr ist Österreicher?»

«Gewesen, Fräulein.» Es klang liebenswürdig zurechtweisend. Er sah der Davongehenden nach. Wieder fiel ihm Eva ein. Nicht viel älter als sie, dachte er. Aber das Fahrgestell ist bei Eva besser proportioniert.

Er bemerkte Hover erst, als der seinen grauen Ledermantel in den überfüllten Garderobenständer zwängte. «Wie steht es, hast du etwas erreicht?»

Hover liess den Freund zappeln. Er griff nach der Speisekarte. «Kein bisschen Abwechslung im Gemüse. Warum liefert uns Frankreich keine Artischocken?» Und über den Rand der Karte hinweg: «*Ich* erreiche immer etwas.»

Swendtmayr wurde vor Erwartung ganz kribbelig. Dem ausgemergelten preussischen Wrukenbaron musste man wahrhaftig jedes Wort aus den Zähnen ziehen.

Vom Tisch der Gebirgsjäger her tönte die Stimme eines jungen Österreichers: «Ein Hoch auf den edlen Spender!»

«Prosit!» fielen die anderen ein.

Unwillkürlich straffte sich Schwendtmayr. Amüsiert sagte Hover: «Immer noch so nobel. Aha, alte Landsmannstreue. Warum zeigst du dich nicht?»

«Wozu? Die Männer haben ihren Spass. Weiter wollte ich nichts. Wer weiss, was ihnen noch blüht.»

«Ihr Österreicher seid alle sentimental.»

«Alle?» Schwendtmayr beobachtete mit Genugtuung, dass Hover unruhig wurde. Braunau lag schliesslich auch in Österreich.

«Fast alle», sagte der Hauptmann einschränkend. «Immerhin –

das Theater mit deiner Stieftochter. Ich bin neugierig auf die junge Dame.»

«Du kannst sie also auf der Insel unterbringen?»

«Ich habe es durchgesetzt, dass wir KHD-Maiden dienstverpflichten können, wenn sie selber einverstanden sind.»

«Eva ist es, verlass dich drauf. An ein Studium ist für sie jetzt nicht zu denken. Warum der Vater emigriert ist, die Fragerei macht das Mädchel fertig. Ihr habt eine hohe Dringlichkeitsstufe dort. Ich will nicht, dass sie in einer dreckigen Munitionsanstalt landet. Schliesslich heiratet sie mal einen von den Unseren.»

«Schon fest?»

«Ziemlich.»

Hover musste seine Überraschung mit einem Schluck Wein hinunterspülen. Hier sass einer, der ihm im Manövrieren wohl noch überlegen war. «Ich habe die Maidenführerin unseres Standortes herbestellt», sagte er. «Wenn du es geschickt anfängst, wird sie nicht viel fragen, warum deine Stieftochter ausgerechnet auf die Insel versetzt werden soll. – Da kommt sie übrigens.» Er murmelte: «Runkelrübe», bevor er sie in vollendeter Kavaliersmanier an der Drehtür begrüßte.

Schwendtmayr fiel zuerst der Hut auf. Wegen einer Nackenzwiebel thronte er hoch auf dem Kopfe. Die unvermeidliche braune Ledertasche der Arbeitsmädchen hing ihr über der Schulter. Sie folgte Hover mit einem Schritt, den alle jene Mädchen angenommen hatten, die es seit acht oder mehr Jahren für zünftig und ehrenvoll hielten, Bundschuhe zu tragen. Ich werde sie heute abend in die Oper einladen müssen, sagte sich Schwendtmayr. Ihr Gesicht unter der gewaltsam herabgekniffenen Hutkrempe war jung, aber zu gewollt energisch, um reizvoll zu sein. Trotzdem entschloss er sich zum Handkuss.

«Von der NSV-Gauamtsleitung Posen», vervollständigte Hover die Vorstellung.

Auf den Gebirgsjäger, der sich durch die Menge heranschob, hatte keiner geachtet. Er nahm vor Schwendtmayr Haltung an und sagte: «Gestatten, Herr Amtsleiter, dass ich mich bedanke, im Namen meiner Kameraden. Der Rotspon war ausgezeichnet.»

Die Ovation kam Schwendtmayr in diesem Moment gar nicht so ungelegen.

«Sie sind Wiener?» Die Maidenführerin nahm den scheusslichen Hut ab und lächelte Schwendtmayr an.

Vivat Austria, dachte Hover amüsiert. Auch der Schnürschuh gewinnt heute eine Schlacht.

2

Kameradschaftsabend

Etwa fünf Stunden brauchte man vom Stettiner Bahnhof in Berlin bis zur Insel.

Als der junge Physikochemiker Dr. Jürgen Baer im April des Jahres 1942 über die Brücke fuhr, die das Festland dem vorgelagerten Eiland wie einen Arm entgegenstreckt, trug er die feldgraue Uniform mit dem Gefreitenwinkel am Ärmel. Vom gleichen Dienstrang aus hatte ein Österreicher nach dem ersten Weltkrieg seine «weltgeschichtliche Sendung» aufgebaut. Baer trug sein Zeichen an Mütze und Koppelschloss.

Vierundzwanzig Stunden nach dem Klimawechsel lag die Jacke mit dem Gefreitenwinkel im Koffer obenauf. Baer wurde den Gedanken daran nicht so schnell los. Einen Koffer kann man in eine Ecke stellen oder unters Bett schieben, aber er lässt sich jederzeit öffnen. Der Gefreite darin kann gespenstisch wie ein Scheintoter auferstehen, und dann ginge alles weiter wie in den vergangenen zwei Jahren: Königsbrück und Gross-Born, fremde Landschaften und Flüsse, und ständig der Ekel vor sich selber, wenn man tat, was sie die Notwendigkeit des Krieges nannten.

Die Insel bot dagegen einen erstaunlichen Kontrast. Man feierte sogar Feste. Die Mädchen brauchten sich keine Mühe zu geben, hübsch auszusehen, sie waren es. Ein buntes Zipfeltuch um den Hals, ein farbiger Stoffstreifen zum Turban geschlungen. Sie fingen die Sonnenstrahlen ein in den Mulden der Dünen. Dort war der Sand warm, bereits jetzt im April. Jürgen Baer bemühte sich, weder an den Koffer unter seinem Bett zu denken noch an die bissigen Ab-

schiedsworte des Oberfeldwebels: «Ausgerechnet *Sie* müssen für einen Geheimbetrieb freigestellt werden. Nirgendwo organisiert, keine Kriegsauszeichnungen. Was war Ihre letzte Dienststelle? Die Universität. NS-Dozentenbund hält Sie für nicht sehr zuverlässig. Aber die Rüstung hat langen Arm. Zivile Leitung hat ein Auge auf Sie geworfen. Ich wasche meine Hände in Unschuld.»

Die zivile Leitung war der Technische Direktor der V-Stelle Insel. Baers Professor in Göttingen hatte für ihn einen Entwicklungsauftrag. Gespür für Leute, die seinem Projekt nützlich waren, sagte man dem noch jungen Chef der Versuchsstelle nach. Baer traute es sich zu, etwaige Bedenken, die von der Universität gegen ihn vorliegen mochten, versickern zu lassen. Ein Kameradschaftsabend – kein schlechter Einstieg in diesen Monsterbetrieb auf nördlichem Vorposten. Für die Bar in der Durchgangshalle des technischen Hauptgebäudes hatten die Konstrukteure ihre Reissbretter hergegeben. Eine Angestellte, gross, etwas üppig, von allen «Kaiserin» genannt, betätigte sich am Ausschank. Die Bar erfüllte als Treffpunkt ihren Zweck um so mehr, als das offizielle Tanzverbot auch bei Kameradschaftsfesten respektiert werden musste.

Baer kannte ausser den weiblichen Angestellten seiner Abteilung bisher nur die Betriebsfürsorgerin Marlies Hasse. Sie sass auf einem der zum Barhocker erkorenen Zeichenschemel und schien in Betrachtungen über die Kaiserin versunken. Das Mädchen lachte gefährlich hoch und viel. Ein Wink der Fürsorgerin, und die Kasino-Ordonnanz griff ein. Der Bursche in weisser Jacke entwand der Kaiserin die Weinbrandflasche.

Baer schwang sich auf den Hocker neben Marlies. «Sie haben keinen leichten Posten.»

«Wenn Sie meinen, dass ich mich als Gouvernante all der Mädchen fühle, dann irren Sie sich.» Sie sah der Kaiserin nach, die davonstolztierte. «Oberstleutnant Keiner wäre nicht erbaut gewesen, Christa zusammen mit seinen Ordonnanzen am Ausschank zu finden.»

«Was denn? Der Kasino-Chef und die Kaiser ...?»

Marlies hob die Schultern. «Sie werden sich hier an manches ge-

wöhnen. Er ist ja *nur* dreiunddreissig Jahre älter als sie.»

Ein langer hagerer Hauptmann verwickelte Marlies in ein Gespräch. Jürgen Baer sog am Strohalm und schickte Blicke über die Theke. Eine Braunhaarige war gegenüber aufgetaucht. Sie mochte der gleiche Jahrgang sein wie die Kaiserin. Auffallendes Profil und kräftige Zähne. Mit dem einen ihrer Begleiter hatte Baer sich am Prüfstand bekannt gemacht. Etwas zu nüchtern, dieser Martin Uhlig, für das dunkelhäutige Geschöpf. Offenbar gehörte sie zu ihm, denn er war es, der ihr Glas nachfüllen liess. Dass sie es auch gegen andere erhob, musste er wohl in Kauf nehmen.

Baer hätte so manches in Kauf genommen für ein Zeichen ihrer Aufmerksamkeit, aber sie schaute nicht einmal herüber. Vergeblich durchsuchte er seine Taschen nach der Raucherkarte. Uhlig um eine Zigarette anzugehen, wäre ein Weg. Doch zugleich der primitivste aller möglichen Vorwände. Nein, so nicht! Er ging. Im kleinen Speisesaal der Kantine sass Marlies Hasse bei dem hageren Hauptmann Hover und rauchte. Sie winkte Baer heran.

Es war Abendbrotzeit, und der einzige gemütliche Raum der grossen Kantine füllte sich. Der Hauptmann mit der steilen Stirnfalte und den zu lang und lappig geratenen Nasenflügeln schien so unsympathisch gar nicht zu sein, wie er Baer vorkam. Immer wieder wollte ihn jemand begrüssen. Auch Marlies hatte noch Verpflichtungen, bevor gegessen wurde.

Hovers grauer Offiziersledermantel über der Stuhllehne machte das Abwehren der vielen Platzsuchenden leicht. Ob der Hauptmann noch vor acht Tagen Wert auf seine Gesellschaft gelegt hätte? Irgend etwas hatte an der Uniform des Soldaten Baer immer schlecht gesessen.

Die Kellnerinnen sprachen pommersches Platt. So etwa würde es bei Hanna Peplow klingen. Ob Marlies sie kannte? Vielleicht war sie Werkstattsschreiberin. Von Hannas Vater, der nicht mehr fischen durfte, wusste Baer immerhin, dass er zur Wachmannschaft gehörte. Das Mädchen an Uhligs Seite war Hanna gewiss nicht. Für die Töchter der deutschen Wasserkante war jene zu brünett. Sie müsste Suleika heissen.

Dass sie Eva hiess, erfuhr er wenige Minuten später. Sie stand vor ihm, lächelnd und ein bisschen erhitzt. Marlies hatte es fertiggebracht, sie Uhligs Besitzerblick zu entreissen. Baer rief nach der Bedienung. Auch Hover fand sich wieder ein. Er schien ihre Familie zu kennen und nannte sie Fräulein Eva.

«Wir beide wohnen zusammen», sagte Marlies.

«Im Arbeitsdienst waren wir ein Dutzend im Schlafsaal», erzählte Eva, «und im Kriegshilfsdienst hausten wir zu sechst auf einem Zimmer.»

«So waren Sie nicht allzu enttäuscht, dass es mit dem Einzelzimmer nicht klappte?» fragte Hover.

«Es ist sehr schön so.»

«Die Maidenführerin wollte keine Ausnahme machen», erklärte der Hauptmann.

Sie blinzelte Hover vielsagend an. «Gustl war wohl nicht ihr Typ? Er hat mir von der Unterredung geschrieben . . .» Sie biss sich auf die Lippen, als sie Hovers missbilligenden Blick auffing.

Baer blies Rauchwolken gegen das Plakat mit dem schwarzen Schattenriss. Er sah, dass sich Eva eingeschüchtert über ihren Teller beugte, und er erkannte, wie jung sie war und wie unerfahren. Pst! Feind hört mit! Also auch in ihrem Leben gab es etwas.

Die Insel war das Geheimste vom Geheimen. Das hatte er zu hören bekommen, noch ehe er sein Zimmer bezog. Wer hier arbeitete, musste die arische Grossmutter nachweisen und politisch eine weisse Weste haben. Wie viele mochten es dennoch in diesem Saal sein, die bereit wären, den englischen Fliegern das Kreuzchen in die Landkarte zu zeichnen? Das bewusste Zeichen für Prüfstände, Werkstätten und Laboratorien mit empfindlichen Geräten, verstreut über den westlichen Inselteil im Schutz der Kiefernwälder.

Evas Familienangelegenheiten schienen den Hauptmann sehr zu interessieren. Er wusste von einem jungen Architekten, der sich erst an der Front bewähren wollte, ehe ...! Hover nahm Evas linke Hand und tat erstaunt: «Sie tragen aber keinen Ring.»

An der Tür stand Uhlig und überblickte suchend die Tische.

3

A4 ViP

Das Kurvenlineal, in starker Krümmung wie in sich selbst zurücklaufend, erinnerte Eva an einen Embryo. In einem Buch «Vom Werden des Menschen» war sie Abbildungen dieses vorgeburtlichen Stadiums zuerst begegnet und hatte sie mit Schauern betrachtet. Sie kam damals gerade in die Quinta. Das wusste sie genau, weil es die Zeit war, in der sie ihren Vater verlor; nicht wie andere Kinder, deren Väter im Steinbruch verunglückten oder an einer Operation starben, ihr Vater lebte, und trotzdem hatte sie ihn verloren.

Das war nun neun Jahre her. Ahnungslos verbrachte sie bei den Grosseltern in Langenbrück, dem grossen Dorfe südlich der Kreisstadt, wo sie mit den Eltern wohnte, ihre Osterferien und stöberte in Grossvaters Bücherschrank, weil die auf dem Boden lagernden Jugendbücher ihrer Onkel sie nicht interessierten. «Horridoh Lüt-zow», «Unter Preussens Fahnen» und «Stolz weht die Flagge Schwarz-Weiss-Rot» stand auf den verstaubten Deckeln. Das Buch des Grossvaters sagte ihr mehr zu, wenngleich es Dinge darin gab, von denen sie Erwachsenen gegenüber nicht zu sprechen wagte, aus Angst, man könnte ihr diese Quelle der Erkenntnis wegnehmen. So wie man ihr eine Zeitung weggerissen hatte, die im Kontor herumlag. Dem Rassenschänder das Handwerk gelegt, stand dick gedruckt unter dem Bild eines Mannes mit schwammigen Gesichtszügen. Weiter kam sie nicht. Der Grossvater erkannte den Zeitungskopf «Der Stürmer» über seine Brille hinweg, zerknüllte das Blatt und tobte, das «Saublatt» sei nicht zufällig hier liegengeblieben.

Am nächsten Tage brachte die Mutter weitere Verstörung ins Haus. Sie kam allein, ohne den Vater. Lange sprach sie mit den Grosseltern hinter verschlossenen Türen. Eva hörte die Grossmutter später in der Küche zu dem Hausmädchen sagen: «Auch du halte den Mund, Wally. Man darf dem Kinde nicht das Herz vergiften. Wer weiss, wie noch alles kommt.»

In kurzer Zeit waren die Möbel ihrer elterlichen Wohnung not-

dürftig im Hause der Grosseltern untergebracht. Des Vaters Schreibtisch fehlte, und der Bücherschrank war fast leer. Die Mutter kehrte nach zwölfjähriger Ehe mit dem Zahnarzt Albert Leonhard in ihre Kindheitsheimat zurück.

Eva wechselte die Schule. Die kleine Stadt drüben im Sächsischen war zwar etwas weiter entfernt als die Kreisstadt, aber des Grossvaters Name hatte auch dort noch Klang, während den Zahnarzt Leonhard keiner kannte.

Wenn Eva nach ihrem Vater gefragt wurde, sagte sie ernst und leise: «Er ist abgeholt worden.» Nach etwa einem Jahr schärfte ihr die Mutter ein, sie solle antworten: Meine Eltern leben in Scheidung. «Aber man darf doch nicht lügen», erwiderte sie heftig. Gepresst sagte die Mutter: «Es ist keine Lüge. Dein Vater ist auf dem Wege nach Amerika. Er hasst alles in Deutschland ...»

Eva verband Punkte auf dem Millimeterpapier zu einer schwach ansteigenden Kurve. Ihr scharfgespitzter Bleistift fuhr knapp an dem gekrümmten Rücken des kurzen Kurvenlineals entlang, das sie immer wieder an jene Zeit erinnerte, als sie ihr Wissen um die Geheimnisse der Menschwerdung aus dem verbotenen Buch bezog. Dass zu gleicher Zeit ringsum im Lande Tausende von Menschen zerbrochen wurden, stand in keinem Buch. Und wie man das Mädchen die Geheimnisse der Natur auf eigene Faust enträtseln liess, hielt man auch diese Ereignisse von ihr fern. In wohlmeinender Kurzsichtigkeit.

«Die Kurve müsste doch viel steiler sein.» Eva hatte eine ähnliche Messung schon einmal ausgewertet. Die zaghafte Krümmung war ihr nicht geheuer.

Am Schreibtisch gegenüber liess Christa Kaiser unlustig die elektrische Rechenmaschine rattern und war für jede Ablenkung dankbar. «Da hast du dich eben verhauen.» Sie lehnte sich zurück und gähnte. «Lange mache ich das trockene Zeug nicht mehr.»

Eva wusste, jetzt kam Christas «Platte», immer das gleiche mit Variationen. Etwa so: Oberstleutnant Keiner hatte wieder französischen Kognak organisiert oder Räucheraale, armdick, und die Gäste vom Waffnamt des OKH nannten sie kürzlich schon gnädige Frau.

Das Geschwätz der Kaiserin hatte Eva nur am Anfang Spass ge-

macht. Sie prüfte die Koordinaten. Der Fehler lag tatsächlich beim Massstab. Sie radierte, zog das lange Kurvenlineal hervor, geschwungen wie ein Sensenblatt. Jetzt stieg die Linie schön und stetig an. Der Gipfelpunkt ging über die Beschriftung des Diagramms hinaus. A 4 V i P – das ganze Werk schien sich aus geheimnisvollen Buchstabenreihen zusammensetzen. Man arbeitete in einer HVSt und gehörte zur Abteilung WK. Die unverständliche Diagrammbezeichnung hatte sich aus Evas Gedächtnis im Nu verflüchtigt. «Wenn man wüsste, was es bedeutet, vergässe man es nicht so leicht», sagte sie in der Hoffnung, dass ihr Gegenüber besser informiert sei.

Die Kaiserin gab es auf, nach draussen zu starren. Zwischen den hohen Kiefernstämmen sah man nur Arbeiter mit Elektrokarren entlangzuckeln. Den Leuten, die sie beschäftigten, begegnete man vorn, am Rondell, um das sich neben dem Kasino Häuser der militärischen Verwaltung, der Direktion und die Projektionsbüros gruppierten.

Die Kaiserin hatte zweijährige Erfahrung auf der Insel. Sie war bekannt dafür, dass sie sich immer dann für einen Mann zu interessieren begann, wenn jener sich gerade einem ihr konkurrenzverdächtig scheinenden Mädchen zugewandt hatte. Sie besass die Gabe, zur rechten Zeit schweigen zu können. Schweigend zuhören, mit einem Gesicht, das vollkommene Überlegenheit bei absolutem Nichtwissen vorspiegelt, ist höchste weibliche List. Die Kaiserin gebrauchte diese List längere Zeit mit Erfolg. Erst durch allzu häufigen Wechsel ihrer Bekanntschaften wurde die Taktik ruchbar. Da flüchtete sie vor der Ironie der jüngeren in das Wohlwollen der älteren Herren. Deren träge Belebtheit wurde wettgemacht durch die Vorrechte, an denen sie teilhatte. Wenn man auf die Dienstränge achtete, konnten einem weder die sich verschlechternde Ernährungslage noch die Textilknappheit etwas anhaben.

Die Überschrift des Diagramms zu entschlüsseln war ihr ein leichtes. «In unseren Kreisen spricht man offen darüber», sagte Christa Kaiser. «A 4 bedeutet Aggregat Nummer vier, das übrige bezieht sich aufs Leitwerk. Es ist komisch, keiner erfährt es offiziell, und alle wissen, was hier gemacht wird. Hast du wirklich keinen blassen Schimmer?»

Eva druckste ein bisschen. «Irgendeine besondere Munition, denke ich.»

Die Kaiserin winkte ab. «Hier wird etwas ganz Neues entwickelt.»

Was das Neue war, erfuhr Eva vorläufig nicht.

An Christas geschultes Ohr drang das Türklappen vom Zimmer der Gruppenleiterin. Signal für sie, die Rechenmaschine rattern zu lassen. Traude Hörselmann, eine knapp dreissigjährige Mathematikerin, biss beim Hereinkommen herzhaft in ein trockenes graues Brötchen, ihre einzige Nahrung bis zum Spätnachmittag. Böse Zungen behaupteten, von diesen Brötchen vertilge sie fast ein Dutzend, so dass sich ihre Diät ins Gegenteil verkehre. «Ich bin zu breitschultrig im Gesicht», klagte sie oft. Sie war Hamburgerin und nannte Eva, die jüngste ihrer Arbeitsgruppe, «Lütten». Auf der Schreibtischecke hockend, sagte sie: «Wie wär's mal mit 'ner Nachtschicht, Lütten? Dr. Klemt hat eben angerufen. Heute abend fängt im Windkanal eine neue Messreihe an. A 4 mit verändertem Leitwerk. Soll ich dich mit einteilen, als Protokollführerin?»

«Wenn du meinst, dass ich es kann?»

«Das lernst du schnell. Da sind genug alte Hasen bei. Von zweiundzwanzig Uhr ab geht's bis morgens um sechs, vier Nächte hintereinander. Am besten, du fährst nach dem Mittagessen nach Hause und legst dich hin. Aber nicht verschlafen.» Auf der Schreibtischecke blieben ein paar Brötchenkrümel zurück.

«Nachtschicht – so plötzlich, das hätte mir noch gefehlt.» Christa Kaiser zog die Wachstuchhaube über die Rechenmaschine. Es war Viertel vor zwölf. Ein bisschen zurechtmachen, Hände waschen und geruhsam den Hauptweg entlangschlendern, der nicht der kürzeste war, aber wo man gesehen wurde, dann kam man gerade zurecht ins Kasino. «Mein Verlobter hat sich beschwert, als ich Nachtschicht machen musste. Fünf Nächte hintereinander, weil wir auswetzen mussten, was die Tagschicht verpatzt hatte. Eine Zumutung – auf Schicht gehen wie ein Arbeiter, gerade wenn's im Kasino gemütlich wird!»

«Es ist doch nun mal Krieg.»

Die Kaiserin kämmt ihren kurzgeschnittenen Bubenkopf. «Geniesse den Krieg, der Friede wird fürchterlich.»

Das Telefon zerschrillte das letzte Wort. Es war Martin Uhlig. Eva sprach gedämpft in die Muschel. «Hattest du gutes Flugwetter? – Heute abend bin ich nicht im Kasino. Ich habe Nachtschicht. – Ja, schade. – Was ist das, ein Startfrühstück?»

Die Kaiserin tat, als gelte ihr die Frage. «Kaffee, Cola-Schokolade, Wurst, Eier, Vollmilch. Lass dir's nicht entgehen.»

Eva stopfte sich den Finger ins Ohr. Trotzdem hörte sie die Kaiserin höhnen: «Immer noch so für die Nachtschicht eingenommen?»

«Man muss doch wissen, wofür man hier ist», sagte Eva patzig.

Mit einem lakonischen «Mahlzeit!» ging die Kaiserin und liess Eva allein. Über das Wofür grübeln, A 4 V i P eine unbekannte Grösse. Acht Stunden täglich hatte sie einen zu beschäftigen. Im Büro einer zentralbeheizten Baracke. Richtete man sich nach den Praktiken der Kaiserin, dann blieben etwa vier Stunden reine Arbeitszeit und keine Nachtschicht. Nur – auf das Wofür war es keine Antwort. Man durfte hier nicht viel fragen. Selbst Traude Hörselmann warnte zuweilen mit Blicken. Martin Uhlig wusste bestimmt, worum es ging. Sein Startfrühstück wollte er mit ihr teilen ...

Als der Luftstrom mit einer Geschwindigkeit dreimal grösser als der Schall durch die Messstrecke geblasen wurde, erzitterte der geflügelte Pfeil an seinem Halter. Die Spitze zwang die Strömung in symmetrischer Ablenkung an dem glatten Körper vorüber. Schlieren vom dunkelsten Grau bis fast ins Weisse gehend, Luftströmungen hinter der Glasscheibe der Messkammer. Ein Knopfdruck: Die Luftzufuhr hörte auf, und das Schlierenbild verschwand. Dann rauschte es minutenlang. Die hereingedrückte Luft wurde aus dem Kessel, einem Behälter in Form einer Riesenkugel, so lange ausgestossen, bis die Uhr das für die nächste Messung notwendige Vakuum anzeigte.

«Anstellwinkel minus drei Grad», bestimmte Immisch, der Ver-

suchsleiter. Berthel Drews, einziger weiblicher Versuchsingenieur der Abteilung, schob die doppelten Glaswände der Messkammer zur Seite und montierte an dem Modell, bis die Spitze genau um drei Grad von der Horizontalen abwich.

Und wieder: Fertig – Knopfdruck – brausendes Hereinpresse der Luft – das Schlierenbild auf der Mattscheibe der Spezialkamera, mit dem Schattenriss des Silberfeils im Mittelpunkt – angespanntes Beobachten der Messinstrumente – die Nadeln steigen – zittern – stehen still. Widerstand, Auftrieb. – Notieren – notieren! Schnell, exakt, sonst streuen die Punkte später beim Auswerten. Wer war der Protokollführer? hiess es dann. Schlechte C^a -Kurve. Kontrolle anhand der Schlierenaufnahmen. Da wurde die jagende Luft in ihrer unterschiedlichen Dichte fixiert. Der dunkle Kern des Flugkörpers, die Spitze in der Null-Grad-Stellung gegen die schmale Düsenöffnung gerichtet – ein Bild vollendeter Symmetrie.

«Noch nie etwas mit Technik zu tun gehabt?» fragte Immisch die Neue aus Fräulein Hörselmanns Gruppe.

Technik? Eva hätte lediglich von ihrem Vater erzählen können. In der Zahntechnik gab es silberne Drähtchen, Platten und Spangen aus Gold. Zähne wurden einer roten, dem Zahnfleisch ähnlichen Masse eingesetzt. A4, das Aggregat in der vierten Entwicklungsstufe, hier um ein Vielfaches verkleinert im Windkanal, war modernste Technik. Um dieses Gerät schien sich das ganze Werk zu mühen. Spezialwissenschaftler, Spezialingenieure, Spezialarbeiter taten nichts anderes, als die Form seines Körpers, die Einrichtung seines Inneren, die Flügelstellung seines Leitwerks zu errechnen, zu konstruieren, zu erproben. Auch sie, Eva Leonhard, die sich bisher kaum um Technik gekümmert hatte, war Geburtshelferin dieses «Geschöpfs».

Was erwartete man von A 4? Eva sah zu Immisch hinüber. Ob er darauf antworten würde? Hier sollte jeder nur so viel wissen, wie er zur Verrichtung seiner Teilarbeit brauchte. Ihre Teilarbeit war unbedeutend. Im Koordinatenkreuz eine Kurve vom Nullpunkt stetig ansteigend, eine Flugbahn, was sonst? Und doch war A4 anspruchsvoll.

Man musste den Rechenschieber handhaben, mit der Zahl Pi operieren, mit Sinus und Kotangens.

Das Modell wurde aus der Kammer genommen. Während des Umbaus hielt Eva es eine Weile in der Hand. Es war nicht länger als eine Papierschere und hatte den Durchmesser ihres Unterarms. Der Versuchingenieur wachte darüber, dass sie die aus ungemein dünnem Metall gefertigten Ruder des Leitwerks nicht berührte. «Allein so ein Modell zu bauen ist eine Meisterleistung», sagte er.

«Wann soll es denn fliegen?» wagte sie zu fragen.

«Soll? Schon seit vorigem Jahr. Aber es tut uns nicht den Gefallen. Es hat Mucken →», er sah sie von der Seite an. «Mucken wie eine Frau.»

«Es ist aber gar nicht weiblich», parierte sie seinen Scherz, «das Aggregat.»

Er lachte. «Reine Tarnung. Eigentlich müsste es ‚Ra‘ statt ‚A‘ heissen und weiblich sein. Aber das ist gkdos, stinkgeheim. Auf ein Neues – für unsere Diva.» Er setzte sich an seinen Platz, um die Messung mit veränderter Düse vorzubereiten.

Kurz vor der Schichtablösung überflog eine Staffel englischer Flugzeuge die Insel. Der Lärm ihrer Motoren war trotz des Rauschens zu hören, mit dem der Vakuumkessel in gleichmässigen Abständen Luft ausspie.

4

Haus Seestern

Im Gemeinschaftsraum sehe die eine Wand zu kahl aus, fand der Stabszahlmeister der Unterkunftsverwaltung. Er beschaffte ein Hitlerbild.

Pförtner Labahn verzog das Gesicht. In keinem der vierzig Zimmer hing eins. Nicht einmal bei der Püschel und der Haugk, die immer fuchsig wurden, wenn einer nicht mit Heil Hitler grüsste. Bei denen gab es Postkartenfotos der Reichsfrauenführerin. Mit persönlicher Unterschrift. Es hiess, die Püschel sei bei der Scholtz-Klink im Stab gewesen, ehe sie auf die Insel kam. Labahn fand, dass sie

Frau auf dem Bild, mit dickem Flechtenkranz und gläubigem Blick, überhaupt nicht passte. Die Püschel hätte eher aus einer Pariser Bar stammen können, falls es stimmte, was die Landser von den Französinen erzählten. Der Pförtner des Jungesellinnenheims Haus Seestern, ehemaliger Leuchtturmwärter auf der kleinsten Ostseeinsel, kannte zwar nur einen winzigen Zipfel von der Welt, aber so viel wusste er: Jene, die früh, mittags und abends Heil Hitler sagten, mussten die besten Menschen nicht sein.

Fräulein Haugk glaubte man eher, dass sie es ehrlich meinte. Ihren Verlobten, einen Angestellten der Lufthansa, hatten sie in Afghanistan interniert. Labahn wusste kaum, wo das lag. Wohl sehr weit weg. So einem Mädchen hätte man es nicht verdenken können, wenn sie auch mal andere Männer ansah. Doch sie blieb bei ihren Postkartenhelden, den Ritterkreuzträgern. «Die helfen alle dem Führer den Krieg gewinnen», erklärte sie. Nach Dienstschluss schwebte sie in flatterndem Kimono die Gänge entlang und orgelte mit dunkler Stimme den Deutschen Gruss. Fräulein Hörselmann hatte ihr den Spitznamen «Tragödin» gegeben.

Von der Hörselmann wusste Labahn, dass sie den Wissenschaftlern und Diplomingenieuren gleichrangig war, die in einem Heim «am Platz» wohnten. Das Zimmer der Hörselmann war sein Prunkstück. Wollten Gäste das Wohnheim besichtigen, so versäumte er nie, die Nummer sieben vorzuführen. Immer standen in der kugelförmigen Vase Blumen, auch wenn sie teuer waren. Einen elektrischen Plattenspieler mit grossem Rundfunkapparat besass sie, einen Haargarnteppich, und an der Wand sogar Kunst. In Öl. Eine sich entblätternde Rose, die aus einer altertümlichen Vase gefallen war.

Labahn traute sich zu, mit geschlossenen Augen durch alle Zimmer zu gehen und wie ein Jagdhund mit der Nase die Bewohnerinnen bestimmen zu können. Marlies Hasse röstete auf einer offenen elektrischen Kochplatte jeden Morgen ihre Kommissbrot schnitten. Von den langsam verkohlenden Krumen stiegen blaue Rauchfäden auf, die ihre Spuren in der Luft zurückliessen. Der kalte Zigarettendunst bei Ilse Rubyschewski war wieder anderer Art. In Edith Knorrs Zimmer roch es aus den Steintöpfen auf den Heizköpern et-

was säuerlich. Quark verschafft guten Teint, behauptete sie. Nur wenn sie Herrenbesuch erwartete, wurden die Käsetöpfe weggeräumt. Die Greifswalderin Henny Rosenow, trotz ihrer zweiunddreissig Jahre elastisch wie eine Tänzerin, hielt es mit dem Grünfütter. Düfte von Schnittlauch oder Sauerampfer durchwehten das Zimmer. Sie sammelte Champignons auf den Peenewiesen und ass sogar Löwenzahnblätter. Sonntags rannte sie früh schon im Trainingsanzug zum Strand und machte Gymnastik. Danach huschte sie mit ihrem Tänzerinnetrippelschritt in den Duschraum. Labahn spannte jedesmal, ob er kam, der spitze kleine Schrei, wenn sie unter die kalte Brause trat. Auch Henny Rosenow gehörte zu den Studierten. Sie hätte an einem Gymnasium unterrichten können, hiess es. Vielleicht musste sie es lassen wegen ihrer Schreckhaftigkeit. Denn Gymnasiasten pflegen ihren Lehrern nasse Schwämme auf den Sitz zu legen. Da wäre die Rosenow mit ihrem «Huch» schnell alle Autorität losgeworden. So folgerte Labahn. Den Spitznamen «Kamerad Blinklicht» hatte er ihr zu verdanken. Angeblich wegen seiner früheren Arbeit als Leuchtturmwärter, aber er wusste, dass sein Blinzeln gemeint war. Das Zucken ging nicht mehr weg, der linke Muskel zog sich von selber zusammen. Der huschigen Rosenow schickte er nicht die freundlichsten Gedanken nach: Mach, was du willst, schöner wirst du trotzdem nicht. Von Herrenbesuchen keine Spur, weshalb sie ihm auch nie eine Sondergenehmigung für verlängerte Besuchszeit vorlegen würde. «Kommen auch etwas Männer?» hatte er Marlies Hasse gefragt, als sie kürzlich ihre Geburtstagsfeier anzeigte. Sie war daraufhin so belustigt, dass er stark blinken musste. Wäre es nach ihm gegangen, hätten die Mädchen an jedem Wochenende fröhlich feiern können. Was hatten sie denn von ihren schönsten Jahren in diesem Deibelskrieg? Den Bräutigam im Internierungslager bei den Hottentotten, den Liebsten an der Front, den Bruder oder Vater vielleicht bei den Negeren in Afrika. Nicht tanzen dürfen. Keine schönen Kleider. Sie taten Pellkartoffeln in den Geburtstagskuchen, geraspelte Möhren, Haferflocken und Saccharin. Ein Pulver, das wie Sägemehl aussah, sollte die Eier ersetzen. Abends gegen zehn wurde es in manchen Zimmern laut, in

manchen sehr still. Er, Labahn, hatte die Pflicht, die Gänge entlang-zugehen und zu mahnen. Wo es verdächtig still war, klopfte er un-gerne. Nebenan im Wohnheim Koralle war die Hausordnung stren-ger. Die Kriegshilfsdienstmaiden brauchten wohl eine festere Hand. Dafür sorgte die Maidenführerin mit dem Bundschuhtritt.

Labahn fand es in Ordnung, dass Haus Seestern ohne Heimführe-rin auskam. Schliesslich war er ja da. Er richtete gewissenhaft alle Telefongespräche aus, damit die Rendezvous klappten, und verwal-tete die tägliche Kanne Magermilch. Kleine Ärgernisse nahm er in Kauf. Ein Gast, der zu Edith Knorr wollte, trug ins Besucherbuch «Suppe» ein. Labahn hatte mehrfach blinken müssen, ehe er den Wortwitz begriff: Knorr-Suppenwürfel. Aha!

Vor dem Spott seiner eigenen Nichte, der Hanna, musste er oft sein «Mädchenpensionat» in Schutz nehmen. Sie wollte ihm heute Räucherfisch bringen. Ihr Vater, sein Vetter Peplow, räucherte in ei-ner Tonne, wenn er von befreundeten Fischern jenseits der Peene Frischfisch bekam.

Hanna war in Stralsund und Rostock bei Schiffsmaklern Haus-mädchen gewesen, hatte aber dann in einem Büro richtig gelernt. Wie ihr das gelungen war, wusste der Teufel. Als der Krieg aus-brach, kam sie zurück. Man wurde schwer klug aus der Hanna, wo sie doch um alles in der Welt fortgewollt hatte von der Insel. Sie war viel zu ernst für ihre vierundzwanzig Jahre.

Labahn hörte, wie sie ihr Fahrrad an die Haus wand stellte. Vom Balkon des oberen Gemeinschaftsraumes rief er ihr zu: «Ich verteile man eben die Post.» Er klopfte gerade an die Tür von Nummer 37, als Hanna heraufkam. Für Fräulein Eva Leonhard war der Feldpost-brief. Er hatte die Neue in ihrem roten Bademantel schon herumlau-fen sehen. Die Mädchen taten ihm immer leid, wenn sie Nacht-schicht machen mussten. Auf dem Leuchtturm hatte Nachtdienst be-deutet: Die einsame Kammer im Turm. Über einem das gleichmä-sige Geräusch der sich drehenden Spiegel mit dem Motor, dem po-chenden Herzen des Turmes. Unter einem die Brandung. Rund-herum der Wind und die Fledermäuse. Manchmal kam es ihm vor, als hocke die Nacht nirgendwo so lange wie auf dem winzigen Fel-

sen-Eiland, das man nicht einmal Insel nannte, sondern Oie. Ein Stecknadelkopf auf der Deutschlandkarte.

Er drückte die Klinke von Nummer 37. Hanna stand hinter ihm. «Wer wohnt hier?»

Er liess sie den Namen auf dem Brief lesen. «Zusammen mit Fräulein Hasse.» Er legte den Brief auf den niedrigen Tisch. Seit die Neue eingezogen war, hing das Bild einer nackten weiblichen Figur über der Bettcouch. Und gerade in dieses Zimmer kamen oft Männer. Labahn deutete auf das Bild. «Wie findest du das?»

«Es ist von Kolbe», sagte Hanna.

«Ist das Kunst?»

«Fotografierte Kunst.» Mit raschen Blicken hatte sie Dürers kleines Rasenstück, den Kopf des Bamberger Reiters und ein Landschaftsaquarell erkannt.

Die beiden Mädchen von Nummer 37 hatten sich eine bequeme Sitzecke geschaffen. Für Geschirr und Essvorräte gab es eine Kommode. Hanna dachte an ihre Kammer unter dem Dach der elterlichen Kate, in der man schlafen konnte, aber auch nicht mehr. Kein Wunder, dass die Bewohnerinnen dieser Heime sich mit Dienstverpflichtung und langer Arbeitszeit abfanden. Bei dem Schiffsmakler in Rostock – es war ihre erste Arbeitsstelle – musste sie in einem Brettverschlag neben der Küche schlafen. Statt eines Fensters gab es ein Oberlicht zum Flur. Die Mädchen hier würden im Werk gute Arbeit leisten. Auch sie, Hanna, arbeitete gut. Es war ihr gelungen, von der Werkstattschreiberin aufzurücken in die Personalabteilung. Dr. Baer hatte ihr dazu gratuliert. Morgen würde sie sich die Personalakte der Neuen einmal ansehen.

Ein beizender Geruch durchzog den Korridor von der Küche her. Eva Leonhard blickte verlegen auf, als Hanna gerannt kam. «Ich hatte mich ein paar Minuten in die Sonne gelegt», sagte sie.

Hanna besah sich den bräunlichen Milchreis. «Den fressen nicht mal die Hühner.» Sie kramte in ihrer Tasche. «Ich habe meinem Onkel Räucherflundern besorgt. Wenn Sie ein paar haben wollen?» Sie sagte das in einem Ton, der überschwenglichen Dank ausschloss.

Eva hatte noch nie so frischen Räucherfisch gegessen.

Die einzige Räuherei unten im Dorf durfte nicht an Private verkaufen. Man kam selten an so etwas heran. Das verstand nur die Kaiserin, die ihrem Oberstleutnant armdicke Aale «aus der Nase» zog.

Eva sah sich nach einem Papier um für die Gräten. Dabei fiel ihr der Brief in die Hände. Von Hartmut Wedelstedt. Ihre Finger waren fettig, Grund genug, ihn nicht gleich zu öffnen. Vielleicht war das schon das schlechte Gewissen. Hover hatte erstaunt getan: Sie tragen aber keinen Ring. Also brüstete sich ihr Stiefvater vor ihm mit seiner Kuppelei.

«Je eher du deinen Mädchennamen loswirst, um so besser», behauptete Gustl Schwendtmayr. «Als Frau Wedelstedt bist du tabu.» – «Aber Hartmut», hatte sie geantwortet, «er muss alles wissen.» – «Das erfährt er von mir. Kurz vor eurer Hochzeit. Verstanden!» So bestimmt hatte er noch nie zu ihr gesprochen. «Ganz vernarrt ist der in dich. Ausserdem ist er mir verpflichtet.» – «Wieso?» – «Männerangelegenheit. Du brauchst nur ‚Eva‘ zu sein.»

Die Flundern waren verzehrt. Nun musste sie doch den Brief aufmachen. Sie streckte sich auf die Couch. Eine Zeichnung nahm die halbe erste Seite ein. Zwei Landser vor ihren Militärbetten auf Wanzenjagd. Im nächsten Brief werde ich Dir das hundertste selbstgefangene Exemplar schicken können, schrieb er. Seine Stimmung war offenbar gut, obgleich seine Einheit, noch immer auf den Einsatz wartend, den kommenden Ereignissen entgegenfieberte ... Sollte ich jedoch zu einem Lehrgang beordert werden (einen von uns Leutnants trifft's vermutlich), dann setze bitte alles daran, dass wir uns in Berlin noch einmal sehen. Ich trage Dein Bild insgeheim wie eine Standarte vor mir her

Berlin war nicht sehr weit. Natürlich würde sie fahren. Jeder Wunsch eines Frontsoldaten konnte sein letzter sein. Hartmut durfte man allerdings mit solchen Dingen nicht kommen. Er wollte nach dem Krieg zu den ersten Architekten des Führers gehören, wollte monumentale Bauten errichten. Aber Hartmut hatte schon viel gewollt. Als er nach dem Frankreichfeldzug ins Haus ihrer Eltern kam, triumphierte er: «Nächstes Jahr am ersten Mai findet die Parade auf

dem Adolf-Hitler-Platz in London statt.» Vor Kurzem schrieb er: Die Halbinsel Krim mit ihrem subtropischen Klima wird bald ein beliebtes Ziel für unsere KdF-Reisenden werden.

Gustl Schwendtmayr, ihr frischgebackener Stiefvater, hatte als Direktor des Speditionsvereins viel mit der Garnison zu tun. Ein knappes Jahr vor dem Kriege ging es im Haus der Schwendtmayrs zu wie in einem Taubenschlag. Hartmut Wedelstedt, Unteroffizier und Reserve-Offiziers-Anwärter bei den Kraftfahrtruppen, wurde häufigster Gast. Die vierzehnjährige Steffi litt, seit Eva im Hause war, Qualen der Eifersucht. «Mich sieht Hartmut überhaupt nicht mehr.»

Die Tochter war Gustl aus seiner ersten Ehe geblieben. Sie lebten jetzt zu dritt in Posen. Durch den Osteinsatz kam Steffi von der Arbeitsdienstpflicht frei. Gustl wusste alle Vorteile zu nutzen. Als alter Kämpfer der österreichischen Nationalsozialisten war manche Massnahme im «Altreich» für seinen Geschmack zu preussisch. Er suchte seine Parole «Leben und leben lassen» mit den oft konträr laufenden Ansichten seiner Parteigenossen auf einen Nenner zu bringen. Bei einigen genoss er als Kamerad Schnürschuh eine gewisse Narrenfreiheit, andere bewunderten seine Sicherheit in allen Lebenslagen. Zu letzteren gehörte Hartmut Wedelstedt. Eva, die Tochter von Gustl Schwendtmayrs zweiter Frau – was gab es da noch zu fragen? Er verliebte sich. Und sie würden sich öffentlich verloben, wenn er sich bewährt hatte.

Eva hätte jetzt Ruhe gehabt, den Brief zu beantworten. Aber sie mochte nicht. Jetzt nicht. Ein freier Nachmittag, und die Sonne scheint. Im Windschutz der Dünen sich ausstrecken. Vor vierzehn Tagen lag dort noch Schnee. Prächtig, die Insel. Wo ist der Krieg? Man muss die Augen schliessen, so stark ist die Sonnenstrahlung über dem hellen Sand. Sekunden später zerreisst fernes Aufbrüllen die Stille. Der Windkanal ist in Tätigkeit. Die Tagschicht arbeitet.

Einen Soldaten kann man warten lassen, wenn man die Worte Feldpost und Leutnant nicht schreiben möchte. Aber der in regelmässigen Intervallen sich wiederholende Ton überschreit noch die

Brandung. Er kommandiert streng, unerbittlich; mahnt an pünktliche Ablösung. Ob das A 4 etwas Ähnliches ist wie die Ein-Mann-Torpedos der Japaner? Aber wer soll sich da hineinsetzen? Wäre Hartmut wohl dazu bereit? Oder Martin Uhlig, der Erprobungsflieger? Da winkt kein Ruhmeslorbeer, da wartet der Tod.

5

Es wäre alles so schön auf der Welt, wenn die Liebe nicht wär'

Eva wusste, dass Martin Uhlig im roten Klubzimmer wartete. Sie mochte aber die Tischrunde, die sich zum Abschluss der Versuchsreihe im Kasino zusammengefunden hatte, nicht als erste verlassen.

«Düse, ich wollte einen Insel-Stern und keinen Fischsalat.» Versuchsingenieur Immisch protestierte bei der Bedienung. Gewaltsam nach oben gezwirbeltes spärliches blondes Haar, ein spitznasiges Profil und eine Vorliebe für grellfarbige Blusen und Tücher hatten der jüngsten Kellnerin den Spitznamen Kakaduse eingebracht. Übrig blieb, der Einfachheit halber, die Düse. Ein grösserer Kontrast zu der berühmten italienischen Actrice war kaum denkbar.

Die Düse flatterte, nachdem sie Spiegelei auf Wurstschnitte wunschgemäss geliefert hatte, an den Tisch der höheren Offiziere. Dort residierte als einzige Frau die Kaiserin. Mit herablassender Geste fertigte sie die Düse ab. Als das Mädchen verwirrt davontripelte, ein aufgelöstes Haarröllchen über dem Ohr, verzog Hauptmann Hover angewidert das Gesicht. Es war kein Verdienst, die Einfalt blosszustellen.

Am Nebentisch hatte man wohlwollendere Töne für das Mädchen. «Dass du mir die Portion Zander aufgehoben hast, ist prima, Düse. Aber deine Rechnung, die stimmt nicht. Schreib's man lieber auf.» Was nun auf dem Kassablock herauskam, kümmerte den «Doktor» schon nicht mehr.

Sein Gesprächspartner, ein älterer Professor mit dichtem dunklem Haar und schwarzem Oberlippenbart, kerbte mit dem Löffelstiel Entwürfe ins Tafeltuch.

Jeder achtete diese Knocheien beim Absolvieren der Speisekarte. Der «Professor» nächtigte, so sagte man, nicht selten auf dem Feldbett in seinem Büro. Seit einigen Jahren schien es ausserhalb des Planquadrats Büro-Kasino für den vergrübelten Theoretiker nichts zu geben. Der Doktor, ein dreissigjähriger Praktiker, brauchte mehr Spielraum für seine extravaganten Ziele – und seinen Ehrgeiz. Von diesen beiden ungleichen Menschen hiess es, sie seien die Säulen des A 4-Programms, die Väter des A 4.

Aus einem Seitenzimmer ertönte Klaviermusik. Für Marlies Hasse ein Signal. «Es ist Doktor Baer», sagte sie zu Eva. «Ich will ein bisschen zuhören, kommst du mit?»

Eva blickte vielsagend nach der Verbindungstür. Marlies verstand.

Geduld war Martin Uhligs Stärke nicht. Im roten Klubzimmer suchte er die Wartezeit mit Lesen zu überbrücken. Dabei ärgerte er sich über den anmassenden Ton, in dem «Das Reich» über den Luftkrieg berichtete. Als ob sie die Wunderwaffe schon im Panzerschrank hätten. Im Sessel gegenüber sass ein Mädchen, das Kostüm mit Silberfuchs – natürlich aus Norwegen – behängt. Wenn man das hörte, verging einem die Lust zu weiterer Unterhaltung. Andere grasten auf fremden Weiden und trugen die Schätze Europas zusammen. Man selber hockte auf der Insel, rackerte sich ab ohne sichtbaren Erfolg, weshalb einen dann ein Mädchen wie diese Eva auch warten liess, skrupellos. Kürzlich beim Stöbern in der Buchhandlung fiel ihm in einem Roman der erste Satz auf: Es wäre alles so schön auf der Welt ... wenn die Liebe nicht wär'. Er hatte das Buch gekauft um dieser Sentenz willen. – Saublöd war man doch. Man sah zu viele Wachtposten, zuviel Stacheldraht. Könnte er nicht alle paar Tage ins Flugzeug steigen, würde er hier verrückt. Man müsste mal wieder pirschen gehen. Auf Wildenten. Man brauchte nur auf der Flussseite ein Stück zu segeln. Er hatte den sogenannten Haken von der Luft her ausgemacht. Seinem alten Herrn würde das Herz

im Leibe lachen, wenn er den Landzipfel sähe. Aber der sass in Hessen und verwaltete das Gut eines Frankfurter Plutokraten.

Marlies Hasse sprach ihn im Vorbeigehen an. «Sie kommt gleich.» Es klang in Uhligs Ohren eine Spur zu freundlich. «Düse, zahlen.» Nicht eine Minute länger wollte er warten.

«Du gehst?» Eva kam wie aufs Stichwort.

«Wir gehen», erwiderte er, «wenn du nichts dagegen hast.»

«Wohin?»

«Zu mir.»

Silberne Flügel über einem Flusstal – silberne Flügel über dem Meer – silberne Flügel über dem Eiffelturm, über den Pyramiden, über dem Hradschin. Fotografien, grobgerastert, naturholzgerahmt. Allein die Waschnische war ohne Bild.

Eva schlenderte neugierig durch Martin Uhligs Junggesellenzimmer. Das Bett in der Nische, ein Schreibtisch, bequeme Sitzmöbel. Auf dem Bücherregal Nachschlagewerke, Fachliteratur, 1‘000 Worte Englisch und Spanisch, ein paar Romantitel. Flug, Wolken, Sterne und silberne Schwingen mehrfach variiert. In einem Messingschälchen die blaue Segelfliegernadel mit den drei weissen Schwingen, silbern umrahmt. Wegen dieser Nadel am Rockaufschlag war er ihr aufgefallen.

Er entkorkte eine Flasche. «Hast du Hunger? Wir könnten Kaiserschmarren machen. Eine Art Hausgericht hier.»

«Ist nicht nötig.»

«Der Wein ist hausgemacht, der Kuchen auch. Ich war vor acht Tagen kurz bei Muttern. Dienstreise nach Ludwigshafen. Von dort ist’s ein Katzensprung.»

Sie sassen nebeneinander auf der Couch und liessen die Gläser aneinanderklingen. Eva lehnte sich behaglich zurück. Fürsorglich schob er ihr ein Kissen hinter den Rücken. Er erzählte von der Segelfliegerei als Student an der Wasserkuppe und an der Teck. Seine Diplomarbeit: Entwurf eines neuen Segelflugzeugtyps. Dann kam der Motorflug. Eine Prüfung nach der anderen. A 1 bis C 2 – und der Blindflugschein. Flugkapitän – das Ziel – stand noch aus.

Aber keine Uniform. Nein. Man war jemand, man hatte es nicht nötig, das Lametta. Man wollte nicht eingestuft werden nach Schnauze. Nicht nach Alter, sondern nach Können.

Das gefiel ihr. Er schob ihr ein flaches Stück Schokolade in den Mund. Bittersüßer Geschmack, lange entbehrt. «Was bedeutet eigentlich Startfrühstück?»

«Eine Sonderzuteilung. Kalorien, Vitamine. Wenn wir über siebentausend Meter rauf müssen.»

Siebentausend. Sie sah ihn gross an. Er winkte ab. «Siebzig ist gefährlicher. Aber es strengt eben an. Wegen der Sauerstoffmaske.» Behutsam nahm er ihr das Glas ab. Dann beugte er sich über sie, und sie küssten sich. Als Eva die Augen wieder öffnete, sah sie sein Gesicht mit dem eckigen Kinn dicht vor sich, und hinter seinem Haarwirbel überflog die Junkersmaschine den Eiffelturm.

«Ich bin noch nie geflogen», sagte sie.

«Ich nähme dich sofort mit, wenn ich dürfte.»

Vom Eiffelturm hatte Hartmut erzählt. Sein Brief lag noch unbeantwortet in ihrer Mappe. «Der blöde Krieg», sagte sie, sich aufrichtend. «Alles ist verboten. Immer heisst es: nach dem Endsieg.»

«Hast du jemanden draussen?» fragte er.

«Ich bin verlobt.»

«Ach!» Es schien, als wolle er sich darüber lustig machen. Aber das Lächeln misslang.

«Du glaubst mir nicht?»

«Du trägst ja keinen Ring.»

«Das macht's doch nicht. Hartmut rechnet damit, dass ich auf ihn warte.»

«Hm-m.» Ihre hilflose Bewegung entging ihm. Er stand auf und zündete sich eine Zigarette an. «Noch ein Glas Wein?»

«Nein, danke. Ich habe schon einen Schwips.»

«Kaum anzunehmen.» Er schaltete am Radio. Quietschen, dann Marschmusik. Im Nu war sie neben ihm, drehte ab, sah fast streng zu ihm auf. Er verbarg seine Ratlosigkeit, lachte spöttisch. «Wir haben doch unser Gespräch beendet. Unter diesen Umständen ...»

«So», unterbrach sie ihn, «unter diesen Umständen gibt es kein

Gespräch mehr zwischen uns! Dann – dann kann ich ja gehen.» Ihre Stimme war nicht mehr fest. Sie hatte in der Garderobe schon den Schal umgelegt, als er hinzukam. Er zog die Tür heran. Im engen Vorraum, wie eingepfercht, half er ihr in den Mantel und strich mit festem Druck an ihren Armen entlang. Gern hätte er gesagt: Willst du nicht bleiben; statt dessen sagte er: «Gehen wir.» Auf der Treppe kam ihm wieder der Anfangssatz des Buches in den Sinn, das auf seinem Nachttisch lag. Es wäre alles so schön auf der Welt, wenn ...

6

Männer und Mädchen

«Schön, dass du ein bisschen Zeit für mich hast, Marlies. Ich bin seit gestern Strohwitwer. Mich zieht heute nichts nach Hause.»

«Ist Käthe nach Dresden gefahren?»

«Ja, mit den Kindern. Das Mädchen hat Urlaub.» Betriebsingenieur Heinz Brettschneider sass in seinem Büro vor einem Stoss Papiere. Er fühlte den besorgten Blick seiner Kusine Marlies Hasse.

«Du siehst abgespannt aus, Heinz. Wärs du doch mitgefahren, deine Eltern hätten sich gefreut.»

«Geht doch nicht.» Er griff wahllos in die Papiere. «Der Doktor braucht dringend Leute für eine Versuchsreihe. Wen soll man da wo herausnehmen? Fräulein Püschel wurde mir empfohlen.»

Marlies sagte zögernd: «Politisch – nichts dagegen. Aber fachlich – nein. Ein anderer Vorschlag: Eva Leonhard.»

«Ist das deine Zimmergenossin?»

«Ja, sie hat sich gut eingearbeitet.»

«Ich hörte es schon von Klemt. Aber dies ist ein Spezialversuch.» Brettschneiders Blicke gingen zwischen den Personalakten und seiner Kusine hin und her, als sei ihm jede weitere Erklärung unangenehm. «Ich dachte, du wüsstest es.»

«Was?»

«Ihr Vater lebt in Amerika.»

«Na und?»

«Er ist Halbjude.»

Marlies zuckte zusammen, fing sich aber rasch. «Dann wäre Eva Vierteljüdin. Sie ist mindestens so zuverlässig wie hundert andere.»

«Trotzdem – bei unseren strengen Einstellungsvorschriften bleibt sie ein Ausnahmefall. Ich weiss nicht, was Hauptmann Hover sich gedacht hat.»

«Hover kennt ihren Stiefvater. Der stammt aus dem Kreis um den Österreicher Graf Starhemberg. Schwendtmayr ist jetzt in Posen irgend etwas Hohes beim Reichs Statthalter.»

Brettschneider winkte ab. «Geh mir weg mit den Ostmärkern. Die helfen uns am wenigsten den Krieg gewinnen. Und das müssen wir. Es wird schon überall schwierig, mit Menschen und Material. Wir haben das Fertigungswerk aufzubauen. Gleichzeitig das A4 produktionsreif zu machen. Dann brauchen wir Flak, mehr Werkschutz, Facharbeiter. Der Doktor ist heute mit dem General zum Führerhauptquartier gestartet. Zum Vortrag.»

Marlies war betroffen, obwohl sie von den Sorgen der Werkleitung wusste. Ihr Vetter hatte sie auf die Insel geholt, bald nachdem er selber Fuss gefasst hatte. Sie glaubten damals beide noch daran, der Krieg liesse sich vermeiden, wenn man entsprechend gerüstet sei. Marlies war Heinz Brettschneiders Vertraute von Anfang an. In all den Jahren ging es um nichts anderes als die Eingruppierung des A 4-Projekts in die höchste Dringlichkeitsstufe. Das hiess grosszügige Materiallieferungen, mehr Menschen, vor allem Spezialkräfte für die Forschung. Vortrag bei Hitler, war das nicht die grosse Chance?

Brettschneider versprach sich wenig davon. Es müsse schlimm stehen mit Arbeitskräften, sonst würde man nicht ausgerechnet KZ-Häftlinge auf die Insel schicken.

«Ein Lager – hier? Das ist doch unmöglich.»

Brettschneider machte eine unsichere Geste. «Manchmal könnte man zweifeln, dass der Führer noch den Überblick hat.» Er packte die Papiere zusammen. «Ich habe eine Karte fürs Kasinokonzert. Dich interessiert unsere Radaukapelle ja nicht. Mich lenkt es ein bisschen ab.» Er verschloss die Akten im Panzerschrank. «Weisst du noch, wie wir hier anfangen? Da war manches recht primitiv. Es

gab für den ganzen Betrieb eine einzige Bleistiftanspitzmaschine. Aber es machte Spass.»

Marlies erinnerte sich mit einem leisen Seufzer. «Damals träumtet ihr von Funkstationen im Weltraum. Raketenstarts zum Mond. Der Doktor konnte stundenlang seine Pläne entwickeln.»

«Das war in der Kantine. Das Kasino stand noch gar nicht.»

«Er hat uns mit seiner Begeisterung alle angesteckt. Ich war stolz, dass ich hier mitmachen durfte.»

«Heute nicht mehr?»

Sie hatten das Rondell vor dem Kasino erreicht. Die Werkkapelle spielte Wagner. Marlies sagte ausweichend: «Geh. Es hat schon angefangen.»

Mondlicht erhellte die Landstrasse. Während sie langsam die Pedale trat, versuchte sie, auf das «Heute nicht mehr?» eine Antwort zu finden. Woran lag es, dass sich ihre Einstellung zur Arbeit in der Versuchsstelle geändert hatte? Waren ihre Aufgaben nicht gewachsen mit der Vergrößerung des Betriebs? Waren nicht die leitenden Männer, deren Wissen sie bewundert hatte, dieselben geblieben? Sie hatte nicht wahrhaben wollen, dass bei dem Begriff Heeres-Versuchsstelle der Akzent auf dem ersten Teil des Wortes lag. Schon vor Kriegsbeginn. Die Mitbegründer, die ihr als friedliche Weltraumpioniere erschienen waren, hatten ihre Arbeit im vollen Bewusstsein des drohenden Verhängnisses für die Rüstung zur Verfügung gestellt. Heinz Brettschneider behauptete, ohne Geldgeber wären sie in den Anfängen der Raketenforschung steckengeblieben. Aber hatte er nicht auch gesagt, dass sich jede Erfindung durchsetzen würde, wenn ihre Zeit da sei? War nicht der stille Professor das beste Beispiel eines unermüdlich forschenden Gelehrten? Er hatte es vermocht, die Filmindustrie für die Weltraumforschung zu interessieren. Seine Schriften liessen die Raketenenthusiasten in aller Welt aufhorchen. Nun machten sich die Jüngeren seine Erfahrungen zunutze. Als gelte es, einen Staffellauf zu gewinnen, wollten sie, kaum im Besitz der Stafette, davonpreschen. Sie scheuten die Mühsal eines opferreichen Forscherdaseins. – Marie Curie hatte im

Schuppen eines Pariser Vorortes das Radium entdeckt. Die Pioniere der Raumfahrt hatten sich kaufen lassen. Niemals würde sie ihrem Vetter gegenüber so sprechen können. Nur einen Menschen gab es, vor dem sie keine Scheu zu haben brauchte.

«Ist es nicht doch möglich, dem Soldaten Axe Bescheid zu sagen, dass ich hier bin?» Marlies' Bitte liess den Gefreiten in der Wachbaracke des Soldatenlagers ungerührt.

«Besuche sind um diese Zeit im VKN-Lager verboten.» Er zerlegte seelenruhig einen Bückling. «Ausserdem kann ich hier nicht weg.»

«Ich will Axe nicht besuchen, ich habe ihm nur etwas auszurichten.»

Mit einemmal legte der Gefreite das Bücklingsmesser weg und nahm Haltung an. Ein Oberzahlmeister passierte den Lagerausgang. Er hatte Marlies' Einwand gehört. «Warum tun Sie der Dame nicht den Gefallen?» herrschte er den Soldaten an. «Schicken Sie nach dem Mann.»

«Herr Oberzahlmeister, ich habe niemanden zum Schicken.»

«Dann gehen Sie gefälligst selber. Ich bleibe solange hier.»

Der Oberzahlmeister blickte Marlies herausfordernd an und zog seinen Uniformrock straff. «Wir kennen uns doch, Fräulein Hasse.»

Die Erscheinung des noch jungen Oberzahlmeisters war viel zu auffallend, als dass Marlies ihn nicht wiedererkannt hätte. Vor einiger Zeit hatte es in der Soldatenkantine Ärger gegeben. Die Küchenfrauen verfügten weder über einen Waschraum noch über eine gesonderte Toilette. Und das bei mehr als tausend Soldaten. Als die Betriebsfürsorgerin sich der Sache annahm, erschien Oberzahlmeister Hanke in der Kantinenküche und stimmte ihren Vorschlägen mit solcher Selbstverständlichkeit zu, dass Marlies sich fragen musste, wozu erst der ganze Lärm. Doch dann bemerkte sie die bitterbösen Blicke, mit denen die Schälfrauen und Abwäscherinnen diesem Mann entgegensahen.

Bei den Besuchen in der Kantine hatte Marlies Herbert Axe kennengelernt. Nachdem ihre Mission im Soldatenlager erfüllt war,

suchte er sie eines Sonntagvormittags am Strand. Er stand auf der Düne, und alles an ihm flatterte. Das lag nicht am Kammerunteroffizier, sondern daran, dass auf diesen Menschen überhaupt keine Uniform passen konnte. Als er jetzt mit dem Gefreiten auf die Wachbaracke zueilte, nahm sie wieder dieses Flattern an ihm wahr. Der exakt gekleidete Hanke verbiss sich eine spöttische Bemerkung und beschränkte sich auf ein herablassendes: «Wünsche einen schönen Abend, Fräulein Hasse». Von seinem Geschwätz war nur so viel bei Marlies haften geblieben, dass er demnächst neben Oberstleutnant Keiner für das Kasino zuständig sein würde. Der Landser in der verbliebenen Uniform mit Knobelbechern und Krätzchen erschien ihr nun erst recht bedauernswert. Am Haus Seestern stellten sie ihr Fahrrad ab. Zwischen den Kiefern blitzte das Leuchtfeuer der Oie auf. Es war noch zu früh für die Flieger. Herbert Axe war Ethnologe. Die Völkerkunde gehörte nicht zu den Wissenschaften, mit denen man sich vom Kriegsdienst loskaufen konnte. Wenn man die richtige Fakultät gewählt hätte, wäre man vom Waffentragen zum Waffenschmieden freigestellt worden. Aber richtig besehen war eines so schlimm wie das andere.

Er war zwölf Jahre älter als Marlies. An diesem Abend gestand er ihr, dass er nicht mehr mit dem Leben fertig wurde. Mit seiner Ehe nicht und mit dem Krieg nicht. Mit der Kunst nicht und nicht mit seinem Beruf. «Die Welt braucht wieder einen Heiland», sagte er, «einen Erlöser in des Wortes tiefster Bedeutung.»

Sie standen Arm in Arm an einem Dünendurchblick und beobachteten das ferne Leuchtfeuer. Axe schien die Sekunden zwischen dem Aufblinken zu zählen. Er fuhr fort: «Der Mensch muss auf das zurückgeführt werden, was er einmal war. Er muss den Weg nach innen gehen. Mit Hilfe einer neuen Kunst, mit neuer Erziehung, neuen Erkenntnissen.»

Marlies versuchte, ihm zu folgen. «Woher soll das kommen?»

«Vieles ist schon da. Ich werde dir Bücher mitbringen.»

Sie wusste, wie er unter dem Lagerleben litt. «Mit dieser Zuversicht wirst du durchhalten, Herbert. Der Krieg kann nicht ewig dauern.»

«Lange genug, dass mein Bruder in Dachau zugrunde geht.»
«Dein Bruder ist im Konzentrationslager?»
«Er hat unsere Lehre zu laut verkündet. Er ist Prediger.»
«Hier sollen auch Häftlinge eingesetzt werden», sagte sie gepresst.

Unwillkürlich liess Axe ihren Arm los. «Ist das wahr?» Er wankte zu einem Baumstumpf. «Das täglich sehen müssen!»

Marlies hockte sich neben ihn. Aufschluchzend nahm er ihre Hände. «Alle Religionen der Welt haben das nicht verhindern können.» Er hob den Kopf. «Der Leuchtturm – er blinkt nicht mehr.»

Sie sassen, als könnten sie durch übermenschliche Geduld das Blinklicht wieder zum Aufleuchten bringen. Zwei Menschen, die einander in der Finsternis nahegekommen waren. Doch sie nützten die Verborgenheit nicht, um im gegenseitigen Sichfühlen Trost zu finden. Axes Selbstvertrauen war bereits so erschüttert, dass es ihm fernlag, in der jungen Frau Hoffnungen zu wecken.

«Ich danke dir sehr», sagte er, als sie sich trennten. «Wirklich sehr.» Er sah ihr nach, bis sie im Haus verschwunden war. Dann ging er zum Lager hinunter, an der Wachbaracke mit dem grinsenden Gefreiten vorbei.

Oben in ihrem Zimmer tat Marlies mechanisch die gewohnten Verrichtungen. Eva war noch im Konzert. Was hatte Herbert Axe gemeint: Keine Religion der Welt hat *das* verhindern können? War *das* der Krieg allein? Die Konzentrationslager? Der Nationalsozialismus? Er hielt es für selbstverständlich, dass auch sie dagegen war. Eva hatte sie einmal gefragt: «Warst du im BdM?» Herbert Axe hatte ihr das nicht einmal zugetraut.

Sie war 1934 eingetreten. Ihr Vater, Musiklehrer Hasse, wurde Mitglied der NSDAP. Er war nicht dazu gezwungen worden. Das konnte niemand behaupten. Aber seinen Knabenchor hatte man gleichgeschaltet. Die Jungen sangen nun im Braunhemd. Die Umwandlung geschah von einer Chorprobe zur anderen. Chorleiter Hasse verschwamm alles zu Diagonalen: Schulterriemen links oben, rechts unten – links oben, rechts unten. Von der Achselklappe zum

Koppel lauter verschobene Notenlinien, unbrauchbar, um Musik einzuschreiben. Die jüngsten in der ersten Reihe, die Sopransänger mit den Engelstimmen, hatten ihn schliesslich zur Besinnung gebracht. Diese Kinderaugen schienen zu betteln: Lassen Sie uns nicht im Stich.

Von seinen älteren Schülern sprachen es einige aus, kurze Zeit darauf, als die Frage aufgeworfen wurde, wer diesen Chor, Glanzstück in der musischen Erziehung der Hitlerjugend, nun leiten sollte. Mit dem klobigen Abzeichen am Rockaufschlag wurde die Vaterschaft – für den alternden Musiker Herzenssache – neu erkaufte. Er bekam einen Titel dazu, und bald hatte er sich an die Diagonalen der Schulterriemen gewöhnt.

Er war über seinen Schatten gesprungen. Heinz Brettschneider, der Neffe, Student der Technischen Hochschule im letzten Semester, Parteigenosse und aktiv im NS-Studentenbund, hatte, als er zu Besuch kam, erfreut mit dem Onkel angestossen auf Deutschlands Erneuerung durch den Nationalsozialismus, auf die Gesundung der Welt durch das Germanentum.

Marlies war im Bund deutscher Mädel schnell zur Jungmädelführerin aufgerückt. Sie organisierte eine Blockflötengruppe und übte Stegreifspiele ein nach alten Märchenvorlagen. Sie las die «Führerinnenbriefe», manchmal auch «Das deutsche Mädel» und erzählte den Zehn- bis Vierzehnjährigen von grosser deutscher Vergangenheit. Sie durfte zur Sonnenwende den Gruppenwimpel tragen. Mit «Aus grauer Städte Mauern» zogen sie durch die Stadt. Hand in Hand mit dem schneidigen Fähnleinführer sprang sie durchs Sonnenwendfeuer. Der feste Händedruck des Jungen in den knappen Lederhosen und strammsitzenden Kniestrümpfen, beim «Tampet» und beim «Schüddel-de-Büx», das war für sie der BdM. Und Sammeln gehörte auch dazu. Zum Eintopfsonntag, fürs Winterhilfswerk, für die Volkswohlfahrt. Mit achtzehn erhielt sie zum Rhombus das runde Abzeichen. Ein Hoheitsträger mit silbergesticktem Adler auf dem braunen Rock begrüßte den Nachwuchs der NSDAP, der erzogen war nach der Devise: Gelobt sei, was hart macht.

Merkwürdig, von da ab wurde alles fade. Die Leute schimpften,

weil die Butter knapp wurde. Und was war da mit Franco in Spanien eigentlich los? Einen Lehrgang auf der Gebietsführerinnenschule lehnte Marlies ab nach einer Auseinandersetzung mit der Kulturreferentin, die Baldur von Schirachs Lyrik über Rilkes stellen wollte, weil Rilke ein weichlicher Mensch gewesen sei. Der stramme Fähnleinführer ging zur See. Jeder wollte schon etwas sein, «wenn es losging». Sie wurden Ordensjunker, Führer-Anwärter, Referenten, Bannführer. Wurden deutschgläubig und Judenhasser. Sie bereiteten sich darauf vor, Brände zu schüren, die mit der Romantik vom Sonnenwendfeuer nichts mehr gemein hatten.

Marlies hörte zu Neujahr Beethovens Neunte Symphonie in Dresden. Ihre Erschütterung bei dem Gesang an die Freude hing mit dem bevorstehenden Abschied zusammen. Sie hatte ihre Ausbildung auf einer Lehranstalt für soziale Frauenberufe beendet. Auf der Insel, wo ihr Vetter arbeitete, wartete eine soziale Aufgabe. Damals hätte sie die Frage, ob sie im BdM gewesen sei, noch unbefangen beantwortet. Sammeln, das schienen gute Werke zu sein; Sonnenwendfeuer entzünden – alte deutsche Tradition; Märchenspiele, Blockflöten- und Klampfenorchester – Freude am Schönen. Man lehrte auch in den Adolf-Hitler-Schulen: Goethe und Schiller sind bedeutende deutsche Dichter. – Wie denn? Werden bei Schillers grosser Menschheitsumarmung bestimmte Rassen ausgeklammert? Manches war unlogisch an der Rassenlehre. Die Japaner waren genehm, waren Arier und gehörten zur grossen Achse. Dafür verbreitete man, und in den Führerinnenbriefen stand es auch, die Franzosen seien degeneriert, die Polen liederlich und die Tscheche! sei ein künstliches Gebilde im deutschen Stammland. Hier steckte es, jenes unbestimmt klingende «Das». Ob Evas Vater in einem KZ gewesen war? Sie hatte vom elften Lebensjahr an bei den Grosseltern gewohnt.

Wie ist das, wenn man anfängt, sich zu verachten? Marlies lag im Dunkel ihres Zimmers, lange, und horchte in sich hinein.

Mit dem Badenweiler Marsch beendete das Werkorchester sein Konzert. Nachlässig die Arme verschränkt, liess Jürgen Baer den

Lieblingmarsch des Führers über sich ergehen. Mit viel Bravour und Blech. Vor weiteren Zugaben flüchtete er aus dem Saal.

Eva sass zwischen Hover und einem noch jungen Hauptmann der Luftwaffe. Während des Konzerts war ihr eingefallen, woher sie sein Gesicht kannte. Aus Fräulein Haugks Heldensammlung. Sie wusste von Hover, dass der Ritterkreuzträger mit dem Eichenlaub viele Feindflugzeuge abgeschossen hatte und nun seine Kampferfahrung der Erprobungsfliegerei widmen werde. Der Kontakt zu seinen zivilen Kameraden liess allerdings zu wünschen übrig. Im Klubraum, wo Martin Uhlig mit Wodruba, einem Chemiker aus Wien, fachsimpelnd sass, steuerte der Fliegerhauptmann auf einen anderen Tisch zu. Eva blieb bei Uhlig stehen. Hover winkte dem Sieggewohnten zu und setzte sich mit einem Ich-kann-nichts-machen-Achselzucken zu Uhlig. «Sie waren nicht im Konzert?»

«Ich bin leider völlig unmusikalisch.»

«Das sind viele hier. Sie geben es nur nicht zu», behauptete Hover.

Eva wusste, dass Uhlig sich etwas darauf zugute tat, weil er nicht heuchelte. Ich verstehe nichts davon, hatte er neulich zu ihr gesagt, aber ich tue auch nicht so, als wäre ich musikalisch, weil's zum guten Ton gehört. Er flog schwierige Erprobungen. Sie versuchte, ihn sich vorzustellen mit umgeschnalltem Fallschirm, angespannt, Kinn vorgeschoben, hoch über den Wolken. Er sprach wenig davon, doch dem Wenigen entnahm sie, dass es eine eigene Welt sein musste, und sie verzieh ihm die Fotos an den Wänden seines Zimmers: die Ju 87 über dem Eiffelturm, die He in über dem Hradschin.

Das Klubzimmer hatte sich rasch gefüllt, die Stühle wurden rar. Dr. Klemt folgte einem Wink Hovers, der noch Platz zu schaffen wusste für ihn, seine Frau und Brettschneider.

Eva sah Frau Klemt zum erstenmal. Das war also die Frau eines Chefs, blond, schön, klug. Ihr Mann sei in die jüngste technische Rechnerin seines Mathematischen Büros verliebt, hatten Klatschbasen der Siedlung ihr zugetragen. Die Frau eines Thermodynamikers,

die das Gerücht ausgestreut hatte, sass mit ihrem Mann ebenfalls am Tisch. Sie gluckste vor Glück, als neben ihr der eichenlaubgeschmückte Held Platz nahm.

Die Düse servierte Frühlingshappen. Quark auf Schwarzbrot mit Paprika und Lauch, garniert mit den ersten Radieschen. Die appetitliche Spezialität kostete nur Brotmarken. Klemt und Frau erhielten die letzten des Angebots. Enttäuscht sah Eva die Düse mit dem leeren Tablett entschwinden.

Klemt zählte die in unregelmässige Dreiecke geschnittenen Brotstücke auf seinem Teller. Als habe er eine schwierige mathematische Aufgabe gelöst, sagte er launig: «So, Leontine, da man sowieso über uns beide spricht, sollen auch alle sehen, dass wir uns lieben. Wir teilen.»

Eva fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Aber die Sicherheit, mit der ihr Chef dieses Stegreifspiel inszenierte, war so hinreissend, dass sie sich, ungeachtet der betretenen Gesichter, den dargebotenen Happen in den Mund schieben liess. Die Klatschsuchtige war tief in den Sessel gerutscht. Ungerührt von alledem, fütterte Dr. Klemt Eva mit Frühlingsdreiecken – immer umschichtig, einen Happen für sich, einen für sie.

«Fast eine rituelle Handlung», sagte Hover schmunzelnd.

«War es auch.» Klemt fegte die letzten Krümel vom Tisch.

Mit der heranrückenden Abfahrtszeit der letzten Werkbahn leerten sich die Klubräume.

Als die Düse zu Eva kam, um das Geld für die Getränke zu kassieren, zückte der Fliegerhauptmann die Brieftasche. Uhlig trat dazwischen. «Das geht auf meine Rechnung.»

Überrascht blickte Eva auf. Üblicherweise zahlte im Kasino jeder für sich, es sei denn, ein Paar gehörte zusammen. Klemt zog prompt die Augenbrauen hoch, und Hover grünte in sich hinein.

«Du musst doch nicht zur Werkbahn», sagte Uhlig beim Hinausgehen.

«Ich hab ja mein Fahrrad.»

Er nahm ihren Arm. Als er in die Anlagen einbog, blieb Eva stehen. Zum grossen Fahrradständer ging es geradeaus. Leise sagte er: «Brettschneider holt gerade sein Rad. Willst du etwa mit dem fah-

ren?» Er zog sie an sich. Der Mond stand jenseits des Kasinos. Das langgestreckte Haus warf einen breiten Schatten. «Komm mit zu mir», bat er. «Es merkt kein Mensch. Morgen machen wir früh einen Strandspaziergang.»

Sie fühlte sich überrumpelt. So war das also. Man bezahlt die Zechen, und dann hat man Rechte. Sie wehrte ihn ab.

«Weisst du eigentlich, was du tust?» fragte er tonlos. «Du versprichst alles und hältst nichts.»

«Ich – versprechen?» Sie wurde zu laut vor Empörung. Erschrocken darüber, verfiel sie ins Flüstern. «Ich habe dir nichts versprochen.»

Er hielt sie mit einem Abrechnung fordernden Blick fest. «Du weisst es nur nicht. Oder willst es nicht wissen. Dein Äusseres, dein Benehmen, dein Lachen – ein einziges Versprechen.» Sie schüttelte den Kopf, den Tränen nahe. Er fuhr fort: «Du hast es doch heute abend gehört, dein Ruf ist nicht der beste. Denkst du, die da drinnen samt ihren biedereren Ehefrauen», er deutete auf das weisse Kasinogebäude, «würden einen Pfifferling für deine Anständigkeit geben?»

Seine Logik verschlug ihr fast die Sprache. «Das ist doch kein Grund für mich, zu tun, was sie von mir denken.»

«Natürlich nicht. Aber du hast auch keine Veranlassung, dich selbst – zu vergewaltigen. Du rückst heute noch zur Seite, wenn ich mich zu dir auf die Couch setzen will. Was meinst du wohl, was die lieben Kollegen sich denken, wenn sie uns beide zweimal in der Woche, wie in letzter Zeit, nach dem Abendessen aus dem Kasino gehen sehen?»

«Das ist mir gleich», erwiderte sie.

«Inzwischen hast du mich soweit, dass ich kein unbestrumpftes Frauenbein mehr sehen kann, ohne dass ... Ist dir das auch gleich?»

Sie fühlte ihr Herz laut pochen. «Das wollte ich nicht, Martin. Aber ich kann nicht. So nicht. Nach alledem, was du mir gesagt hast.»

«Dann ist es besser, wir sehen uns nicht mehr so oft.»

Nach einer Weile, in der einer des anderen Atem hörte, streckte sie ihm die Hand hin.

Er sah ihr nach. Eine helle Gestalt im breiten Hausschatten. Seine

Fingernägel krallten sich schmerzhaft in die Handflächen.

Eva hatte sich noch einmal auf die andere Seite gedreht, als Marlies leise aufstand. Sie musste wieder eingeschlafen sein, denn das nächste, was sie hörte, war Marlies' Rückkehr vom Strand. Es war so bequem, der Strand direkt vorm Haus. Vielleicht fand man leichter aus den Federn, wenn man in Zukunft sonnabends keine Verabredungen mehr hatte. – Komische Gegenüberstellung: Martin Uhlig oder Morgengymnastik.

Martin war der erste hier, der ihr gefiel. Ihre alte Schwäche für sonore Stimmen. Durchs Telefon klang sein Bariton faszinierend.

Marlies ging duschen. Eva kroch aus ihrem Schlafanzug. Vermutlich waren jetzt alle Duschen besetzt. Also erst Zähne putzen. Nackt stand sie vor dem Fliesswasserbecken, liess Wasser ins Glas laufen, betrachtete sich im Spiegel. – Dein Äusseres, dein Lachen – alles verspricht, so ähnlich hatte Martin gestern abend gesagt. Mit feuchten Fingerspitzen fuhr sie von den Oberschenkeln aus langsam über Hüften, Brust bis zu den Achselhöhlen. Das war wie eine Massage. Ihre Hände formten sich zur Schale, umschlossen prüfend die runden Hügel, um schliesslich, an Schulter, Hals und Kopf entlangleitend, die Streckung zu vollenden. Sie vermeinte, vom Boden abschneiden zu können. Triumphierend wendete sie sich dem Bild über ihrer Bettcouch zu. Die Hände hinter dem Kopf verschränkt, die Füsse hebend und senkend, hielt sie Zwiesprache mit der Kolbeplastik. Warum wollen wir verbergen, was die Natur uns gegeben hat? Würdest du dich verleugnen? Nein. Dich hat ein Künstler auf einen Sockel gesetzt. Unverhüllt. Und du bist ganz keusch. Ich verhülle vieles. Warum? Weil es Sitte ist. – Sie kroch in ihren flauschigen Bademantel.

Als sie vom Duschen kam, war das Zimmer in blauen Dunst gehüllt. Marlies röstete Brot. Meist wurden die Scheiben zu dunkel, weil sie nebenbei den Tisch deckte, Zähne putzte oder zur Küche lief, um Tee aufzugiessen. Durch den Röstvorgang entwickelt sich Zucker, und den verlangt unser Körper, so pflegte Marlies ihr tägli-

ches, etwas umständliches Zeremoniell zu rechtfertigen. An diesem Sonntagmorgen deckte sie mit besonderer Sorgfalt den Frühstückstisch und holte ihr letztes Glas Hausmachermarmelade hervor.

Beim Kämmen überlegte Eva, was sie dagegen zu bieten hatte. Sie brachte den Gedanken nicht zu Ende. Sie sah im Spiegel Marlies, die stumm und forschenden Blicks schon eine Weile so gesessen haben musste.

Sie frühstückten. «Nimm doch von der Marmelade.» Marlies rückte einladend das Schraubglas zurecht.

Eva lauschte auf jeden Ton. So sprach man mit einer Kranken. Oder mit Leidtragenden bei einer Beerdigung. Sie fühlte sich abgetastet. Die Merkmale der verfemten Rasse, wo waren sie? Ihr zitterten die Hände. Sie legte das Brot auf den Teller, sah Marlies voll an und stiess hervor: «Wer hat es dir gesagt?»

Die Freundin war einen Augenblick verblüfft, dann ganz liebevoll: «Aber Eva.»

Die verlangte eigensinnig: «Wer? – Hover?» Sie wollte kein Mitleid.

«Ich weiss es von Brettschneider», erwiderte Marlies. «Er musste verschiedene Personalakten einsehen. Er sprach ganz nebenbei davon, wirklich. Und es hat auch gar nichts zu sagen. Sonst wärest du schliesslich nicht hier. Im Arbeitsdienst warst du ja auch.»

Marlies räumte Geschirr zusammen. Warum schwieg Eva so beharrlich? «Für deinen Vater war es sicher noch schlimmer. Aber er ist doch in Sicherheit.» Ihr Trost bewirkte nur, dass Eva ihr Gesicht in einem Kissen vergrub. Marlies wusste sich nicht mehr zu helfen und verliess leise das Zimmer.

Eva warf sich lang auf die Couch. Wenn Marlies ahnte, wie fatal ihre Worte: Für deinen Vater war es noch schlimmer, aber... an Gustl Schwendtmayrs Konzept erinnerten. Als sie das Abitur hinter sich hatte, sagte er: «Wenn du dem Schicksal deines Vaters entgehen willst, musst du versuchen, zum RAD zu kommen. Trägst du das Ehrenkleid der Arbeit für das Reich, bist du rehabilitiert. Hierbei kann ich dir nicht helfen. Das musst du selber schaffen.»

Sie zählte die Viertelstunde im Büro des Bannführers, der die An-

träge bearbeitete, zu den fürchterlichsten Augenblicken ihres Lebens. In die Kolonne der Arbeitsmädchen eingereiht zu werden war für sie eine Lebensfrage. Sie musste doch irgendwohin gehören. Vom Vater wusste sie seit fast sieben Jahren nichts mehr. Ihre Umgebung waren die Grosseltern, die Brüder der Mutter und Gustl Schwendtmayr, inzwischen nationalsozialistischer Amtsleiter im Reichswarthegau. Wenn sie studieren, die gleichen Rechte, die gleichen Möglichkeiten haben wollte wie ihre Schulkameradinnen, musste sie durch den Arbeitsdienst für die weibliche Jugend.

Der Hitlerjugendführer hatte ein feistes, sommersprossiges Gesicht. Nach dem ersten Wortwechsel war ihr klar, dass sie hier unumwunden die Wahrheit sagen musste.

Einmal wurde das Gespräch durch einen Führer mit einer weissen Schnur unterbrochen. Sie dachte: Jetzt werde ich unter einem Vorwand weggeschickt. – Der Bannführer folgte dem anderen ins Nebenzimmer. Sie hörte seine scharfe Stimme. Er schien einigen Unterführern die Leviten zu lesen, es knallten Stiefelabsätze. Nach eilig davontrabenden Schritten wieder die scharfe Stimme: «An die Kandare müssen sie alle, an die Kandare!» Mit rotem Wutgesicht stand der Bannführer wieder in der Tür. Breitbeinig marschierte er auf Eva zu. «So können wir sein – und so.» Er schnippte mit einer schnellen Bewegung seiner Rechten dicht an ihrem Gesicht vorbei. Aufdringlich durchforschte er ihre Züge. Dann tippte er mit einem Finger in die Reiseschreibmaschine: Name – Geburtsdatum – Wohnort –

«Sie sind also Vierteljüdin.»

«Nein, Halbjüdin. Ich habe Ihnen doch ...»

Er unterbrach sie. «Und wenn ich Ihnen sage, Sie sind Vierteljüdin, dann sind Sie eben Vierteljüdin. Verstanden?» Seine kleinen Augen schienen sie hypnotisieren zu wollen.

Als sie später Gustl Schwendtmayr den Vorgang erzählte, sagte er: «Die Kleinen halten sich an ihren grossen Lehrmeister.» Er zitierte Göring: «Wer Jude ist, bestimme *ich*.»

Eva hatte über sich bestimmen lassen. Fragebogen wiesen sie als Vierteljüdin aus. Fünfundzwanzig Prozent, damit galt man als RAD-würdig.

Die Sonne war herumgekommen und tastete mit ihren Strahlen

nach dem Kopf des Bamberger Reiters. Er hatte auch im Zimmer der Maidenführerin gehangen, damals im Arbeitsdienst. Grosse kerndeutsche Vergangenheit. Ein rassereiner Fürst. Marlies kannte sich gut aus in der Kunst. Auch die Gedichte, die Axe ihr brachte, las sie gewissenhaft. Eva hatte das Gefühl, als liesse es sich leichter leben, wenn Marlies alles wusste, alles, die ganze Wahrheit.

Sie schaute auf dem Korridor nach ihr aus. Im Gemeinschaftsraum erzählte Fräulein Püschel, die Scholtz-Klink-Verehrerin, offenbar etwas Komisches. Marlies lachte mit den anderen. Unbemerkt ging Eva zurück ins Zimmer.

7

Das Goldene Kalb

Der hochgewachsene Doktor sah neben dem Gerippe des A 4 wie ein Zwerg aus. Die Elite der Versuchsstelle war in der Zusammensetzungswerkstatt versammelt. Dr. Klemt hatte auch Traude Hörselmann Zutritt verschafft. Sie sollte das *Riesenspielzeug* endlich einmal in Originalgrösse sehen. Ihr gegenüber stand der General, neben ihm Heinz Brettschneider. Einer der Interessiertesten war der junge Dr. Baer. In Gesellschaft des dunkelhaarigen einsiedlerischen Professors bemerkte Traude drei Unbekannte. Sie vermutete in dem älteren den Physiker vom Berliner Kaiser-Wilhelm-Institut, was Klemt ihr auch bestätigte. «Professor Leupold mit seinem Oberassistenten Tiefenbach. Der dritte ist Flugzeugführer.»

Der dritte, dessen Namen Klemt nicht einmal wusste, kam sich zwischen den Kapazitäten der Hochfrequenztechnik, Aero- und Thermodynamik, der Metallurgie, physikalischen Chemie und Ballistik offensichtlich fehl am Platze vor. Gross und breit, wie er war, schien der Flieger überall im Wege zu sein. Das Lächeln der einzigen anwesenden Frau kam ihm zu Hilfe. Hinter zwei mächtigen Porzellanisolatoren hatte sie sich verschanzt.

«Verstehen Sie alles, was die da reden?» fragte er Traude. Der Doktor stand auf einer Leiter in halber Höhe des hautlosen Mons-

trums, schob seine Hände in das Kabelgewirr und legte die metallenen Eingeweide bloss. Ein Arzt, ein Anatom, der jeden Nervenstrang im Körper seines Patienten kennt.

Traude wollte den Flieger nicht einschüchtern und antwortete unbestimmt, man müsse schon sehr aufpassen.

«Natürlich.» Er wurde vor Verlegenheit formell. «Gestatten – Parisius.»

Traude, nur noch halb bei der Sache, ertappte sich bei abwegigen Gedanken. War dieses Riesenspielzeug nicht so etwas wie das Goldene Kalb? Der Götze, der Tausende von Hirnen, Tausende von Menschenkräften forderte?

«Vom Startversuch im Herbst hängt alles ab», sagte der General zu den Gästen vom Kaiser-Wilhelm-Institut. «Wenn er fehlschlägt, haben wir allen Kredit im Waffenamt – und noch höher hinauf – verloren. Wir experimentieren schon zu lange. Der Führer hat einen Befehl herausgegeben, wonach nur noch Projekte begonnen werden dürfen, die den Einsatz in maximal sechs Monaten garantieren.»

Von der Schärfe des Generals stach die leidenschaftslose Sachlichkeit des Berliner Professors seltsam ab: «Der Führer rechnet demnach mit dem baldigen Kriegsende.»

«Mit dem baldigen Endsieg», verbesserte der General.

Der Gelehrte blieb gleichmütig. «In diesem Falle», er hob den Blick zu dem starren A 4-Gerippe, «käme das hier zu spät.» Weder scheele Blicke noch zustimmendes Gemurmel schienen ihn zu beeindrucken. Im Wagen des Generals fuhr er dann ins Kasino. Seinen Assistenten Tiefenbach bat Klemt zur Nachbesprechung ins Windkanalgebäude.

Die ebenfalls anwesende Traude verglich Tiefenbach unwillkürlich mit Klemt. So gewandt wie Klemt war er wohl nicht, doch selbstbewusster als Parisius. Tiefliegende Augen unter breiter Stirn – einer, aus dem man schwer klug wurde. Er lag Traude nicht. Ihre Berufsarbeit brachte ihr so viel *Unbekannte*, dass sie im Privatleben wissen wollte, mit wem sie es zu tun hatte. Wie etwa bei Parisius. Auf dem Weg zum Windkanal hatte er freimütig seine Gedanken vor ihr ausgebreitet. Er war kein Bahnbrecher, er war Flugzeugkonstrukteur mit Zirkel und Reisschiene. Lieber noch sass er in der Ka-

bine, denn er verstand sich auf die Herztöne seiner Maschine. Er war der Pilot des *fliegenden Dreiecks*, des schwanzlosen Flugzeugs. Himmelsmaler war er, weiss auf blauem Grund. Wilfried Parisius schlang den Kondensstreifen des ersten Jagdflugzeugs mit Düsenantrieb zu gewagten Schleifen. Sein Lieblingssatz: Besser, *er* stehe köpff als die Welt. Mit der Frage: «Darf ich Sie anrufen?» hatte er sich vor dem Windkanal verabschiedet. Traude hätte ihn gern mit hineingenommen. Dieser Tiefenbach ihr gegenüber schien kaum zu bemerken, dass sie eine Frau war. Er war ganz erfüllt von Leupolds Forschungsprogramm. Während seines Inselaufenthaltes wolle der Professor Vorlesungen halten über neue Aspekte der Grundlagenforschung zur Physik, erzählte er.

Klemt hatte Bedenken. «Haben wir denn jetzt Zeit für so etwas? Das Militär sitzt uns auf den Fersen. Wissen Sie, was man dem Doktor vorgeworfen hat? Vernachlässigung des Rüstungsauftrages zugunsten seiner Weltraumutopien. Er wolle lieber zum Mond fliegen als die englische Insel beschliessen.»

«Verlockender wäre es wohl», erwiderte Tiefenbach trocken.

Klemt sah den jungen Mann, der mit übergeschlagenen Beinen im Sessel sass, warnend an. «Glauben Sie ja nicht, dass wir hier weitab vom Schuss sind, weil linker Hand die Wasserwüste anfängt und rechts von uns die Leute in den Fischerdörfern sich bei Fliegeralarm auf die andere Seite drehen. Man sieht uns sehr genau auf die Finger.»

«Ich weiss», sagte Tiefenbach, «die Front ist lang. Die Insel ist ein Teil davon. Auch für uns liegt eine Landseruniform bereit.»

«Für den Fall, dass aus unseren Köpfen nichts Brauchbares mehr herauskommt. Stimmt. Wir können nicht fröhlich in den Tag hinein forschen.»

Tiefenbach hob die Schultern. «Das habe ich auch nicht gesagt. Leupolds Angebot ist eine Art Freizeitgestaltung für angehende Wissenschaftler. Es wird vielen später zustatten kommen. Wir könnten nach dem Kriege in der Welt nicht mehr mitreden, wenn wir mit den Grundlagen ins Hintertreffen gerieten.»

Klemt spielte mit seinem Briefbeschwerer, dem Modell einer Flügelmombe. «Nach dem Kriege hat die Welt unser A 4 kennengelernt. Sie *wird* uns mitreden lassen.»

«Ich bezweifle, dass A 4 den Krieg entscheidet.»

Klemt hörte diese Meinung nicht zum erstenmal. Er wurde sarkastisch. «Wollen wir die Landseruniform nicht lieber gleich abholen? Fachpersonal für die Flammenwerfer. Wie wär's, Tiefenbach?»

«Ich kann mich für das Kriegsspiel nicht einmal vom sportlichen Standpunkt aus begeistern. Und Auslandsreisen stelle ich mir auch anders vor.»

«Im Schlafwagen, Erster, was?»

«Im Faltboot die Donau hinunter täte es auch. Mich stört es nicht, einen Pass zeigen zu müssen. Aber mich stört es sehr, wenn ich merke, dass ich irgendwo ungebeten bin.»

«Die Macht ist kein schlechtes Visum.» Klemt wandte sich Traude zu. «Deine mathematische Gruppe scheint einen guten Ruf zu haben. Herr Tiefenbach wird euch nächste Woche einige Nüsse zu knacken geben. Wieviel Mathematiker kannst du fürs Planimetrieren einsetzen?»

«Drei», sagte Traude.

«Der Professor rechnet mit vier», sagte Tiefenbach.

«Die Kontrollauswertungen könnten wir der Leontine anvertrauen», schlug Klemt vor.

Traude erinnerte ihn an die Versuchsreihe, für die Brettschneider Mitarbeiter suchte.

«Er hat sich für Fräulein Kaiser entschieden. Aus Sicherheitsgründen.» Zu Tiefenbach gewandt, fügte Klemt hinzu: «Dass bei Fräulein Leonhard eine arische Grossmutter fehlt, stört Sie hoffentlich nicht.»

Traude fühlte sich überrumpelt. «Eva fährt für zwei Tage nach Berlin. Hoffentlich überschneidet sich das nicht.»

«Muss das sein?» fragte Klemt.

«Abschiedstreffen mit ihrem Verlobten. Er geht an die Front.»

Zwischen Kurfürstendamm und Deutschlandhalle

Fugger-Kirsch – die Marke für Kenner, stand auf dem Werbeplakat neben der Theke des kleinen Lokals in der Knesebeckstrasse. Evas Augen wanderten immer wieder zu dem dunkelroten Kirschenpaar, Appetitmacher auf Liköre, die man längst nicht mehr bekam.

«Ich habe einen Apricot für die Herrschaften, der ist auch recht gut», sagte die Wirtin zu ihren einzigen Gästen, dem jungen Paar, das wohl allein sein wollte am Sonntagvormittag.

Es war Eva zumute, als sei sie aus sich selbst herausgeschlüpft und beobachte sich unausgesetzt. Während der Fahrt nach Berlin hatte sie sich regelrecht eingehämmert: Ich muss es ins reine bringen. Ich kann Hartmut so nicht ins Feld ziehen lassen.

Sie waren am Abend ins Theater gegangen, zusammen mit Hartmuts Onkel. Es gab ein Stück um Don Juan. Donna Anna auf der Bühne jammerte in so unausstehlicher Weise um ihre verlorene Unschuld, dass es Eva mehrmals zum Lachen reizte. Der Komtur sah Oberstleutnant Keiner ähnlich. Bei Hartmut fanden ihre Spötteleien keinen Widerhall. Irgend etwas an dem Stück schien ihn zu beschäftigen. Für den Onkel, der sie dann am Kurfürstendamm zum Essen einlud, hiess das Resümee: Man darf junge Verlobte nicht allein lassen.

Mit der jammernden Donna Anna verglichen zu werden war Eva widerwärtig. Sie sah sich mit Martin Uhlig im Schatten des Kasinos stehen. Wenn sie seinem Drängen nachgegeben hätte, würde sie nun wohl erröten? Plötzlich überkam sie ein fast wollüstiges Verlangen, den steifbeinigen Sechzigjährigen mit einer Keckheit herauszufordern.

Die Kruste ihrer Herkunft begann abzubröckeln. Der patriarchalische Grossvater, die höhere Mädchenschule, der Arbeitsdienst – alles miteinander hatte zu Hartmut Wedelstedt geführt, dem streng erzogenen Internatsschüler, Sohn eines Wehrwirtschaftsführers. Es war wie in einem Leitstrahl, aber jetzt kam die Umlenkung. Was sie

noch vor einem halben Jahr in die Mitte getroffen hätte, berührte sie gerade so, wie auf ihrem Millimeterpapier die Tangente die Parabel streift. Dazu gehörte das Gejammer der Donna Anna ebenso wie die wohlwollende Fragerlei' des Onkels mit dem Monokel. Auch Hartmuts stereotypes «Das bauen wir alles viel schöner wieder auf» vor den Trümmerstätten im verwundeten Berlin. Seine Lieblingswendung «Wir haben dem deutschen Osten gegenüber eine schwerwiegende Verpflichtung» gebrauchte auch Schwendtmayr bis zum Überdruß.

Sie glaubte Hartmut nicht, dass er keine Furcht kannte. Keine Furcht vor der Schlacht, vor den Strapazen an der Ostfront. Was dieses natürliche Gefühl überdeckte, wurde ihr bewusst in dem Lokal am Kudamm, wo es von Offizieren wimmelte. Hartmut hatte sich den Hals ausgereckt nach den Kriegsauszeichnungen. Deutsches Kreuz in Gold, das Ritterkreuz. Der Ehrgeiz überlagerte alles. Sterne und Tressen, die Kennzeichen heutigen Ruhms und zukünftiger Macht, waren sein Ziel. Nach dem Kriege würde er Paläste bauen, monumental wie die ägyptischen Pyramiden. Zum Ruhme des neuen Pharaos.

Nun sass sie ihm allein gegenüber und wollte es ins reine bringen. Ein Marinesoldat betrat das kleine Lokal und löste in ihr die Assoziation des Geruchs von salziger Seeluft aus. Der herbsüße Mandelduft des Apricot-Likörs überlagerte ihn aufdringlich. Hartmut reichte ihr das gläserne Schälchen.

«Auf deine glückliche Wiederkehr», sagte sie.

«Und auf die Gelegenheit.» Er schlug sich gegen die kahle linke Brusttasche.

Das Radio brachte den Wehrmichtsbericht: Russische Einheiten im Mittelabschnitt aufgerieben – Partisanengebiet gesäubert – im Luftkampf abgeschossen – in der deutschen Bucht versenkt –! Das waren die Gelegenheiten, nach denen ein Offizier dekoriert wurde. Hartmuts Vorstellung vom Glück. Oder hatte sie ihn doch verkannt? In der sonntäglichen Stille des Lokals vibrierten ein paar Worte, herausgestossen von dem Offizier, der das Lied seiner Jungenzeit

wahzumachen im Begriff stand und nach Ostland reiten wollte und der seine Liebste fragte: «Was hältst du von der Hingabe?»

Etwas unsicher drehte er einen Bierfilz.

Die Betroffenheit darüber, wie wenig er sie kannte, war stärker als der Wunsch, ihn nicht ernst nehmen zu müssen. Für ihn mochte die Klärung dieser Frage zu jenen Dingen gehören, die man geordnet zurücklassen will: abgeheftete Kontoauszüge, abgeschlossene Tagebücher, klare Liebesbeziehungen. Kein Don Juan, nein.

«Irgendwann einmal gehört es dazu», sagte sie und sah an ihm vorbei.

Er spülte seine Enttäuschung mit dem letzten Schluck Brandy hinunter.

Für den Abend war eine Fete geplant. Auf dem Weg zum Bahnhof Zoo begann Eva davon zu erzählen. Steffi würde dasein, und als Gastgeberin würde er Sigrid Maes, ihre Kindheitsfreundin aus Langenbrück, kennenlernen.

Dass Sigrid schon über ein Jahr in Frankreich lebte, genügte, um Hartmut die Lust auf die Fete zu nehmen. Paris bedeutete Zersetzungsgefahr. Sigrid steckte in diesem Sog tief drin. Die Wohnung eines Freundes für die Zeit ihres Berliner Aufenthalts anzunehmen und Eva und Steffi in dieser anrühigen Wohnung zu beherbergen, war einfach würdelos. Erst nach Evas Andeutung, er werde einen alten Bekannten treffen, wurde er zugänglicher.

Vom S-Bahnhof Deutschlandhalle ging es zu Fuss weiter. Dann kamen Barackenstädte, Unterkünfte für die Ersatztruppenteile aller Waffengattungen.

Sanitäts-Unteroffizier Erwin Brodereck hatte Sonntagsdienst. Da es ein schöner Frühsommertag war, an dem jeder versuchen würde, in Berlins wasserreicher Umgebung ein paar Stunden zu verbringen, konnte er damit rechnen, von Patienten verschont zu bleiben. Sein Zimmer in der Sanitätsbaracke bot genügend Raum für Gäste, die Sigrid Maes eingeladen hatte.

Leutnant Wedelstedt sass zunächst gelangweilt herum. Erst als der letzte Gast eintraf, entspannte er sich. Zwei alte Kameraden, die ihre Militärzeit gemeinsam verbracht hatten, fanden sich wieder.

Mit Erich Rosenthal zusammen war Wedelstedt im Hause Schwendtmayr ein und aus gegangen, wenn die Primanerin Eva ihre Ferien dort verlebte. Rosenthal wunderte sich, dass die beiden «noch nicht weiter» waren, nicht einmal mit Ring. Der etwas untersetzte Hansdampf fegte alle Steifheit hinweg.

«Euer Schnaps ist gut», lobte er die Gastgeber. Steffi bekam einen Kuss auf die Wange, weil sie bei Weitem nicht mehr so dürrig aussah «wie einst im Mai». Er hatte schamlos knappsitzende Breecheshosen an. Als er den Arm um Eva legen wollte, schlug sie ihm auf die Hand und ging auf Rolf Küppers zu. Sie tanzten.

Der junge Fahnenjunker-Feldwebel sah aus, als wäre er mitten aus einem Film über Liebe, Abschied und draufgängerisches Heldentum von der Leinwand herabgestiegen. Sein grösster Charme bestand darin, dass er, sein Spiegelbild ignorierend, ständig zu fragen schien: Was wollt ihr eigentlich von mir? Ich finde euch alle nett. Seit einem halben Jahr kannte er Steffi Schwendtmayr. Von einem Genesungsheim bei Posen hatte man ihn in den Busch geschickt, wie er sein derzeitiges Kommando hinter Prenzlau nannte. Er trug das Verwundetenabzeichen, das Eiserne Kreuz zweiter. Ein neues Frontkommando würde nicht lange auf sich warten lassen. Mit etwas sportlichem Geschick und einer gehörigen Portion Glück hoffte er auch das zu überstehen. Noch gab es Mädchen und Zärtlichkeit. Ein Kuss für Sigrid, ein Tango mit Eva. Nach-langer Umarmung halblautes Geraune mit Steffi: «Wenn wir uns dann lange nicht sehen, Steffi, das Trauerjahr musst du aber einhalten, ehe du einen anderen küsst.»

Erich Rosenthal verschluckte sich vor Lachen. «Na, na, Küppers.»

Rolf Küppers blieb ernst. «Wahrscheinlich komme ich zu einer Panzereinheit. Aber wenn sie mich in die SS stecken, ziehe ich Leine.»

Rosenthal wollte auch das als Scherz nehmen. «Denken Sie, der schwarze Rock steht Ihnen nicht?»

«Mir gefallen Totenköpfe nicht, Herr Oberleutnant.»

Für alle unerwartet, mischte sich der schweigsame Wedelstedt ein: «Und mir gefällt Ihre Einstellung nicht, Küppers. Sie reden, als

wüssten Sie nach beinahe drei Jahren Krieg noch immer nicht, worum es geht.»

«O doch. Ich war bereits vorn.»

«Darauf bilden Sie sich wohl wer weiss was ein», höhnte Wedelstedt.

Küppers wandte sich verächtlich um und sagte leise zu Broder-
eck: «Nee, ich wollte, ich hätte die Scheisse nie gesehen.»

Die schnoddrige Bemerkung war Wedelstedt nicht entgangen. Es sah aus, als wollte er sie Küppers handgreiflich heimzahlen. Rosenthal und Eva packten ihn gleichzeitig an den Armen. Sigrid, eine Offiziersmütze keck auf dem Ohr, bemühte sich krampfhaft, die Stimmung zu retten. «Carpe diem – geniesset den Tag, meine Herren.»

Die ersten Takte der rasch aufgelegten Tanzplatte wurden vom Jaulen der Luftschuttsirene übertönt. Um diese Zeit hatte niemand Fliegeralarm erwartet. Broder-
eck bat, das Licht zu löschen, vorsichtshalber.

«Habt ihr keine Luftschuttsbunker», fragte Wedelstedt, «oder wenigstens Splittergräben?»

Broder-
eck war sichtlich verlegen. «Wir können doch unsere Mädchen nicht allein lassen. Offiziell dürften sie gar nicht mehr hiersein.» Fürsorglich stellte er eine abgeschirmte Kerze auf den Tisch.

«Wie zu Weihnachten», sagte Steffi kindlich und suchte sich auf Rolf Küppers' Knien ihren Platz.

«Jawohl, schöne Bescherung», spottete Wedelstedt. Er sass also in der Falle. Wenn Eva nur einsehen würde, dass solche Leute kein Umgang für sie waren. Diese Sigrid, Geliebte eines Berliner Buchmachers, der jetzt in Paris beim Beauftragten fürs Kraftfahrwesen seine Schiebereien betrieb ... Wedelstedts rechter Mundwinkel verschob sich zuckend. Wo blieb denn Eva? Sie gehörte an seine Seite. Ob die windige Baracke standhielt, falls in der Nähe etwas passierte? Er überlegte, was für militärische Ziele im Umkreis der Deutschlandhalle liegen konnten.

Eva hockte neben Sigrid, schweigend und fast bewegungslos, ständig Hartmuts Aufforderung fürchtend, zu ihm zu kommen.

Die Gespräche schleppten sich hin. Nur Sigrid spielte weiter die

Muntere. Paris sei ein Abenteuer, erzählte sie Rosenthal, Griechenland müsse man unbedingt noch mitkriegen, ehe der Krieg aus sei. So billig käme man nie wieder durch die Welt. Zu Eva gewandt, sagte sie: «Anneliese Theuerkauf war in Griechenland. Athen – die Akropolis – ich gäbe zehn Jahre meines Lebens für acht Tage Griechenland.»

Rolf Küppers räusperte sich auffällig. Steffi flehte ihn an, den Mund zu halten.

Die Flak schoss. Nahe genug, dass die Scheiben klirrten. Keiner sprach mehr. Bei der ersten Bombendetonation fuhr Steffi aus Rolfs Armen hoch. In kurzen Abständen wurde das Zimmer blitzartig erhellt, trotz der Verdunklung. Ein fürchterliches Krachen liess die Barackenwände schwanken. «Alles hinlegen!» schrie Rosenthal. Hartmut Wedelstedt lag als erster auf dem Fussboden. Eva geriet in seine Nähe. «Das ist Wahnsinn – in dieser Bretterbude», keuchte er.

Die Detonationen liessen nach. Wedelstedt stand nach der Entwarnung bereits mit umgeschnalltem Koppel. Keine Minute länger in dieser Falle. Wie die anderen nach Hause kamen, kümmerte ihn nicht.

Er war mit Eva fast allein am S-Bahnhof Deutschlandhalle. Schon auf dem Wege hatte er das Gespräch begonnen. «Ein verdorbener Abend. Du musst es unbedingt deinem Vater schreiben.»

Für Eva gab es nur einen Vater. Aber Hartmut konnte nur Schwentmayr meinen. «An Gustl? – Was denn?» fragte sie befremdet.

«Glaubst du, ihm wird es recht sein, dass sich seine Tochter an Küppers wegwirft, diesen windigen Burschen?»

Eva verteidigte ihn. «Rolf wollte Lehrer werden, musste aber gleich zum Arbeitsdienst. Er war sogar mal kommissarisch Bannführer.»

«Warum ist er es nicht geblieben? Man hätte ihn u.k. gestellt.»

«Er wollte eben kein hauptamtlicher HJ-Führer werden.

Sind denn Lehrer nicht auch wichtig?»

«Nach dem Kriege werden wir uns alle diese schnell gross gewordenen Herrchen unter die Lupe nehmen.»

Eva sagte tonlos: «Dann nimm mich nur gleich mit unter die Lupe.»

Er lachte gezwungen.

«Du weisst doch –?» fragte sie zögernd.

Er winkte ab. «Dass dein alter Herr nicht mitmachen wollte und lieber verschwunden ist, dafür kannst du doch nicht.»

So also hatte Schwendtmayr den von ihm erwählten Schwiegersohn informiert. «Dafür kann Vater nicht», sagte sie. «Keiner kann für seine jüdischen Vorfahren.»

Die erste S-Bahn fuhr ein. Hartmut beachtete sie nicht, er war wie erstarrt. «Aber du warst doch im Arbeitsdienst.»

Sie zuckte mit den Schultern. «Es geht eben nicht immer nach dem Buchstaben. Ich geriet an einen, der Verständnis für mich hatte.»

«Verständnis! Das habe ich doch auch.» Seine Beteuerung klang ehrlich.

Ihr wurde ein bisschen weich zumute. Doch als sie seinen nach Merkmalen forschenden Blick gewährte, rannte sie auf den nächsten S-Bahn-Wagen zu. Wenn er wollte, konnte er Zurückbleiben, sogar mit Anstand. Aber er kam. Er musste sich ins Abteil zwingen. Erstaunlich, wie viele Menschen noch unterwegs waren.

Dieses Gespräch war der Sinn ihrer ganzen Berlinreise gewesen. Es wurde Eva klar, jetzt, da Hartmut so dicht bei ihr stand, dass sie von seinem Gesicht ablesen konnte, wie es in ihm arbeitete. Als die Bahn in die Kurve ging und alles zu fallen drohte, hielt er sie mit einer Hand fest. Die einzige bewusste Berührung während der Fahrt.

Das Gedränge löste sich auf. Ein Umsteigebahnhof. Er gab ihr die Hand, mit gesenktem Blick. «Ich rufe dich noch an.»

«Vierzehn Uhr dreissig fahre ich, vom Stettiner», sagte sie.

Er kniff die Augen zusammen, als wolle er ein Trugbild verschweigen. Dann erkämpfte er sich im Gegenstrom den Ausgang.

Man hätte die Dreizimmerwohnung des Wettbürobesitzers Rothacker gemütlich nennen können, hätten nicht hellgebliebene Tape-

tenrechtecke, kahle Fussböden und ausgeräumte Vitrinen verraten, dass der Besitzer seinem Berliner Domizil den Charakter genommen hatte. Für die drei Mädchen war es ein idealer Unterschlupf. Mit hundertfünfzehn Mark Nettogehalt konnte man Berliner Hotels nur von aussen. Sigrid gefiel sich als grosszügige Gastgeberin und richtete das Frühstück.

Steffi hatte auf der Couch im Wohnzimmer geschlafen. Langsam nur befreite sie sich von bittersüssen Träumen. Für sie hiess die ganze Welt Rolf. Sie schlüpfte in den viel zu weiten Morgenrock, Rothackers dressing-gown, der nach ungelüftetem Schrank roch.

Sigrid beobachtete Eva. Kein Appetit, abwesender Blick – sie wusste, was die Glocke geschlagen hatte. «Du wirst nie klug werden», sagte sie. «Was heisst Liebe, Verstehen! – Männer werden rar. Der Krieg ist nicht überall so harmlos wie augenblicklich in Paris.»

Erschrocken sah Steffi ihre schweigsame Stiefschwester an. «Es ist aus – mit Hartmut?»

Für Eva war es klar, woran Steffi dachte. Gustl würde toben. So undiplomatisch zu sein! Aber wie hätte es denn weitergehen sollen nach diesem Sonntag, der mit einer Taktlosigkeit begonnen und ebenso geendet hatte?

Sigrid suchte Hartmuts Schärfe und Unduldsamkeit, die sie als Hauptgründe für die Trennung ansah, zu entschuldigen. «Rolfs Benehmen war wirklich etwas provozierend. Als angehender Offizier. Was hat er denn gegen die SS? Kinder, müsste der aussehen – in Schwarz!»

«Den Ehrgeiz hat Rolf gar nicht», warf Steffi ein. Aber ihr Gesicht leuchtete.

«In Frankreich sitzen meistens SS-Offiziere in den Schlüsselstellungen. Als ehemaliger Stammführer hätte Rolf beste Chancen.» Sigrid griff zu den Zigaretten. «Wer den Krieg nicht nutzt, so gut er kann, ist ein Dummkopf.»

Eva sah auf Sigrids hauchdünne Seidenstrümpfe herab. Ihr wurde plötzlich bewusst, dass sie nicht hierhergehörte, in diese fremde Wohnung, neben die um zwei Jahre ältere Sigrid. Nach vierzehn Monaten Frankreich renommierte die mit Erfahrungen, als wäre sie dreissig.

«Der Krieg hat eine Vorder- und eine Rückseite, behauptet Roth-

acker. Die Vorderseite ist scheusslich, da muss man sich drum rumdücken. Die Rückseite dagegen bietet Möglichkeiten. Seht mich an. Mein Vater wollte, dass ich Kinder abrichte. Ich – Volksschullehrerin!»

Eva sagte spitz: «Und der Krieg hat dir deinen Maharadschah zugeführt.»

Sigrids Backfischträume und ihre Eigenliebe hatten vor Jahren Ausdruck gefunden in dem Satz: Entweder werde ich Volksschullehrerin – oder die Lieblingsfrau eines Maharadschah. Es gefiel ihr offensichtlich, dass Eva sich daran erinnerte. Sie liess ihre Zehen in den untadeligen Seidenhüllen spielen. «Maharadschah – nicht ganz. Immerhin, wenn in Hoppegarten und Karlshorst wieder geturft wird, ist Rothacker Mann an der Spritze. Unter drei Wettbüros fangen wir gar nicht an.»

Der Geldmann, der Spekulant war an die Stelle des Tausendund-eine-Nacht-Fürsten getreten. Kein Turban mit Perlenschnüren, dafür Stoffe, Seidenstrümpfe und vielleicht Goldbarren, die solide Rückversicherung des französischen Bürgers. Eine verlockende Rückseite des Krieges! Der angejahrte Pseudo-Maharadschah mit dem schütterten Haar – sein Bild stand auf dem Sims des kalten Kachelofens – wurde in Kauf genommen. Die Tochter des Revierförsters aus Langenbrück machte Zugeständnisse, wenn nur das Resultat internationales Flair hatte. On parle français – und schröpft die Franzosen.

Als Sigrid, siebzehnjährig, Pressereferentin im BdM war, bekam sie eine Rüge, weil sie das Buch «André und Ursula» zu positiv besprochen hatte. Aus der Liebesgeschichte zwischen einer Deutschen und einem Franzosen völkerverbindende Tendenzen abzuleiten war nicht im Sinne der Gebietsmädelführung. Flugs schrieb Sigrid einen Artikel über die Ursachen der Degeneration in der französischen Jugend. Sie hatte damals noch keinen leibhaftigen Franzosen gesehen. Der Aufsatz wurde gedruckt, doch die Bannmädelführerin blieb misstrauisch. Seitdem kommentierte Sigrid die deutschtümelnde BdM-Tüchtigkeit: Latsch-latsch, die Heide blüht.

Eva konnte sich vorstellen, dass von der Vorderseite auf den Champs-Élysées und in den Hotels an den Pariser Boulevards, den

den Unterkünften für Wehrmachtsangehörige, nicht viel zu spüren war.

Das Telefon schrillte. Sigrid übergab den Hörer der strahlenden Steffi.

Eva verliess das Zimmer. Ob sie Hartmut jemals Wiedersehen würde?

9

Weisse Segel

Traude Hörselmann ass bereits das dritte trockene Brötchen. Die restlichen drei verschloss sie im Panzerschrank. Die Versuchung, sie noch am Vormittag aufzuessen, war zu gross. Bei ihr setzte sogar der fettarme markenfreie Eintopf an, und sie wollte mit ihren jüngeren Mitarbeiterinnen konkurrieren können, gerade jetzt.

Wilfried Parisius hatte nach ihren Wochenendplänen gefragt. In der vergangenen Woche, als er auf Dienstreise war – was sie nicht wusste –, hatte sie den Plattenspieler strapaziert und bei sentimentalen Schlagern ihren Kummer gehätschelt.

... wenn dein Herz sagt, den oder keinen.

Und grade diesen einen Mann, den kannst du nicht bekommen ...

Und nun hatte er angerufen. Aufgekratzt erschien sie im Büro nebenan. Der Wuschelkopf des Mathematikers Karl Mathesi und der glatte Eva Leonhards beugten sich über den grossen Zeichentisch. Exakt führten sie das Planimeter, ein spinnenbeiniges Präzisionsgerät, über die Umrisse der Zeichnung. Eva tat der Rücken weh. Aus Berlin zurück, war sie froh gewesen, von den ewig gleichbleibenden Formelrechnungen einmal wegzukommen, aber dieser Ehrendienst für Professor Leupold hatte auch seine Schattenseiten. Sie streckte sich ächzend.

«Wir haben es bald geschafft», tröstete Traude. «Am Wochenende machen wir dafür ein bisschen Ausgleichssport.»

Als hätte Mathesi nur auf das Stichwort gewartet, sagte er: «Wie wär's mit einer Segelfahrt, Fräulein Hörselmann?» Er schielte zu Eva hinüber. «Ich glaube, allein mit mir hat Fräulein Leonhard nicht viel Lust.»

Die beiden Mädchen tauschten einen verstohlenen Blick. Mathesi wusste nicht, dass die Rechnerinnengruppe ihn, den kleinen pausbäckigen Salzburger, Barockengel nannte. Von dem neuerstandenen Segelboot erwartete er offenbar eine Hebung seines Ansehens bei der Insel-Weiblichkeit. Traude schlug vor, zu viert in zwei Booten zu fahren. Nach Warthe vielleicht, was von der Landseite aus schwer zu erreichen war.

«Das schafft man an einem Tag schlecht», sagte Mathesi.

«Dann fahren wir eben schon Sonnabend. Der Wirt vermietet auch. Jetzt sind kaum Sommergäste da.»

Eva hatte ihre Vorgesetzte noch nie so enthusiastisch Pläne schmieden hören. Henny Rosenows helle Stimme unterbrach das Gespräch: «Fräulein Hörselmann! Besuch für dich!»

Man hatte die Gruppenleiterin vergeblich in ihrem Büro gesucht. Mathesi signalisierte ihre Anwesenheit auf den Flur hinaus. In der Tür stiess er fast mit Professor Leupold und Tiefenbach zusammen, was ihn nicht hinderte, dem Professor sogleich strahlend die Rechte zu schütteln. Mathesi verliess keinen Tag das Werk, ohne jedem, den er auf Fluren, Gängen oder im Labor traf, «einen recht frohen und gesunden Feierabend» zu wünschen. Samstags wurde es abgewandelt in «ein recht gesundes Wochenende». Dr. Klemt, der mehrmals von ausgiebig wohlwollendem Händeschütteln überrascht worden war, nannte die Zeremonie den Mathesi-Appell.

Der Ernst, mit dem die beiden verblüfften Neulinge Mathesis Vertraulichkeit quittierten, belustigte Eva. Sie beschränkte sich auf ein Kopfnicken und beugte sich wieder über den Zeichentisch. Ein forschender Blick aus tiefliegenden Augen entging ihr dennoch nicht.

Zartes Klingen begleitete die Sekunde zwischen Schlaf und Wachsein. Eva wusste es nicht zu deuten. Sie blinzelte, streckte sich und stiess mit dem linken Ellenbogen gegen die Wand. Das Klingen kam

von rechts. Mathesi-Appell, diesmal morgens und vermittels Mundharmonika.

Es war alles sehr komisch. In Traude Hörselmanns Plan, Warthe anzusteuern – zu viert übers Wochenende, dabei könnte niemand etwas Anstössiges finden –, hatte ein Rechenfehler gesteckt. Das geliehene Boot «Neunauge» musste vom Peenehafen aus starten und hatte etwa die doppelte Strecke zurückzulegen wie Mathesi «Klaus Störtebeker», das in einer Bucht des Achterwassers vor Anker lag.

Eva und Mathesi hatten dann am Abend vergeblich nach dem einsam kreuzenden Segler ausgeschaut. Für den Wirt waren Besucher, die mit Sportbooten ankamen, Leute, an die man keine Fragen stellte. Ohne Formalitäten führte er das Paar ins Gartenhaus, wo es neben Schuppen und Waschküche ein Gästezimmer gab. «Hier», sagte er, «bezogen is'.»

Eva stutzte. «Es kommen noch zwei. Meine Freundin und ...»

Der Wirt deutete auf die Bäume. «Flaute. Die kreuzen noch lange. Das hier sind die besten Betten.» Damit ging er.

Und dann begann, was Eva so erheiterte. Mathesi hatte auf ihr Geheiss einen Rundgang durch den Garten gemacht, bis sie soweit war. Er zog sich dann im Dunkeln aus. Jedes Bett stand an einer Wand, dazwischen eine Kommode. Als Mathesi sich herausbeugte, um ihr mit händeschüttelndem Kraftakt gute Nacht zu wünschen, wäre sie fast auf dem Vorleger gelandet. Darüber war er ganz verzweifelt. Sie war wohl bald eingeschlafen. Der kühl heraufziehende Morgen mit dem blassblauen Himmel konnte nicht leidenschaftsloser sein als diese Nacht zu zweit. Dass sie mit ihren Lachtränen über den stürmischen Gutenachtgruss in Mathesi den Mut zu jeglicher Annäherung erstickt hatte, ahnte sie nicht. Ein Mädchen, so schien es ihm, war schwerer zu durchschauen als die ganze Mathematik.

Bei Sonnenaufgang waren sie schon am Wasser. «Neunauge» schaukelte leer neben «Störtebeker» in der Dünung. Eva klemmt eine Botschaft am Schwertkasten der «Neunauge» fest: Ziel Bodenhaus.

Mathesi setzte Segel und überliess Eva das Ruder. Dann mühte er sich auf dem Boden der Jolle um den Spirituskocher. Frühstück unter einer leichten Brise. Eva empfand eine ähnlich glückliche Gehobenheit wie in frühen Jahren bei den Grosseletern in Langenbrück. Am schönsten war die Zeit vor dem Schnitt der Wiesen. Es ist wieder soweit, hatte ihr die Grossmutter geschrieben und den immer gleichen Seufzer angehängt: Wenn nur der Krieg nicht wäre! Eva dachte an Rothackers Philosophie von der Vorderseite und der Rückseite. Sie dachte an Hartmuts Sich-bewähren-Wollen und an Sigrids Frankreichbeglückung. Wo lagen die Wurzeln, fragte sie sich. Was hinter den verstaubten Bücherdeckeln ihrer Onkel in Langenbrück bewahrt wurde – Titel wie «Vorwärts hurra!», «Stolz weht die Flagge Schwarz-Weiss-Rot!» –, war das der Same, der aufgegangen war?

«Holen S' bitt' schön die Grossschot bisserl dichter», kommandierte Mathesi ganz unpreussisch den träumenden Steuermann. Das Segel flatterte an den Rändern. «Mögen S' Gedichte?» fragte er beim Abtrocknen der Frühstücksbecher. «Nachher, wenn wir uns a bisserl zum Sonnen hinlegen, könnt' ich Ihnen etwas vorlesen.»

Es stimmte also, dass Mathesi dichtete. Sie war bereit zur Morgendacht.

Er wolle nur das Gefühl ansprechen, beteuerte er. Von den Modernen bevorzugte er den «ernsten Morgenstern». Die Innentasche seiner Jacke war prall von Manuskripten und schmalrückigen Bändchen der Inselbücherei.

Die Jolle «Neunauge» verliess die Warthebucht erst, als die Sonne ziemlich hoch stand. Traude Hörselmann war ihren Diätgrundsätzen untreu geworden und hatte zu dem trockenen Brötchen eine Portion Aal genossen. Unmöglich, in Gesellschaft des kräftigen Essers Parisius enthaltsam zu bleiben.

Traude war es am Morgen peinlich gewesen, dem Wirt zu begegnen, der sie in der Nacht, als sie gegen elf Uhr eingetroffen waren, kurzerhand aufs Notlager verfrachtet hatte. Zeltbahnen, auf Stroh ausgespannt, Decken und Zeltlampe. Auf ihre Frage nach Eva und Mathesi brummte er:

«Die schlafen schon lange.» Traude erwartete, die beiden in der Scheune vorzufinden. Über diese Einfalt amüsierte Parisius sich noch nachträglich. Die Miene des Wirtes besagte: Eine durch höhere Gewalt verursachte nächtliche Zweisamkeit, was wollt ihr denn noch? Nun sass Traude zu Parisius' Füßen im Windschatten. Es bedurfte nur weniger Worte zwischen ihnen. An diesem etwas blassen wolkenlosen Vorsommertag schien für die Mathematikerin die grosse Gleichung ihres Lebens aufgegangen zu sein.

Die dem Festland zugekehrte Inselfeite ist reich an Buchten. Auf dem Achterwasser störte kein Boot das andere. Die Welt gab vor, friedlich zu sein. An Bord des Scharpies «Forelle» kaute Tiefenbach auf seiner kalten Pfeife herum. Das Segel der «Störtebeker» achteraus im Blick, sagte er: «Die haben bestimmt Streichhölzer.»

Martin Uhlig holte die Grossschot dichter. Das fremde Boot war weit und hatte Gegenkurs. Er grinste. «Ich dachte, ich hätte einen Philosophen an Bord. Dem dürften ein paar feucht gewordene Streichhölzer nicht die Laune verderben.»

«Soviel ich weiss, konnte Schopenhauer auch besser philosophieren, wenn er Tabak hatte», knurrte Tiefenbach, nur noch zum Schein verärgert.

«Und Freud –?» fragte Uhlig ironisch.

Der andere winkte ab. «Dafür habe ich schon lange keine Zeit mehr. Die Physik hat mich nun doch gefressen.»

Sie hatten sich beim Segelfliegen kennengelernt. Der Student Hans Tiefenbach war dem NS-Fliegerkorps beigetreten wegen der Flugstunden. Martin Uhlig bildete damals während der Hochschulferien die A-Schüler aus. Tiefenbachs Segelfliegerlaufbahn endete mit der bestandenen B-Prüfung. Er war einer, der alles ausprobiert haben musste, ehe er ruhig schlafen konnte. Seine vielseitigen Interessen erschwerten ihm die Berufswahl. Als er sich für die Naturwissenschaften entschieden hatte, trauerte er Philosophie und Kunstgeschichte nach.

Für Martin Uhlig wurde die Fliegerei sehr bald berufliches Hauptziel. Die Entwicklung des zwei Jahre älteren Freundes verfolgte er mit heimlicher Bewunderung. Was der auch anpackte, er

war in kürzester Zeit vorn. In Berlin bei Professor Leupold zu arbeiten, hiess, ganz oben zu sein. Es war immer ein Merkmal ihrer Freundschaft gewesen, dass sie miteinander schweigen konnten. Im Aufspüren des inzwischen unterirdisch weitergehenden Gedankenflusses überbot einer den anderen.

«Es gibt keine interessantere Disziplin als die Physik.» Tiefenbach sagte es, als verrate er einen Geheimtip.

«Wann hast du das herausgefunden?»

«Seit ich Leupold kenne. Wir sitzen zusammen an einer Arbeit über die Atomkernstrahlung.»

«Wie weit seid ihr?»

«Ein Band könnte übernächstes Jahr erscheinen –» Tiefenbachs skeptische Miene strafte seine Prognose Lügen.

«Woran hängt's denn noch?» fragte Uhlig.

«Nach Ansicht gewisser Leute ist alles Humbug, was wir machen.» Tiefenbach gab endgültig das Pfeifekauen auf. «Sie machen heute Deutsche Physik. Leupold ist auf der Tagung in Seefeld verdammt ins Fettnäpfchen getreten. Die ‚Deutschen‘ geben die Richtlinien, aber kurioserweise sollen wir, die sogenannten ‚Modernen‘, die Wunder vollbringen. Die Karre sitzt ziemlich tief im Dreck.»

«Meinst du, wir kriegen sie ohne Wunder nicht wieder heraus?»

«Du rechnest also noch mit einem guten Ende?»

Uhlig hatte eine Boje an Steuerbord fest im Blick. «Die letzten Versuche haben uns einen hübschen Schritt vorangebracht», sagte er.

«Glaubst du wirklich, dass das Heil von dieser Insel kommen kann? Was ich in den drei Wochen gesehen habe ...»

«Übers Jahr werden wir der Luftwaffe etwas zu bieten haben – und der Flugabwehr auch. Wir werden unsere Flugbombe wie einen Kirsch kern in Nachbars Garten spucken.»

«Und wann, schätzt du, wird das A 4 einsatzfähig?»

«Das fliegende Laboratorium. Sorgenkind des Doktors. Lass es dir von ihm selbst erzählen.» Uhlig deutete auf einen Segler, der an der Nachbarboje schaukelte. «Vermutlich hat er sich Zuhörer eingeladen für seine Neuigkeiten aus dem Führerhauptquartier, taufirsch.»

«Weiss er sonntags nichts Angenehmeres anzufangen?»

«Vielleicht ist seine Sekretärin an Bord.» Uhlig stellte den Feldstecher scharf. «Sieht nicht so aus. Sie baden nackt.»

Hover musste alle Muskeln anspannen. Ein Pferd war leichter zu besteigen als ein Jollenkreuzer vom Wasser aus.

«Hopp-hopp – in den Sattel, Herr Hauptmann», prustete der Doktor, emsig wassertretend. Vom Boot aus half Brettschneider. Er warf dem Schlotternden ein Handtuch zu. Ächzend torkelte der nackte Mann in die Plicht.

«Sie haben zuwenig auf den Knochen.»

«Das macht der anstrengende Dienst, Mädchenhändler.» Elastisch schwang sich der Doktor über die Reling. Glänzend vor Nässe stand er da, mit den Fäusten gegen die Brust schlagend, dass die Tropfen sprangen.

Hover betrachtete ihn mit geheimem Neid, während er in seine Hose fuhr. Er musste auch die nächste Bemerkung dieses jungen Protzen noch schlucken.

«Seien Sie froh, dass Sie den Job bald los sind, Hauptmann.»

Du hast gut reden, dachte Hover. Dein Gewerbe ist in diesem Kriege sehr gefragt. Für meines ist mein Kopf entbehrlich. Deshalb könnt ihr mich abkommandieren. Einsparungen in der Verwaltung. Versetzung in den Busch. Versuchsgelände im Osten. Kleine KdF-Reise, sagt ihr, in Wirklichkeit ist es Dschungelkrieg. Ich weiss, was mich erwartet.

Der Doktor, auf dem Schwertkasten sitzend, winkte der vorüberziehenden «Forelle». Er hatte Tiefenbach erkannt. «Einer unserer besten Männer», sagte er. «Ausgezeichneter Theoretiker. Ich hielt ihn für einen Stubenhocker. Nun hat er schon eine Jolle unterm Hintern. Um so besser wird's ihm hier gefallen.»

Hover giftete in sich hinein. Jener kam, und man hoffte, ihn recht lange zu halten. Dass er, Hauptmann Hover, gehen musste, wen kümmerte das schon. Sein Kopf war nichts wert, und sein dürrer Körper würde eines Tages gut genug sein als Zielscheibe für den Iwan. All die Runkelrüben, die er oben beim Stab lockergemacht hatte, zierten jetzt in bunten Sommerkleidern Vorzimmer und Konstruktionsbüros dieser Superköpfe. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan.

Nun ade, du mein lieb' Heimatland. Diese verdammte Insel, die jeder verfluchte, wenn er dorthin dienstverpflichtet wurde, und die jeder fluchend verliess, fluchend auf den Befehl, der ihn rief. «Wir müssen eines Tages mit Angriffen rechnen», hörte er Brettschneider sagen.

Der Doktor nickte. «Dass wir noch keinen hatten, ist ein Zeichen, dass man uns immer noch nicht für voll nimmt.»

«Ich glaube eher, unsere Geheimhaltung funktioniert.»

«Hat funktioniert – allenfalls. Wenn die KZler kommen ... Wir werden uns noch mehr sichern müssen.»

«Ich bin mehr fürs Beeilen. Hitlers Wutanfall, als er unsere Termine für die erste A 4-Serie hörte, mein lieber Mann ...» Der Doktor löste den Tampen vom Hals der Boje. «Alles klar? – Auf denn, Kurs Boddenhaus. Ich will Tiefenbach fragen, wie weit er mit seinen Versuchsreihen ist. Morgen mittag ist Vortrag in Berlin. Da hilft mir kein Kaiser und kein Gott.»

«Neue Kartoffeln, nicht grösser als Pingpong-Bälle, frisch aus der Erde, mit der Wurzelbürste geschrubbt und in Fett geröstet. Dazu gebratenen Aal und Kopfsalat. Die zarten Blätter des Kopfsalates werden in sauberen Tüchern trockengeschwenkt und mit ein wenig sahniger Milch angemacht. Der Rotwein, natürlich in kurzstieligen Gläsern, hat stets die richtige Temperatur. Mit grösserem Genuss konntet ihr im gepflegtesten Restaurant am Kudamm auch in Friedenszeiten nicht essen.»

Amüsiert folgten die Umsitzenden der kulinarischen Schilderung des Boddenhaus-Spezialgerichts, die der Doktor mit dem gleichen Enthusiasmus vortrug wie seine wissenschaftlichen Meinungen.

«Das gibt's natürlich nur für Freunde des Hauses, nicht wahr, Irene?» fügte er hinzu und streckte sich im Liegestuhl. Mit sieghaftem Lächeln sah er zu dem dunkelhaarigen Mädchen auf, das in heiterer Gelassenheit neben ihm stand, eine rote Trachtenschürze über dem Kleid aus naturfarbener Rohseide.

«Ehemalige Kunststudentin», flüsterte Uhlig Tiefenbach zu. «Vor dem Krieg haben sich Studenten während der Ferien hier etwas verdient. Einige kommen auch jetzt noch.»

Für Irene lebt sich's hier wohl besser als in Berlin. Sie ist auch im Winter da.»

Womit dieses Besserleben zu tun hatte, verrät die Art, wie das Mädchen auf den Doktor einging: «Du hast deinen Begleitern umsonst den Mund wässerig gemacht. Es gibt noch keine neuen Kartoffeln, nicht einmal pingpongballgrosse.»

«Ach! Ist es zu früh? Ich nahm an, ihr hättet einige im Treibhaus gezogen – für mich.» Er sagte es im Ton des verwöhnten Jünglings, der über alle Werte verfügt: Geld, Charme und scharfen Verstand.

Brettschneider räusperte sich mahnend, als der Doktor fast mit der gleichen unbekümmerten Lautstärke ein Fachgespräch mit Tiefenbach begann. Obgleich die Tische, deren Höhe den zu Dutzenden aufgestellten Liegestühlen angemessen war, weit auseinander standen und obgleich Irene ihnen eine abgelegene Ecke des weitläufigen Gartens reserviert hatte, könnte doch ein Schlüsselwort aufgeschnappt werden. Der Betriebsingenieur fühlte sich verantwortlich dafür, dass die hochfliegenden Pläne und Ideen des Doktors so exakt wie möglich, so schnell wie möglich und so ungestört wie möglich realisiert wurden.

Tiefenbach rückte seinen Stuhl dichter heran. Es ging um die Pannen bei den letzten Startversuchen. Wenn das A 4 in tausend Meter Höhe über der See explodierte, waren die Fehlerquellen eben nicht festzustellen. Sobald bei dem vollautomatisch arbeitenden Gerät ein Teilchen ausfiel, ein Kontakt nicht geschlossen wurde, an einem Ventil, einem Kabel Defekte auftraten, konnte es aus der Bahn gelenkt werden oder gänzlich zum Teufel gehen. Theoretisch stimmten die Werte. Rudermoment, Druckpunkt waren auch im Überschallbereich konstant geblieben. Schub und Gewicht, Einwirkung der hohen Temperaturen auf die Aussenhaut, alles war aufeinander abgestimmt. Im Windkanal und auf den Prüfständen erprobt. Trotzdem häuften sich die Versager. Unvorstellbar, es in absehbarer Zeit der Truppe in die Hand zu geben.

Tiefenbach sprach von den Versuchen, die man mit Wasserstoff-superoxyd als Treibstoff für die Turbinenpumpe vornehmen wollte.

Der Doktor sah triumphierend zu Brettschneider und Hover hinüber, als wollte er sagen: Habe ich nicht recht? Den müssen wir uns warmhalten.

Das Gespräch stockte, weil Irene Getränke brachte. Ein Mädchen folgte ihr mit einem Tablett voll Obstkuchen.

Tiefenbach erinnerte sich, er hatte es im weissen Kittel am Zeichentisch gesehen: das Mädchen, dem eine arische Grossmutter fehlte.

Der Doktor begrüsst Eva wie ein älterer Bruder. Brettschneider blieb steif. Hovers kräftiger Händedruck verriet die Überraschung eines alten Bekannten. Ironisch lächelnd stand Martin Uhlig vor ihr.

Mit Mathesi, Traude Hörselmann und Parisius vergrösserte sich die Runde. Mathesi hatte viele Hände zu schütteln. Beim Heranholen der Liegestühle rückte Hover zur Seite.

«Einen bitte hierher, für Fräulein Leonhard.»

Verärgert schob Uhlig den Stuhl zurück, den er vorsorglich zwischen sich und den Freund gestellt hatte.

Der Hauptmann war schneller. Schade, dachte Tiefenbach. Er hätte gern gewusst, was sie für Augen hatte. Vermutlich dunkle. Sie war mit Mathesis Boot gekommen. Mathesi, der wandelnde Rechenschieber! Der Österreicher löste komplizierteste Gleichungen in unwahrscheinlicher Geschwindigkeit. Dass er Bachsche Fugen spielte und Gedichte machte, passte zu ihm. Nur dieses Mädchen nicht. Für Martin Uhlig war das Paar offensichtlich eine Überraschung. Er wandte sich brüsk Brettschneider zu, als Eva gegenüber Platz nahm.

Tiefenbach konnte sich ungestört die Pfeife stopfen. Über Frauen hatte er sich mit dem Freund noch nicht unterhalten. Im dritten Kriegsjahr auf eine Insel kommandiert, hat man durchaus andere Thematik im Sinn. Er fühlte angenehm den festgespannten Stoff des Liegestuhls unter sich, dazu der Blick auf den glitzernden Wasserspiegel, vor dem Eva Leonhards Kopf stand – diesen idyllischen Ort sollte man sich merken. Leontine! Klemt hatte die Variante aufgebracht. Allerdings hatte sie mit der Tochter der Wolfen aus Hauptmanns «Biberpelz» nichts gemein. Vom Tisch weit abgerückt, unterhielt sie sich mit Hover.

Sie soll merken, dass ich sie beobachte. Befriedigt registrierte Tiefenbach ihren Seitenblick. Sekundenlanges Ausbrechen aus dem Gehege, in das Hovers Gespräch sie einzwängte. Ein brünetter Typ hat dunkle Augen. Oder? – Ein ganz verdammter Tick, stets ausgefallene Kombinationen zu erwarten: Blonde Frau – braune Augen, dunkle Frau – helle Augen.

«Prosit!» sagte Traude Hörselmann und trank ihm zu. Der Doktor erörterte mit Parisius eine neuartige Fallschirmmontage am A 4.

Von dir könnte ich eine ziemlich genaue Analyse machen, dachte Tiefenbach. Gute Kollegin, aber zuwenig spannend. Parisius ist ein liebenswürdiger Bär. Bleib bei ihm.

Der hagere Hauptmann mit der steilen Stirnfalte beanspruchte die Leontine bereits eine Viertelstunde. Sie schienen sich schon lange zu kennen. Tiefenbach erhob sich. Wenn des Doktors Fachgespräch sich ausweitete, war man verloren. Man könnte am Büfett nach Zigaretten fragen.

Das Restaurant war ein rundum verglaster Flachbau. Über den Eckbänken auf Simsen bäuerliches Geschirr. Irene hatte das Lächeln einer Sphinx, als sie Tiefenbach den Weg zum Hof wies, wo er sich ein bisschen umsehen wollte. Sie begleitete ihn nicht. Schade! Einen Augenblick hatte er vergessen, dass der Doktor hier war.

Auf der dem Wasser abgewandten Seite ein weissgekalktes Nebengebäude mit weit vorgezogenem Dach. Zur hölzernen Galerie, von der Fremdenzimmer abgingen, eine Treppe. Etwas wehmütig gedachte Tiefenbach jener Zeit, da Liebespaare sich dieser Idylle gefreut haben sollten. Zurückschlendernd sah er auf dem schmalen, fast halsbrecherischen Bootssteg zwei Menschen. Gerade diese beiden hätte er am wenigsten dort vermutet.

Er suchte sich auf der Uferwiese eine Stelle, von wo er die Gesichter im Halbprofil sehen und die Bewegungen wahrnehmen konnte, ohne selbst bemerkt zu werden. Obwohl kein Wort zu ihm drang, glaubte er das Gespräch zwischen seinem Freunde Uhlig und dem Mädchen Leontine zu verstehen.

Er: «Wir haben uns lange nicht gesehen.»

Sie: «Hm.» (Sie spielt mit dem Fuss auf einer losen Latte.)

Er: «Du bist mit Mathesi hier.»

Sie (sieht ihn von unten herauf an): «Warum denn nicht? Wir arbeiten jetzt die ganze Woche zusammen. Dann können wir wohl auch zusammen feiern.»

Er: «Mir hast du gesagt, du bist verlobt.»

Sie: «Das habe ich Mathesi auch gesagt. Er ist einfach nett. Und versteht viel von Literatur.»

Er: «Da kann ich natürlich nicht mitreden.»

(Sie lächelt ermutigend. Das Brett ist jetzt ganz lose. Es besteht Gefahr, dass sie strauchelt und ins Wasser fällt.)

(Er umklammert krampfhaft das Geländer, statt sie zu stützen.)

Sie: «Dafür kannst du anderes.»

Er: «Was dich alles wenig interessiert.»

Sie: «Ich bedaure es sehr, dass ich dich nie am Steuerknüppel deiner Maschine sehen kann.»

Er: «Ist denn das wichtig?»

Sie: «Ich habe keine Lust, immer – und wo es auch sei – nur bis zum Vorzimmer zugelassen zu werden.»

Er: «Die meisten Mädchen sitzen in Vorzimmern. Sie sind sehr nützlich, und es geht ihnen nicht schlecht dabei.»

Sie: «Ich weiss. Das sind die, die stolz sind, wenn ihr Chef, der Eins-A, oder was er auch ist, mit ihnen ins Bett geht, und die hoffen, dass er sie kriegsheiratet.»

Tiefenbach revidierte sich. Für das letzte ist sie zu jung. – Wenn der Trottel von Uhlig ihr jetzt bloss unter den Arm greifen würde. Wie die Bohle schwankt! Jetzt wippt sie auch noch mutwillig. So eine Katze! Dabei sieht man, dass sie etwas in der Bluse hat. Der Bund ihrer weissen Leinensshorts hat ein Dirndlmuster. Vermutlich haben die brauchbaren Teile von Grossmutter's leinenen Aussteuerhemden nicht ganz gereicht. Im dritten Kriegsjahr müssen Mädchen mit Hilfe derartiger Kunstgriffe ihre Garderobe auffüllen.

Hans Tiefenbach weiss das. Er zündet sich eine Zigarette an. Als er das Streichholz ausgeblasen hat, ist der bunte Dirndlstreifen weg. Das Mädchen sitzt auf dem wackligen Steg und schlenkert die Beine

im Wasser. Ihre wohlgeformten rundum braunen Beine. Sie wird schöne windgeschützte Kühlen hinter den Dünen kennen.

Tiefenbach raucht. Er will das Gespräch weiter verfolgen. Sie spricht zum Wasser hin oder schaut ab und an zu Uhlig auf. Der sieht auf sie hinab, was beileibe nichts über ihr Kräfteverhältnis aussagt. Tiefenbach fällt die gezeichnete Episode im Erinnerungsbuch Olaf Gulbranssons ein: «Und sie besass alle Macht. Denn sie liebte nicht. Das tat bloss ich.» Armer Martin! Verzeih, aber ich muss dich noch ein bisschen belauschen.

Er: «Was soll weiter werden?»

Sie: «Was? – Nichts.»

Er: «Halt deine Beine still. Ich kann das nicht mehr sehen.»

Sie: «Dann schau woandershin.»

Er: «Wenn du so weitermachst, werden sich's auch meine Nachfolger überlegen.»

Sie: «Ich will ja gar nicht heiraten.»

Er: «Es ist Krieg. Männer werden knapp.»

Sie: «Das war deutlich. Aber es ändert nichts daran, dass ich erst etwas werden will.»

Er: «Oha! – Was denn?»

Sie: «Ein Mensch!»

Sie steht auf. Sie geht tatsächlich an Uhlig vorbei, springt vom Steg aufs Ufer und läuft barfuss durchs Gras.

Tiefenbach drückt seine Zigarette aus. – Unsinn, sie hat natürlich ganz etwas anderes gesagt. Was ich mir vorgestellt habe, könnte nur ein grünäugiges Mädchen von sich geben. Aber grünäugig ist unter hundert Dunkelhaarigen höchstens eines.

Ihre Sandaletten stehen zwei Armlängen von ihm entfernt. Sie schlüpft in die leichten Schuhe, sieht ihn an dabei.

Sie hat grüne Augen. Grün mit etwas Grau. – Verdammte! Er ist fast erschrocken.

Während die weissen Segel auf dem Bodden standen ...

... fuhr Hartmut Wedelstedt über den Don, bereit für die grosse Bewährungsprobe, vorbei an jenen Orten, die mit Nadeln auf der

Landkarte seines Zimmers gekennzeichnet waren.

... blickte von Bord eines Zerstörers der frühere Fähnleinführer, Marlies' Jugendfreund, auf das Marine-Ehrenmal Laboe, nicht ahnend, dass es der letzte Blick auf die Heimat war.

... schrieb die Bergmannswitwe Cläre Tiefenbach im Brief an ihren Sohn Hans: Ich bin so glücklich, dass ich Dich in Sicherheit weiss.

... führte der Buchmacher Rothacker in Paris ein Telefongespräch mit dem Pariser Hauptbüro des SD, nachdem seine Freundin Sigrid Maes den Verdacht geäußert hatte, ihre Pariser Schneiderin sei eine verkappte Jüdin.

... radelte Hanna Peplow, die Fischerstochter aus Peenemünde, über Land, zwanzig Kilometer hin, zwanzig Kilometer zurück, um einem Mittelsmann eine Nachricht zu überbringen, die im Bauch eines Räucherherings verborgen lag.

... vertrieb Gustl Schwendtmayr in Posen acht polnische Familien aus ihren Wohnungen, um eine Schule für Wehrmachtshelferinnen einzurichten.

... stellte Evas Grossmutter in Langenbrück drei Zimmer bereit für eine Familie aus Düsseldorf, die vor den Bombenangriffen Schutz suchte.

... lauschte der Soldat Herbert Axe hinter den fest verschlossenen Fenstern und Türen des Zinnowitzer Pfarrhauses einem deutschen Dichter, der über den Moskauer Sender an das Gewissen der Deutschen appellierte.

Zweites Buch

Schub und Widerstand

- 1 Sie sah ihn nicht leiden
- 2 Insel ohne Leuchtfeuer
- 3 Meisje von Amsterdam
- 4 Im Zeichen des Grossen Bären
- 5 König der Oie
- 6 Die Theuerkaufs und Hankes
- 7 Posen
- 8 Jonastag

1

Sie sah ihn nicht leiden

Jürgen Baer hockte an der Aschenbahn und vertiefte die Startlöcher, damit Hanna Peplows Füße besseren Halt fanden. Mit der Geduld eines Trainers liess er sie den Tiefstart probieren.

Auf dem Mittelteil des Sportplatzes warf Eva den Speer. Fast tänzerisch nahm sie Anlauf und folgte dem davonschwirrenden Speer, um ihn wieder zurückzuwerfen. Dann setzte sie mit dem Diskus ihr Spiel fort. Die Bahn der Scheibe blieb flach. Für Baer war das Gymnastik mit Requisiten, nichts weiter. Er kam zur Aufschlagstelle geschlendert: «Ich zeige Ihnen mal den Ansatz.»

Bei ihm flog der Diskus wie ein Geschoss. Eva freute sich der makellosen Kurve. «Ich kriege nie den richtigen Anstellwinkel heraus. Ausserdem fehlt bei mir der Schub.»

Baer belächelte die Vokabeln aus dem Forschungsbetrieb, die sie geschickt einzuflechten wusste. «Wofür trainieren Sie?»

«Nur so. Zu meinem Vergnügen.»

«Wir haben demnächst Sportfest. Wollen Sie mitmachen? Auf der Kurzstrecke würden Sie etwas erreichen.»

«Woher wissen Sie –?»

«Das sieht man. Ihre Beine sind trainiert. Sie sind leicht, gymnastisch geschult. Sie wissen doch, das bedeutet: niedriger Widerstandsbeiwert, kurzes Trägheitsmoment.» Er gab ihr das Berufslatein zurück. «Für Achtzig-Meter-Hürden genau das richtige.»

«Etwas ganz Neues. Wie sich das trifft. Ich möchte nämlich alle Sportarten kennenlernen.»

«So? Was fehlt Ihnen denn noch?»

«Rhönradfahren zum Beispiel. Reiten und Segelfliegen.»

«Wenn Sie sich in allen anderen schon versucht haben, ist das ganz schön.»

«Mein Vater hat mich als Siebenjährige in den Turnverein geschickt.»

Sie waren bei Hanna Peplow angekommen. Bereitwillig zeigte sie Eva die Technik des Hürdenlaufs, das Spreizen der Arme in Übereinstimmung mit den Beinen im Moment des Abstossens.

Baer stand an der ersten Hürde. Obwohl Eva unverkrampft das Hindernis nahm, hiess er sie zurückgehen. Noch einmal, noch einmal. Dann zusammen mit Hanna. Hanna war schneller und viel sicherer. Unter Evas brauner Haut hämmerte es. Sie gab nicht auf. Nach kurzer Ruhepause versuchte sie es wieder.

Auf dem Heimweg schloss Baer sich Eva an. Hanna nahm eine andere Richtung. In Gedanken allerdings blieb sie noch eine ganze Weile bei den beiden. Vielleicht hätte sie doch mit Jürgen Baer sprechen sollen wegen Eva Leonhard. Es galt, den Kreis der Mitarbeiter zu vergrössern. Konnte man nicht bei diesem Mädchen einen Ansatzpunkt voraussetzen? Hanna vermochte noch nicht einzuschätzen, ob Baer bereits etwas Ähnliches erwog. Ihre Meinung über ihn war zwiespältig. Er schien doch nicht die zuverlässige Stütze zu sein, als die er ihr in einem verschlüsselten Brief von Berlin aus angekündigt worden war. Sie hatte gehofft, dass sich ihr Zirkel, den sie mit einigen Kraftfahrern, Mechanikern und Monteuren aufgebaut hatte, unter seiner Leitung zu einem spürbaren Störfaktor des Versuchsbetriebs entwickeln würde. Baer konzentrierte sich zu lange darauf, das Werk kennenzulernen. Eine Nachricht nach Züßow zu bringen, im Räucherhering verborgen, mochte für die Leitung in Berlin wichtig sein, ihr schien es zuwenig.

Eva ass mit Jürgen Baer im Kameradschaftsheim zu Abend. Er verspeiste heiss hungrig den grau violetten Rotkohlpamps und die mit der Reichseinheitssosse übergossenen Salzkartoffeln. Ein zu lang geratener Athlet, fast zwei Köpfe grösser als sie – und solch ein Essen! Er tat ihr leid. Aber er lachte. Er hatte noch ein halbes Brot zu Hause.

Sie merkte bald, dass er an die Menschen seiner Umgebung kritisch heranging. Traude Hörselmann, mit der er oft zu tun hatte, schätzte er fachlich hoch. Bei Marlies Hasse berührte ihn besonders

die menschliche Seite. Dagegen ging er bei ihrem Vetter, dem Betriebsingenieur Brettschneider, auf Abstand. Mühelos spottete er sich durch die erste Garnitur der Versuchsstelle hindurch. Offenbar hielt er nicht viel von den Anstrengungen, die auf der Insel gemacht wurden. Als er auch den Doktor und den General Revue passieren liess, sagte Eva kopfschüttelnd: «Sie nehmen wohl überhaupt nichts ernst. Stehen Sie aus Prinzip in Opposition?»

«Meine Opposition ist Verteidigung.»

«Gegen was?»

Er sah sich um. An den Tischen langweilten sich Soldaten des Versuchskommandos. «Gehen wir doch ein Stück spazieren.»

Der Weg auf dem Dünengürtel war schmal. Baer führte sein Fahrrad. Oft musste er vor herabhängenden Zweigen den Kopf einziehen. Er nahm das Gespräch wieder auf: «Sie müssen mich für einen gottsjämmerlichen Ignoranten und Spötter halten. Aber das ist meine Igelstellung. Aufgewachsen bin ich in einem Hause, wo die Ehrfurcht vor allem, was Menschen erdacht und geschaffen haben, oberstes Gesetz war. Mein Vater ist Chirurg. Lehrt an der Universität Marburg. Seine jetzige Frau war Opernsängerin.»

«Warum sagen Sie nicht: meine Mutter?»

«Weil Sie dann ein falsches Bild bekämen. Seit sie bei uns ist, bin ich meine eigenen Wege gegangen. Eigentlich seit Leipzig, wo sie damals auftrat.»

«Leipzig? Da war ich oft. Was haben Sie dort gemacht?»

«Mein Vater hatte einen Vortrag zu halten auf einer Tagung. Über Kieferchirurgie. Er nahm mich mit. Es war im Frühjahr dreiunddreissig. Ich hatte das Abitur bestanden und sollte die Deutsche Bücherei kennenlernen, Auerbachs Keller, das Grassimuseum, na – Sie wissen ja, was Klein-Paris zu bieten hat. Wir wohnten im Hotel Hauffe am Rossplatz, Leipzig putzte sich gerade für den Führerbesuch. Wir bekamen deshalb schlechtere Zimmer als vorgesehen, und mein Vater fiel unangenehm auf, weil er dagegen protestierte. Dann mussten wir froh sein, nicht ausquartiert zu werden. Hitler bevorzugte ausgerechnet dieses Hotel. Am Abend war Premiere im Neuen

Theater, und ich sah meine zukünftige Frau Mama als Tosca. Ich war bereit, sie zu bewundern, obwohl ich die italienischen Opern damals nicht mochte. Sie musterte mich in der Pause von oben bis unten, mit dem Ergebnis, dass ich zur Premierenfeier nicht eingeladen wurde und allein ins Hotel zurück musste.

Auch am nächsten Tag bekam ich zu fühlen, dass sie keinen Wert auf einen erwachsenen Sohn legte. Oder ich war ihr zu schlaksig und zu schüchtern. Meinem Vater tat das leid. Er nahm mich überall mit, wenn er ohne sie unterwegs war, und gab sich besonders kameradschaftlich. Aber ich merkte die Absicht. Da begann ich mich einzuzigeln.

In der Zahnklinik lernte ich übrigens einen Namensvetter von Ihnen kennen. Mein alter Herr lud ihn ins Hotel ein. Der Zahnarzt arbeitete an einer neuen Art der Kieferregulierung. Bei mir ist das alles verschlampt worden. Vater hatte mich als negatives Anschauungsobjekt vorgeführt. Aber diesen Doktor Leonhard liess man einfach nicht ins Hotel. Wegen des bevorstehenden Führerbesuchs.»

«War er – Jude?»

«Ja. Dann wollten wir uns mit ihm in Äckerleins Keller treffen. Da erfuhren wir, dass er abgereist sei. Ein paar Obernazis aus der Zahnklinik hatten ihn fortgeekelt. Am Neuen Rathaus versammelten sich zur selben Zeit die Massen, um Hitler zuzujubeln. Madame lag meinem Vater in den Ohren, sie wolle den Herrscher aller Reussen aus der Nähe sehen.»

«Was sagte denn Ihr Vater dazu?»

«Er zog sie ein bisschen auf, blieb aber der Kavalier alter Schule. Ich habe mich aus dem Staube gemacht und mich zum erstenmal in meinem Leben betrunken. Übrigens unter den Augen eines Japaners. Der erwartete von der Achse Berlin-Rom-Tokio auch nicht das Heil für die Menschheit.» Jürgen Baer stützte sich auf sein Fahrrad und sah mit unsicherem Lächeln auf Eva hinab. «Warum habe ich Ihnen das eigentlich alles erzählt? Im Allgemeinen bin ich nicht für Familiengeschwätz.» Er hielt ihr nervöses Spielen mit Kiefernäzweigen für Ungeduld.

«Aus dem Privaten kommt doch alles andere», sagte sie. «Wenn ich es damals miterlebt hätte – mit meinem Vater ...»

«Was ist Ihr Vater?»

«Zahnarzt.»

«Auch Zahnarzt?»

«Nicht – auch! Der, den Sie kennen.»

«Dieser Doktor Leonhard war Jude –»

Sie wandte sich ab, sah auf die See hinaus. Nach einer Weile des Schweigens sagte er: «Ich hab Ihnen soviel erzählt. Wollen Sie mir das nicht auch erklären? Sie waren im Arbeitsdienst ...»

«Ja eben. Das gehört zu *meiner* Igelstellung oder Tarnung oder wie man es nennen will.»

«Sie machen doch mit.»

«Soll ich etwa als Nonne leben? Das wäre hier viel auffälliger.» Trotzig ging sie ihm voraus. «Ausserdem habe ich nicht die geringste Lust dazu. Ich will leben wie alle. Ich will kein Mensch zweiter Klasse sein. Und solange niemand weiss, was Sie jetzt wissen, bin ich geachtet. Das ist furchtbar blöd und manchmal richtig ekelhaft, aber soll ich's denen ins Gesicht schreien? – Einer von ihnen, der auf meine Visage, oder was weiss ich sonst, hereingefallen ist, hat mir ja den Freibrief ausgestellt. Danach bin ich ein Mischling zweiten Grades. Klingt gut, was? Reichte jedenfalls für Arbeitsdienst und Kriegshilfsdienst. Ich bin froh, wenn ich ein paar Jahre leben kann ohne Fragebogen, ohne braune Blockwaiter. Die grauen Uniformen sind loyaler.»

«Und Ihr Vater? Was für eine Uniform trägt er? Die gestreifte – mit dem Davidstern dekoriert?»

Wie Feinde standen sie einander gegenüber. Eva fühlte sich massgenommen unter Baers Blick. «Mein Vater war nur kurz in Haft. Dann ging er nach Amerika.»

«Und Sie haben Frieden geschlossen mit Ihrer Umwelt.» Sie zuckte unsicher mit den Schultern. «Vielleicht ist es nur ein Waffenstillstand ...»

Den Fahrradlenker nach oben reissend, liess Baer das Vorderrad auf den Boden zurückschnellen, dass es federte. Er musste irgendwie seinem Zorn Ausdruck geben. «Wie kann man nur so leben. Mit solchen Bildern vor Augen!»

«Das ist es ja, ich habe nichts gesehen, nichts selbst erlebt. Als die Nazis meines Vaters Praxis zerschlugen, war ich bei den Eltern

nichts Genaues. Als ich später begriff, dass ich meinen Vater nie wiedersehen würde, habe ich eine Nacht lang geheult.»

«Wie war Ihr Vater?»

«Sehr ernst und immer beschäftigt. Er hat mich oft über seiner Arbeit vergessen. Nach der Sprechstunde beim Laborieren durfte ich zwar manchmal in seiner Nähe sein, doch wenn ich Fragen stellte, hiess es: (Später, wenn du gross bist, erkläre ich dir alles.' Er wusste mit mir kleinem Mädchen noch nichts anzufangen. Nur zum Sport hielt er mich an. Er wollte mir wohl einen Ersatz schaffen für die Jugendgruppen mit Wimpeln und blau-weisser Kluft. Ich kann mich noch daran erinnern, als er von der Tagung kam, auf der Sie ihn gesehen haben. Er war richtig verstört. Und er tat etwas, was ich nicht verstand: Er zwang mich, ein Kleidungsstück zu verschenken, auf das ich besonders stolz war: eine Trachtenjacke, schwarze Wolle mit rot-grünen Streifen um den Halsausschnitt. Er selber hatte mir das (Berchtesgadener Jäckchen' aus dem Winterurlaub mitgebracht. – Auf dem Leipziger Hauptbahnhof war er einer Kolonne Jungmädel begegnet, mit Wimpel und Fahrtengepäck. Die trugen über ihren weissen Blusen diese Berchtesgadener Jacken. Tagelang habe ich meinen Vater dafür gehasst. Man hatte von mir immer alles ferngehalten. Auch in der Schule wurde ich geschont. Mein Vater war der gesuchteste Zahnarzt in unserer Stadt. Kurz nach dieser Jackengeschichte fuhr ich zu meinen Grosseltern, und acht Tage später pasierte es mit ihm.»

«Dämmerte Ihnen dann immer noch nichts?»

«Den ganzen Umfang des Unglücks erkannte ich nicht. Meine Mutter ist sehr geschäftstüchtig. Sie konnte nachweisen, dass die Wohnung ihr gehörte. Die Autorität meines Grossvaters spielte eine gewisse Rolle. So hatten sich die Rowdys nur die Praxis und die wissenschaftliche Bibliothek vorgenommen.»

«Was Ihren Vater vermutlich besonders getroffen hat.»

«Natürlich. Aber als Elfjährige weiss man das nicht. Ich war zufrieden, dass mein Fahrrad heil war und von meinen Kinderbüchern keines fehlte.»

«Und Ihre Mutter?»

«Meine Mutter hat Vater wohl gar nicht richtig geliebt. Ich glaube, sie wollte durch diese Heirat gesellschaftlich aufrücken. In einer Kleinstadt bedeutet ein Zahnarzt etwas. Mein Grossvater dagegen gilt als Neureicher. Der ist schlau, aber ungebildet. Nach einem Jahr willigte mein Vater von Amerika aus in die Scheidung ein. Und als die Männer anfangen, sich nach mir umzudrehen, hat Mutter sich wieder verheiratet.»

Jürgen Baer lachte hart und böse auf. «Und nun sind Sie das einzige Andenken an ihre fehlgeschlagene Ehe. Vermutlich liebt sie Sie nicht sehr.»

«Das fällt nicht besonders auf. Sie zeigt selten Gefühle.» «Und ihr zweiter Mann?»

«Der musste ihr helfen, die Vergangenheit loszuwerden. Ich bin übrigens nicht ganz unschuldig an dieser Ehe.»

«Wieso?»

«Er sah zuerst mich. Auf dem Sportplatz. Ich war fünfzehn und hatte auf dem Schulsportfest für meine Klasse mehrere Preise geholt. Im Schwimmen und auf der Kurzstrecke. Ich wurde mit ein paar anderen Mädchen auf die Tribüne gerufen und bekam vom Kreisleiter einen Medizinball für die Klasse, Urkunden und eine Medaille. Am schwarzweissen Turndress hatte ich als einzige kein Hitlerjugend-Abzeichen. Die Braunen beguckten mich zwar von oben bis unten, waren aber freundlich. Zur Gruppe um den Kreisleiter gehörte einer in Zivil. Der gratulierte mir mit Handschlag und zog mich an seine Seite beim Singen des Hitlerjugend-Liedes. Er sprach so nett österreichisch, dieser Schwendtmayr, das gefiel mir. Dann kamen Eltern und Lehrer an die Tribüne zum Gratulieren. Schwendtmayr wollte meine Mutter in seinem Auto nach Hause bringen, aber wir hatten ja Grossvaters ‚Wanderer‘. Dass Mutti selbst chauffierte, imponierte ihm wohl. Jedenfalls lud er sie für den Abend ein. Schülertheater, Bankett und so etwas.»

«Wusste dieser Schwendtmayr nichts von der Vergangenheit Ihrer Mutter?»

«Anfangs nicht. Ich wurde nämlich ‚in Pension‘ gegeben. Andere Schule, anderer Kreis. Später hat er es natürlich erfahren, und mein Grossvater musste wieder eingreifen. Da konnte Schwendtmayr schon nicht mehr zurück. Grossvater hätte ihn sonst unmöglich ge-

macht in seiner Partei. Schwendtmayr ist einer von den Österreichern, die auch mal fünf gerade sein lassen, wenn es in ihren Kram passt. Meine Mutter muss ihn damals ganz schön eingewickelt haben.»

Es war dunkel geworden. Eva spürte das nachmittägliche Training in den Gliedern. Vor ihnen streckte sich die Landstrasse.

«Wollen Sie aufsteigen?» Jürgen Baer deutete auf die Querstange seines Fahrrades.

Sie nahm Platz, als gäbe es nichts Selbstverständlicheres. Ihre Gedanken waren weit weg, während sie in Atemnähe vor ihm sass. Er gab sich Mühe, sie mit seinen Knien nicht zu stossen.

Wenn ich ihr doch jetzt erzählen könnte, was entscheidend in meinem Leben war, dachte er. Nach der Entfremdung von zu Hause kam erst das Wichtigste.

Er war damals Student im sechsten Semester in Göttingen. Da er über ein grosses Zimmer verfügte, fand sich eine kleine Gruppe von Kommilitonen allwöchentlich zur gemeinsamen Arbeit bei ihm zusammen. Es blieb nicht aus, dass ihre Gespräche auf politisch-weltanschauliche Fragen übergingen. Er, der jüngste des Kreises, sah sich mit Heino, dem ältesten, auf gleicher Wellenlänge.

Einer der Kommilitonen, der Mitglied des NS-Studentenbundes war, brachte eines Abends ein Flugblatt mit. Unter einem grossen Hakenkreuz in Druckbuchstaben: «Wer dieses Zeichen trägt, will Krieg». Der Studentenbündler wartete vergeblich auf wortreiche Ablehnung solch «bolschewistischer Wühlarbeit». Besonders Jürgen Baers Sarkasmus ärgerte ihn. Sie gingen bald auseinander. Heino kam jedoch noch einmal zurück. In stummer Aufforderung hielt er Baer eine geöffnete Zigarettenschachtel hin. Der griff, statt einer Zigarette, ein kunstvoll zusammengerolltes Flugblatt. Bis in den Morgen hinein sagten sie sich all das, was im Beisein der anderen hatte unausgesprochen bleiben müssen. Heinos Vater war nach Hitlers Machtergreifung als Gewerkschaftsfunktionär verhaftet und gefoltert worden. Frau und Sohn mussten Haussuchungen der Gestapo und endlose Verhöre über sich ergehen lassen. Erst durch Für-

sprache eines Onkels, der als politisch zuverlässig galt, konnte Heino sein naturwissenschaftliches Studium fortsetzen. Ganz bewusst hatte er sich an der Universität den Ruf eines Unpolitischen geschaffen. Als Heino schliesslich nach Berlin ging, setzte Jürgen dessen Arbeit fort. Gern hätte er zu Eva von dem Freund gesprochen. Aber es erschien ihm noch zu früh.

Das einzig Helle in dem verdunkelten Zimmer war der Lichtreflex an der Wand über dem Bücherregal. Er kam aus dem Radio, dessen ausgestanzte, symmetrisch angeordnete Luftlöcher an der Rückseite ein Muster von der Regelmässigkeit einer Wolkenkratzerfassade an die Wand warfen. Das Radio beendete eine Sondermeldung, wonach deutsche U-Boote vor der englischen Küste viele Bruttoregistertonnen feindlichen Schiffsraums versenkt hatten. Die Klänge Lisztscher Musik unterstrichen ruhmredig die Worte des Verkündigungse Engels, dessen Stimmlage heroisch genug war, um jede bange Frage nach den Menschenleben abzuschneiden, mit denen solche Siege bezahlt werden mussten.

Im Bett am Fenster wälzte sich Marlies unruhig. Als sich Eva erhob, bat sie: «Stell das Radio nicht ab. Stell es ganz leise. Solange wir unseren Wolkenkratzer sehen, ist es nicht ganz so finster.»

«War Herbert Axe lange hier?» Eva kroch wieder unter die Decke und sah besorgt zur Freundin hinüber.

Statt einer Antwort kam die Frage aus der Dunkelheit: «Ob wir es schaffen?»

«Wer – wir?»

«Unsere Soldaten, gegen die anderen.»

«Sieht fast so aus. Fünf Sondermeldungen in drei Tagen.» «Hast du gewusst, dass es Leute gibt, die wünschen, dass sie es nicht schaffen?»

Eva zögerte. Seit einer Stunde zumindest ahnte sie es. Nach dem langen Schweigen während der gemeinsamen Fahrt hatte sich Jürgen Baer aufs Fahrrad gestützt und sie entlassen mit einem Schwall hastig geflüsterter Worte: «Sie haben Ihren Vater nicht leiden sehen. Das ist Ihr Unglück. Die Begriffe Leiden, Schmerz und Tod sind

abstrakt. Sie treffen uns erst angesichts zeretzter Menschenleiber auf einem Minenfeld; wenn wir die Schreie der Verwundeten in den Schützenlöchern hören oder blutige menschliche Reste im Stacheldraht hängen sehen. ‚Es muss jeder einmal sterben‘, heisst es. Aber *wie* sie sterben im Kriege, das übersteigt jede Vorstellungskraft. Und die Propaganda tut das Ihre, uns glauben zu machen, sie fielen wie Nibelungenhelden – in Schönheit und Grösse. Sollten wir den Krieg gewinnen – was nicht auszudenken wäre –, dann sind alle diese Leute wieder vorn, die achselzuckend gesagt haben: ‚C’est la guerre‘, wenn die Zigarett ration nicht ausgereicht hat, die aber den Krieg im Kriege nicht gesehen haben.› Baer hatte sie angeblickt, als hoffte er, dass sie Weiteres, was ungesagt bleiben musste, erriet.

Evas Zögern war für Marlies Antwort genug. «Herbert Axe meint, die Welt führt nicht Krieg gegen die Deutschen, sondern gegen den Nationalsozialismus.»

«So steht’s aber nicht in den Zeitungen.»

«Ich weiss nicht, woher er seine Nachrichten hat. Im Lager kann er unmöglich Feindsender hören.» Marlies’ Flüstern wurde fast tonlos. «Es gäbe nur *eine* Rettung für Deutschland: dem Nationalsozialismus abzuschwören. Sonst droht uns allen der Untergang. Er sprach wie ein Seher. Mir ist angst und bange geworden.»

Hinter Jürgen Baers Worten verbargen sich wohl ähnliche Gedanken. «Schwer zu begreifen», sagte sie jedoch, «dass man nicht den Sieg der Seite wünschen soll, auf der man lebt. Beim Verlieren geht’s einem in jedem Fall schlecht. Kriege sind etwas Grässliches. Aber nach drei Jahren bleibt doch nur noch eins: ihn mit Anstand zu Ende führen.»

«So habe ich’s Herbert auch gesagt. Es freut mich, dass sogar du der Meinung bist. Schliesslich hättest du zuallererst Grund, gegen die Nazis zu sein.»

Eva umkrampfte ihr Kopfkissen. Sogar du, sagte Marlies. Gerade Sie, sagte Baer. Und die Erklärung für alles waren seine Worte: Sie haben Ihren Vater nicht leiden sehen ...

Jürgen Baer ging seiner Lieblingsbeschäftigung nach: er blätterte. In Büchern zu blättern bereitete ihm heute noch das gleiche Vergnü-

gen wie Vorjahren, als er, den günstigen Augenblick nützend, in der Bibliothek seines Vaters gestöbert hatte, um hinter die Geheimnisse jener Bände zu kommen, die gewöhnlich unter Verschluss gehalten wurden. Auch heute noch zog er aus der Physiognomie eines Buches Schlüsse auf dessen Gehalt. In dieser Bibliothek allerdings waren die Bücher so vollkommen uniformiert, dass ihnen jegliche Individualität abhandengekommen schien. Braun – alles braun; sogar das genarbte Einschlagpapier. Er stellte einen Band zurück, der dem Leser einreden wollte, dass alle Ströme Böhmens in Deutschland zu münden hätten. Obwohl er nicht annehmen konnte, unter den hier angetretenen Uniformierten etwas Unerwartetes zu finden, ging er ab und zu in die Bücherei der Versuchsstelle, wo Ilse Rubyschewski waltete und mit ihren aufgereihten Schützlingen einen wohlwollenden Umgang zu pflegen schien. Ihre äussere Erscheinung konnte man vergleichen mit einem solide ausgestatteten, nicht allzu aufregenden Roman in einer volkstümlichen Sprache und nicht ohne pointierte Lebensweisheiten. Im Werk kannte sie jeder als «die Ru». Sie mochte das Kürzel etwa so empfinden, wie es bei umständlichen Buchtiteln Brauch ist. Der aussagekräftigste Teil genügt den Lesern zur Identifikation.

Baer fragte aus seiner Ecke heraus: «Wie ist eigentlich der Roman, den Goebbels geschrieben hat?»

Die Ru hob nicht den Kopf von ihren Karteikästen. «Er soll lieber Propaganda machen. Das versteht er besser.»

«Ist das ein Werturteil oder Ihr persönlicher Wunsch?» «Natürlich ein objektives Werturteil. An seine Reden glauben doch alle, seinen Romanhelden glaubt keiner.»

«Vielleicht ist das erstere über- und das letztere untertrieben.»

Die Ru streifte Baer mit einem Seitenblick. «Das wird sich statistisch schwer erfassen lassen. Die Abonnenten des ‚Reichs‘ und des ‚Völkischen Beobachters‘ erbauen sich in ihren Freistunden wohl kaum an den Büchern ihres Meisters.»

Mit lärmender Nonchalance betrat Oberzahlmeister Hanke die Bibliothek. Als er ein dickes Buch auf den Tisch legte, war Baer neben ihm.

«Von Oberstleutnant Keiner», sagte Hanke.

Wie zufällig liess die Ru den dicken Wälzer aufgeschlagen vor Baer liegen, so dass er den Titel erkennen konnte. «Mit den Augen einer Frau», ein vielgelesener Unterhaltungsroman. «Möchten Sie wieder etwas mitnehmen?» fragte die Ru. «,Vom Winde verweht' ist noch nicht zurück.»

Hanke wehrte ab. «Viel zu dick, Fräulein Ru. Momentan! Der Chef heiratet demnächst. Da hat er anderes zu tun.»

Die Ru breitete ihre Bücherschätze vor Hanke aus und sagte trocken: «Aus der ‚Kaiserin' wird also eine ‚Kelnerin'.»

Die Männer lachten, und da Hanna Peplow in dem Augenblick hereinkam, wandte sich der galante Zahlmeister ihr zu. «Fräulein Peplow wird dann entsprechend die Personalakte ändern. K-K – die Initialen bleiben.»

Baer erkundigte sich, wann er abends wieder einmal den Flügel im Kasino benutzen könne.

«Es steht noch nicht fest, für wann der Oberstleutnant die Hochzeitsnachfeier ansetzt.» Hanke war schon an der Tür. Die Ru richtete es so ein, dass er gerade noch hörte: «Hier ist ‚Michael' von Goebels, Herr Doktor Baer. Sie suchen doch schon lange danach.» Auch der Argwöhnischste hätte ihrer Stimme die Ironie nicht anmerken können.

Hanna Peplow ging an den Regalen entlang und wandte dem grinsenden Baer den Rücken zu.

«Wie finden Sie das Opus?» fragte die Ru.

Baer lachte sein kurzes trockenes Lachen. Er hob dabei den Kopf an wie ein Pferd beim Wiehern. Das Lachen konnte Bitterkeit, Spott, Heiterkeit, zuweilen auch Unsicherheit ausdrücken. Man musste ihn schon gut kennen, um es richtig zu deuten. «Hören Sie, was hier steht.» Beim Anblättern des Romans, mit dem der Reichspropagandaminister Dr. Joseph Goebbels seinen Beitrag zur schönen Literatur zu leisten vorgab, war Baer auf die Stelle gestossen: «Das Geistige wird mir zum Überdruß. Der Intellekt ist eine Gefahr für die Bildung des Charakters. *Kerle* erziehen, *das* sollte die Aufgabe der hohen Schulen sein.»

«Also bitte, sind das etwa keine Neuigkeiten? Es lohnt sich schon, mal hineinzusehen», sagte die Ru.

Hanna Peplow griff wie beiläufig nach dem Buch. Baer nahm jetzt einen besonders dicken Band aufs Korn. «Was ist denn das für eine Bibel?»

«„Paracelsus“ von Kolbenheyer.»

«Und das daneben?» Während er die Bibliothekarin mit seinen unbestimmten Bücherwünschen beschäftigte, entnahm Hanna ungestört dem Goebbels-Roman ein eng gefaltetes Blatt Papier. Als es in ihrer Rocktasche verschwunden war, liess Baers Interesse an Kolbenheyers Gesamtwerk rasch nach.

2

Insel ohne Leuchtfeuer

Mutter, wenn du deinen Sohn jetzt sehen könntest, würdest du, in christlicher Demut seiner Hoffart belegend, sagen: «All unser Wissen ist Stückwerk.» Mit einem Anflug von Rührung stellte Hans Tiefenbach sich das Gesicht seiner Mutter vor, sah ihre fragenden Augen, den blassen, immer etwas schmerzlich verzogenen Mund, der vor Jahren, als der Sohn sich für das Physikstudium entschieden hatte, zaghaft fragte, ob das auch wirklich kein gefährlicher Beruf sei. Beamter hätte er werden sollen. Ein Behördenbüro verhies Geborgenheit und Sicherheit noch im Alter. Auch die Tätigkeit als Lehrer bezog sie in den Bereich der Möglichkeiten ein. Der Umgang mit Büchern und Papieren schien ihr ungefährlicher als der mit Naturkräften.

Ihr Vater war einst Bibliothekar in der Grossherzoglich-Braunschweigischen Bibliothek zu Wolfenbüttel, und in den vierzig Jahren seiner Amtszeit war ihm nicht einer der Folianten auf den Kopf gefallen. Vielmehr hatte das Bewusstsein, dass Lessings Hände schon über die Buchrücken geglitten waren, seiner Arbeit eine besondere Weihe gegeben. Diese ausgeglichene Würde wünschte sich Cläre Tiefenbach für ihren Sohn Hans, um so mehr, als sie befürchtete, dass das aufrührerische Erbe seines Vaters in ihm fortleben könnte.

Obersteiger war er zuletzt. Bei einer Grubenexplosion verunglückte er tödlich. Eine Katastrophe, der nach Cläre Tiefenbachs

Meinung böse Zeichen vorausgingen. Ihr Mann hatte sich Arbeitern angeschlossen, die als «Rote» galten. Zwar trat er, auf Bitten seiner Frau, keiner Partei bei, doch bei den Unruhen im Ruhrgebiet hielt er es mit den Streikenden. Cläre Tiefenbach betete zu Hause und in der Kirche zu ihrem Gott, dass er die bestehende Ordnung aufrecht erhalten möge, während ihr Mann Aufrührern den Rücken stärkte. Das tut nicht gut in einer Ehe. Mit welchen Mitteln Gott die Front der Aufwiegler schwächen würde – denn das erbat Cläre von ihm – , ahnte sie nicht. An den offenen Gräbern der Verunglückten sprachen nach dem Vertreter der Grube «die Roten». Sie nannten die Toten ohne Ausnahme ihre Genossen und legten einen Kranz mit roter Schleife auch auf den Sarg des Obersteigers. Den Bibliothekar aus dem grossherzoglichen Wolfenbüttel, der zeit seines Lebens deutsch-national gewählt hatte, traf fast der Schlag. Angesichts seines Zornes allerdings ergriff Cläre trotzig für das Partei, was sie bei Lebzeiten ihres Mannes nie gebilligt hatte. Schliesslich weigerte sie sich, zum Vater nach Wolfenbüttel zu ziehen. Als der zehnjährige Hans zu fragen begann, brachte sie seines Vaters Tod in ursächlichen Zusammenhang mit umstürzlerischen Ideen jeder Art.

In den Ferien beim Grossvater vernahm er dieselbe Weise: «Kümmere dich nicht um Politik.» Der alte Herr nutzte die Liebe des Jungen zu Büchern, gab gut acht bei der Auswahl und unterstützte den Wissensdurst nach Kräften, sofern er den Naturwissenschaften galt. Für einen künftigen Physiker trug der Bibliothekar gern den Hauptanteil der Studienkosten. Die Chemie hielt er für gefährlich. In der Physik dagegen schienen ihm die Gewalten weitgehend gebändigt.

Bändigen! Hans Tiefenbach ballte die Hände, liess die Finger wegschnellen, wieder und wieder in raschem Wechsel: Faust – Entspannung, Faust – Entspannung. Bändigen – entfesseln, bändigen – entfesseln. Schon als Junge war diese Handbewegung seine Gewohnheit, wenn eine Entdeckung ihn beschäftigte. Angefangen bei der Wunderwelt eines Wassertropfens unterm Mikroskop, über physikalische Versuche, die Umwandlung mechanischer Energie in Elektrizität, bis zu den Höhepunkten in jüngster Zeit.

Sensationell und Gipfel aller erregenden Nachrichten war die von Otto Hahns gelungener Kernspaltung.

Entfesseln – bändigen! Aufgabe der Physiker. Tiefenbachs Finger entspannten sich. Der Doktor hatte breit gelacht, als er anhand der Rechenwerte die Befürchtungen der Statiker entkräftete, die grössere Stabilität ginge zu Lasten des Schubs. Noch vom Prüfstand aus musste es der General erfahren. «Tiefenbach hat das Kind geschaukelt.» Je mehr den Doktor ein Ergebnis begeisterte, um so burschikoser drückte er sich aus. Befriedigt legte er den Telefonhörer auf. «Der Alte feiert den Geburtstag seiner Frau im Kaminzimmer. Wir sind eingeladen. Haben Sie Lust, Tiefenbach?»

«Nicht viel.»

«Müde, was?»

«Wer ist denn noch dabei?»

«Vermutlich alles, was entsprechend Lametta trägt.» «Also vom Stabszahlmeister an aufwärts.»

«Sie haben recht. Verlockend ist das nicht.»

Sie kamen überein, nicht hinzugehen. Der Doktor blieb noch auf dem Prüfstand, und Tiefenbach schlenderte in lange nicht gefühlter Schwerelosigkeit den betonierten Weg entlang, an dessen Ende, verborgen hinter hohen Kiefern, der Prüfstand 7 lag, eine der wichtigsten Einrichtungen des Werkes. Patrouillierende Posten prüften seinen Betriebsausweis und liessen sich die farbige Plakette zeigen, deren Besitz zum Betreten dieses abgegrenzten Geländes berechtigte.

Der Strand konnte nicht mehr weit sein. Das rhythmische Geräusch der Brandungswelle mischte sich mit dem Rauschen der Wipfel. Tiefenbach sah die buschigen Schweife zweier sich jagender Eichkater wie rotbraune Flammen um einen Baumstamm züngeln. Schnell wie eine Rakete! – Der Doktor hatte recht, man wurde raketenstüchtig auf der Insel. Mit welcher Begeisterung allein die Gruppe, deren Altmeister der stille Professor war, ihrer Idee nachging. Vorstoss ins Weltall – bereits jahrzehntelang wurde an den Voraussetzungen getüftelt. Interessengemeinschaften für Weltraumfahrt entstanden, Zeitschriften wurden herausgegeben, Gönner und Geldgeber gesucht.

Viel kostspielige Probiererei, mit Pulverraketen wie mit Flüssigkeitsraketen, schlug fehl. Vierzigtausenddreihundert Stundenkilometer, um den Einflüssen der Erdatmosphäre zu entkommen – eine phantastische Zahl. Nicht weniger phantastisch die Vorstellung, künstliche Monde um die Erde kreisen zu lassen, Laboratorien ins Weltall zu senden. Waren sie nicht alle Träumer, die daran glaubten? Tiefenbach dachte an die grosse Stunde der modernen Physik, an die Spaltung des Urankerns, und er sagte sich, dass es nur folgerichtig wäre, wenn auch der Technik die grosse Stunde bald schlänge. Heute hatte er einen winzigen Baustein beigetragen zu dem Werk, das man vielleicht einmal ebenso bahnbrechend nennen würde wie die Erfindung der Dampfmaschine: Vorstoss ins Weltall.

Wie Professor Leupold wohl seinen Erfolg aufnahm? In acht Tagen etwa würde man in Berlin Zusammentreffen, einige Punkte herausarbeiten und auswerten für das gemeinsame Werk: Physik der Atomkerne. Schade, dass er nicht hier war, der Lehrer und Freund. Einen solchen Tag beschloss man nicht gern allein. Im Kaminzimmer des Kasinos wäre man zwar willkommen, aber eine von Heeresbeamten umschwirrte Generalin könnte enttäuschen. Anständigen französischen Wein gäbe es ganz gewiss.

Das war es, was einem an solchem Tage fehlte: Wein und ein Mädchen. Es wäre schön, mit einem Wesen anzustossen, das die Gesetze der verschiedenen Aggregatzustände so wenig kennt wie der Astronom die Rückseite des Mondes. Ein junger schöner Mund darf über ganz belanglose Dinge plaudern. – Über was eigentlich? Tiefenbach weiss kaum, womit sich die Mädchen auf der Insel beschäftigen. Bisher sah er sie fast nur in den Vorzimmern Berichte schreibend, Listen tippend. Er beginnt ein Spiel. Wie im Märchen, wo der König das erste, was ihm bei seiner Heimkehr in den Weg läuft, verpfändet. Ins Positive gekehrt, hiesse es: Das erste Mädchen, dem er zwischen Rondell und Kasino begegnet, wird er zu einer Flasche Wein einladen. Er traut sich zu, bei Hanke, dem neuen Kasino-Kellermeister, eine Buddel lockerzumachen. Die wird allerdings drei Güteklassen unter denen des Generalsgeburtstages liegen.

Hans Tiefenbach durchschritt die letzte Sonderwache am Haus 4 und damit das Tor zum Rondell. Von weitem schon sah er die Ru aus ihrer Bibliothek herunterkommen. Halt! befahl er sich. Habe ich nicht ein wichtiges Merkmal des Märchens ausser acht gelassen? Drei ist die heilige Zahl. Die dritte also.

In den Klubzimmern vor dem Schankraum, wo er Hanke zu finden hoffte, sassen zeitunglesend Mathesi und einige ihm unbekannte Männer. In der Sofaecke hielten rotlackierte Fingerspitzen den «Völkischen Beobachter». Fräulein Püschel – sozusagen Nummer zwei. Das Verfängliche seines Spiels wurde Tiefenbach jetzt bewusst. Eine Flasche Weisswein immerhin war kalt gestellt. In der Garderobe, wo er seine Pfeife aus der Manteltasche holen wollte, fand er Nummer drei, oder vielmehr – Nummer drei und vier auf einmal.

Sie standen nebeneinander und schälten sich aus ihren Jacken. Er sah sie gleichzeitig, konnte also wählen. Beiden gemeinsam den Preis zuzuerkennen, darauf kam Tiefenbach in diesem Augenblick nicht. Die Fee Zufall schien ihm lieblich zu lächeln, da er in der einen die Grünäugige vom Boddenhaus erkannte, dieselbe, die in Martin Uhligs Gedanken spukte. Die andere war Henny Rosenow aus dem Stab Hörselmann-Mathesi.

Leontine trat vor den Spiegel und kämmte sich. Sie hatte glattes, glänzendes Haar, das in tief ansetzender Welle den Hinterkopf modellierte und sich dann weich nach innen rollte. In die rechte Stirnecke gehörte eine Haarklemme.

Henny Rosenow erwiderte Tiefenbachs Gruss. «Eva will nicht zum Essen hineingehen, weil sie ihre Klemme verloren hat», sagte sie, als erzähle sie einen guten Witz.

Eva selber setzte den Trumpf darauf: «Dumm, nicht wahr? Mich macht's verrückt, wenn das Haar ins Gesicht hängt.»

Tiefenbach hätte ihr gern gesagt, dass auch das ihr nicht übel stehe, aber er fand, dazu sei es noch zu früh.

«Willst du etwa gar nicht essen?» fragte Henny.

«Vielleicht später, wenn ich eine Klemmenanleihe aufgenommen habe. Jetzt gehe ich erst Tischtennis spielen.»

«Dort kommen Sie ohne Klemme aus?» spottete Tiefenbach.

Sie war schon an der Tür. «Da wuschelt sowieso alles durcheinander. Bei mir und bei den anderen auch.»

Es blieb Tiefenbach nichts anderes übrig, als Henny Rosenow in den Speisesaal zu begleiten. Viel lieber hätte er sich mit Eva Leonhard über so hübsche Nichtigkeiten unterhalten wie Haarklemmen und Mädchenfrisuren. Oder auch über ihr Talent, sich im dritten Kriegsjahr noch hübsch zu kleiden.

Er liess die Flasche Wein im Kasinokeller auf Abruf. Sein Abendessen dehnte er lange aus, in der Hoffnung, dass Leontine – mit oder ohne Haarklemme – auftauchen würde. Statt ihrer kam Traude Hörselmann aus dem Zwischenstock herunter, erhitzt und aufgekratzt vom gemixten Doppel. Eva war mit Dr. Baer in die Kantine gegangen, wo es Räucherflundern geben sollte.

Ein Fehlschlag – sein Corriger-la-fortune-Spiel. Tiefenbachs Hochstimmung hatte den ersten Dämpfer bekommen. Er merkte, dass sein Schweigen in Unhöflichkeit ausartete, und verabschiedete sich. Etwas unschlüssig schlug er einen Weg ein, der bei der Siedlung am Strand enden musste.

Im Sommer nach des Vaters Tod hatte er zum erstenmal das Meer gesehen. Durch irgendeine wohltätige Vereinigung konnte er in ein Kinderheim an die Nordsee fahren. Ein Fischer hatte ihn am Arm zurückgezogen, als er – in Lederschuh – den Wellen zu nahe kam. Er solle nicht reinkippen, hier sei er am Rande der Welt. Rand der Welt – das deckte sich damals mit seiner Vorstellung von Wasserunendlichkeit, Ende des Festlandes, Weite ohne Wiederkehr. Ein Bild, vergleichbar der Vorstellung der Alten, die sich die Erde als Scheibe dachten, schwimmend im Weltenmeer, unter der Glocke des Himmels.

Das Leuchtfeuer auf der Oie begann zu kreisen. Bald würde es verlöschen.

Die Stunden mit Herbert Axe waren für Marlies Hasse eine geliebte Qual. Mitleid mit dem Einsamen wandelte sich in leidenschaftliche Teilnahme an seinem Geschick.

Der hereinbrechende Abend, wenn sich die Konturen verwischen, wenn das Ohr den Atem des Meeres in erhöhter Bereitschaft registriert, während die Linie der Land- und-Wasser-Scheide dem Auge zu entrücken beginnt – das war ihre Zeit. Eine Sandkuhle, zur See hin offen und gegen den Ostwind mit Kiefernäzweigen geschützt – ihre Zuflucht. Marlies hatte die Arme unter dem Kopf verschränkt. Herbert Axe sass mit angewinkelten Knien und beobachtete den Leuchtturm.

«Ich gebe ihm höchstens noch eine Stunde. Bei dem Himmel.»

«Warum willst du immer wieder hierher, wenn es dich so aufregt?»

«Es hält den Hass wach. Das Lager stumpft ab.»

«Du hasst doch die englischen Flieger gar nicht.»

«Ich hasse den Tiger, der den Löwen gereizt hat. Das Leuchtfeuer ist für mich ein Gleichnis. Unser ganzes Land erscheint mir wie eine Insel, auf der die Feuer gelöscht sind. Leuchtfeuer sind Orientierungszeichen. Ohne sie geraten die Schiffe in Gefahr. Hitler hat es fertiggebracht, unser Land in einen Gefahrenherd für die ganze Welt zu verwandeln. Und wie viele, die in dem Hassland leben, sind blind geworden in der Dunkelheit.»

«Du wirst wenige finden, die das zugeben.»

«Nimm allein die Versuchsstelle ‚Insel‘. Hier sind eine Menge kluger Leute beisammen, die zehn, zwölf und mehr Stunden arbeiten, ohne zu murren. Viele arbeiten ebenso gut und verantwortungsvoll wie früher an ihren Instituten oder Hochschulen.»

«Das müssen sie doch», sagte Marlies gequält.

«Sie müssen, gewiss. Aber Begeisterung ist nicht kontrollierbar.»

«Es ist schwer, sich über ein gelungenes Werk nicht freuen zu dürfen.»

«Was für ein Werk ist das! Vielleicht die letzte Waffe, die alles vernichtet, gegen die es keine Abwehr mehr gibt.»

«Mein Vetter Brettschneider sagt, gegen jede Waffe hat man bisher Abwehrmöglichkeiten gefunden.»

«Und *wenn* es so wäre! Das ist eine Schraube ohne Ende. Womit vertut der Mensch seine kostbaren Geistesgaben, mit denen Gott ihn

ausgestattet hat? Marlies – womit!»

«Es geht gegen den gesunden Menschenverstand», sagte sie leise.
«Du hast recht. Immer recht. Es ist so furchtbar ...»

«Ja. Es ist furchtbar.»

«Weil man nichts daran ändern kann.»

«Die Erneuerung des schöpferischen Menschen von innen heraus ist nötig.»

«Wie stellst du dir das vor, Herbert?»

«Als eine Erweiterung des Ich ins Kosmische.»

Marlies lauschte Axes Worten nach, die ihr sehr gross erschienen, deren Bedeutung ihr jedoch dunkel blieb. Ein Rascheln in den Strandhaferbüschen liess sie zusammenschrecken. Auf der Düne über ihnen stand ein Mann in hellem Trenchcoat.

«Verzeihen Sie», sagte er. «Ich habe ungewollt etwas mitgehört.»

An der leicht verschleierte Stimme erkannte Marlies Hans Tiefenbach.

Axe war verstummt. In seiner Montur fühlte er sich dem gutgekleideten Zivilisten gegenüber ebenso unsicher wie den Militärs. Tiefenbach hockte sich an den Hang der Düne.

«Was Sie eben sagten, Herr Axe, das klingt, als wären Sie bei Stefan George oder Hofmannsthal in die Schule gegangen.»

Axe schwieg noch immer. Unter den Technikern erwartete er keine Geistesverwandten.

Tiefenbach respektierte die Zurückhaltung des Soldaten, gab aber nicht auf. «Wie stellen Sie sich denn die kosmische Ich-Erweiterung vor? Was für Kräfte sollen das bewirken? Es ist nun einmal Naturgesetz, dass kein Ding ohne bewegende Impulse seinen Zustand verändert.»

«Die menschliche Seele ist kein solches ‚Ding‘», sagte Axe.

«Die menschliche Gesellschaft», gab Tiefenbach zu bedenken, «kann man schon mit einem Organ vergleichen. Nur ist sie viel komplizierter und differenzierter als sonstige Dinge. Deshalb wissen wir

über die Zusammenhänge von Wirtschaftskrisen und Revolutionen weniger als über die Bahnen der Himmelskörper. Wir kennen die Bewegungsgeschwindigkeit der Elektronen, aber wann Kriege sich totlaufen, dafür gibt es keine Formeln.»

«Haben Sie sich mit Politik beschäftigt?» fragte Axe, noch immer vorsichtig.

«In meiner Familie ist Politik das rote Tuch. Ich habe nur ein bisschen bei den Philosophen herumgelesen.»

«Und haben Sie nirgends den Impuls entdeckt, der die Menschheit verwandeln könnte?»

«Nein. – Sie?»

«Ja. Im Neuen Testament. Jesus von Nazareth war auch Philosoph. Wir müssen ihm wieder näherkommen. In einem tiefmenschlichen Sinne.»

Tiefenbach erhob sich, fast etwas unwillig. «Das hört sich schön an. Verführerisch wie jeder Mythos. Ich glaube nicht, dass die Menschen nach diesem Kriege noch bereit sind, sich einem neuen Mythos in die Arme zu werfen. Ein Friedensfürst, der vor zweitausend Jahren wirkte, ist unserem Zeitalter nicht gewachsen.»

Auch Axe war aufgestanden. Heftig erwiderte er: «Die Zeit nach ihm hat keinen mehr hervorgebracht.»

«Ich fühle mich nicht kompetent, nach grossen Geistern Ausschau zu halten», sagte Tiefenbach einlenkend. «Die Naturwissenschaft ist mein Gebiet. Die kann ein Leben ausfüllen.»

Was war das für ein Abend geworden! Eine liebenswürdige Plauderei hatte er gesucht, und in einen Meinungsstreit über Lebens- und Gewissensfragen war er geraten. Es gab merkwürdige Pärchen auf der Insel. Für ein Mädchen wie Marlies Hasse waren die versponnenen Ideen des Mannes wohl eine Offenbarung. Der Soldat riss Stück für Stück die Pflänzchen aus, die jene uniformierten Gärtner, die Mädchelen- und Mädchenführerinnen, in sie gepflanzt hatten. Hoffentlich nahm sie den neuen Mythos, gespeist von der Anthroposophie, nicht gänzlich unkritisch auf.

Axe hatte recht behalten: Der Leuchtturm blinkte nicht mehr. Die Pulks flogen wohl wieder nach Berlin oder Stettin. Die Insel lag unter dem merkwürdig zwielichtigen Himmel des Sommerabends, da

der Schlaf die Menschen flieht. Der Strand und die weissen Häuser der Wohnsiedlung waren wie ein heller Leib, der, hingeduckt unter einem dünnen Schleier, sich vergeblich zu verhüllen sucht, lauschend, mit angehaltenem Atem.

Tiefenbach schlenderte ziellos durch die Strassen. Ein Hund kläffte von der Terrasse eines Hauses. Aus dem Dunkel kam eine helle Frauengestalt zum Zaun. «Bist du's, Reinhard?»

Tiefenbach wusste nun, wo er sich befand. «Guten Abend, Frau Klemt. Sie erwarten Ihren Mann?»

«Herr Tiefenbach? Was machen Sie denn noch hier?»

«Ich gehe spazieren.»

«Um diese Zeit? Es wird Alarm geben. Mein Mann ist noch im Kasino. Warum sind Sie nicht dort?»

«Man wird nicht ohne Weiteres von Generalen zum Wein gebeten.»

Sie lachte. «Dann leisten Sie mir eben Gesellschaft. Mein Mann wollte nicht lange bleiben.»

Tiefenbach sah sich in ihrem Wohnzimmer um. Stilmöbel, Sessel mit vielen Kissen. Über dem Sofa eine Reihe gepresster Gräser und Blumen in verschiedenen Arrangements auf Bütten unter Glas. Frau Klemt überraschte ihren Gast mit Wodka. Auf dem Etikett kyrillische Buchstaben.

«Der ist echt», sagte sie. «Mein Vater hat in der Ukraine eine Filiale aufgemacht.»

Ihre Familie, in der Magdeburger Börde ansässig, besass eine grosse Getreidemühle. Ihr Vater hatte sich rechtzeitig nach Osten orientiert. Die Erschliessung der russischen Kornkammern wurde ein Riesengeschäft. Ausserdem brachte es ihm den Titel Wehrwirtschaftsführer ein und das Kriegsverdienstkreuz. Aber über derart profane Dinge sprach Rosemarie nicht. Sie war Idealistin. Nach Abitur und Kunstgewerbeschule rückte sie in den Führerinnenstab des Bundes deutscher Mädels auf. WS-Referentin – Weltanschauliche Schulung – auf der Gebietsführerinnenschule in Thüringen, damit waren die Weichen gestellt für eine politische Karriere.

Im Sessel zurückgelehnt, an ihren Fingern die Ringe drehend, plauderte sie: «Vielleicht wäre ich nach Tokio gegangen. Oder mindestens nach Rom.»

«Als was?»

«Achsenpolitik. Beim Antikomintern braucht man auch Frauen im diplomatischen Dienst. Manche Aufgaben schaffen Frauen besser als Männer.»

«Das stimmt.» Tiefenbach sagte es im Brustton der Überzeugung und liess sich Wodka nachschenken. Wenn das Zeug nicht so hochprozentig wäre, dachte er, dann wüsste ich längst, zu wieviel Prozent diese Frau ernst zu nehmen ist. Sie sieht verdammt gut aus mit ihrem schmalen Gesicht und dem weizenblonden Nackenknoten. Fast rein nordischer Phänotypus, nach dem Kleinen Günther.

Mit der Sicherheit einer Frau, die sich ihrer Wirkung gewiss ist, bekannte sie, der amerikanische Ozeanflieger Oberst Lindbergh sei ihr Traumheld. «Diese Mischung – ein bisschen Sportler, ein bisschen Diplomat, Politiker, Publizist. Und ein passabler Titel – einfach ideal.»

«Inzwischen wird zu Hause das Baby gestohlen», sagte Tiefenbach trocken. «Das hat ihn populär gemacht. Ob er ein besonders grossartiger Kerl ist, bezweifle ich.»

«Er glaubt an Deutschland und ist gegen die Russen.»

«Ach so.»

«Das ist doch wichtig, nicht wahr?»

«Und was wird, wenn die USA in den Krieg eintreten?»

«Sie werden hoffentlich nicht.»

«Aber wenn! Sie könnten dann nämlich mit Russland gegen uns kämpfen.»

«Schreckliche Vorstellung. Die Fronten laufen in diesem Kriege irgendwie verkehrt, finden Sie nicht auch?»

«Fronten sind sowieso verkehrt. Es dürfte gar keine geben.»

«Sind Sie Pazifist?»

«Ein bisschen. Ich schiesse schlecht. Ich kann das linke Auge nicht zukneifen.» Er machte es vor.

Ein kurzes Auflachen über seine Grimasse, dann im Ton der WS-Referentin: «Wahrscheinlich behaupten Sie, Humanist zu sein, wie die meisten Intellektuellen. Nietzsche nennt das ‚Waschlapenideal‘. Moralisch aus Schwäche, nicht aus Überzeugung.»

«So schwach fühle ich mich gar nicht.» Tiefenbach hatte nicht übel Lust, die stolze WS-Hoheit in die Zange seiner Arme und

Schenkel zu nehmen. Bei der Blonden war sie tief ins Fleisch gedrungen, die Betäubungsspritze.

Ihr Jüngster rief nach ihr. Aus dem Kinderzimmer zurück, sagte sie: «Denken Sie nur, Norbert hat den fremden Geruch gemerkt.» Sie schob die Wodkaflasche von sich. «Wir beweisen tatsächlich wenig Haltung, dass wir dem Gesöff Geschmack abgewinnen. Aber so sind wir: Lassen uns vom Führer halb Europa schenken, und wenn es darauf ankommt, versagen wir.»

«Ich denke, Hitler kann sich über mangelnde Gefolgschaft nicht beklagen. – Darf ich noch etwas von dem ‚Gesöff‘ haben?»

«Bitte. Der Führer trinkt bestimmt keinen Wodka.»

«Soviel ich weiss, nährt er sich von Mineralwasser und Kartoffelpuffer und lebt keusch wie ein Mönch.»

Frau Klemts Blick folgte missbilligend seiner Hand, die den Becher an den Mund führte. «Spotten Sie nicht. Jeder Grosse schafft sich einen Nimbus. Mir liegt übrigens Mussolinis Art mehr. Der stellt sich auf eine Lokomotive, der springt aus dem Auto und hilft den Bauern Kornpuppen aufstellen.»

«Sie lieben also das Explosive.»

«Man hat meistens eine Schwäche für das, was einem selber fehlt. Sie nicht?» Er zögerte. «Woran denken Sie?» drängte sie. «Ich habe Sie wohl an etwas erinnert? Wofür haben Sie eine Schwäche?» Ihre Augen liessen ihn nicht mehr los.

«Ich werde Sie enttäuschen», sagte er. «Als Student bin ich gern auf Jahrmärkte gegangen und auf Rummelplätze, wo man Luftschaukel fährt und in Zelten Bier trinkt.»

«Ich kenne das Münchner Oktoberfest und Schützenfeste bei uns zu Hause. In Gesellschaft ist so etwas ganz lustig.»

«Ich war nie in Gesellschaft. Ich hockte in der Gondel vom Riesenrad oder in einem Wagen der Spinne, zusammen mit fremden Liebespaaren, und beobachtete die Menschen – und mich.»

«Fanden Sie keinen Anschluss? Oder wollten Sie nicht?»

«Ich wollte schon. Für einige Stunden. Aber ich stellte mich ungeschickter an als der kleinste Ladenschwengel.»

«Sie haben wohl philosophiert, anstatt zu handeln?»

«Umgekehrt. Ich begann zu philosophieren, nachdem ich merkte, wie wenig ich die Menschen kannte. Ein Mädchen lachte mich aus, weil ich beim Tanzen ein toderntes Gesicht machte. Ich war mir dessen gar nicht bewusst. – Einmal, in einem Hippodrom, setzte sich der Stallmeister zu mir. Einer, der mit Peitschenknallen, Reitertricks und Zweideutigkeiten die Kundschaft auf die Pferde bringt. Er gab vor, Mexikaner zu sein. Ich höre noch seinen Schlachtruf hallen, durch die ganze Manege. Nach zehn, wenn die roten Lampen aufflammt und der illuminierte Springbrunnen angestellt wurde. Dazu liess er vom Pferd aus seine Peitsche über die Tische schwappen, wo die Pärchen sassen und die lüsternen Strohwitwer.»

«Und sein Schlachtruf?»

«‚Mehr Erotik, meine Herrschaften, mehr Erotik!‘ Ja, er betonte die Silbe tik. Das sollte exotisch klingen. Für meine Begriffe war es nur komisch und wirkte völlig unerotisch.»

«Sie gingen oft dorthin? – Pfui!»

«Wieso pfui? Als ich alle Tricks und Überraschungen kannte, fühlte ich mich glänzend. Ich empfand weder Herzklopfen noch Abscheu, wenn eine kleine Kokotte sich vor meinen Augen ihre Netzstrümpfe an die Strumpfhalter zwickte.»

Rosemarie verzog den Mund. «Was taten Sie dann?»

«Ich rechnete weiter an meiner Algebra oder was ich gerade so vorhatte.»

«Was? Sie arbeiteten dort?»

«Ich hatte immer etwas besonders Kniffliges einstecken. Dort kamen mir die besten Gedanken. Manchmal setzte sich auch ein Mädchen zu mir. Sie spielte mit meinem Rechenschieber, wenn ich schwieg. Ab und zu tranken wir einander zu, und dann wollte sie, dass ich meine Hand auf ihre Haut legte.»

«Wohin – auf die Haut?»

«Auf den Nacken, auf die Hand – wo gerade Platz war.»

«War es die mit den Netzstrümpfen?»

«Ich weiss nicht mehr. Das war auch unwichtig. Sie verstand mich und hat mich nie gestört. Ich habe ihr einmal einen Vortrag ge-

halten über Freud. Sie hat nichts begriffen, aber –»

«Freud ist Jude», unterbrach ihn Rosemarie spitz.

«Deshalb ist er doch existent.»

Kokett verweisend sah sie ihn an. «Sie sind noch schlimmer als mein Mann. Für ihn ist auch erlaubt, was gefällt. Sie sind kein Nationalsozialist, nicht wahr?»

Tiefenbach blickte überrascht auf. «Sind Sie schon im diplomatischen Dienst der Antikomintern, Frau Klemt?» Er erhob sich und vertiefte sich in die gepresste Botanik hinter Glas.

Rosemarie lächelte gezwungen. «So war es doch nicht gemeint. Ich bin eben enttäuscht, dass es unter den Intellektuellen so wenig gläubige Nationalsozialisten gibt. Mit Nörglern und Zynikern werden wir es nie schaffen, unser Grossdeutschland. Wir brauchen Menschen, Menschen, Menschen! Allein für Polen, fürs Protektorat. An die Riesenräume weiter östlich gar nicht zu denken. Ein Glück, dass unsere Mittelschicht noch nicht so verseucht ist. Der einfache Mann wird führen müssen. Daheim unser Chauffeur zum Beispiel, ein Schlosser aus der Gegend von Haldensleben, das war ein echter Nationalsozialist. Der hat sein ganzes Heimatdorf regiert. Bei der Wahl – hundert Prozent Beteiligung und hundert Prozent für Hitler. Das ging auf sein Konto.»

«Wo ist der Mann jetzt?»

«An der Front. Als Feldwebel. Der hält die Leute in Schwung.»

«Das kann ich mir vorstellen.»

«Er schreibt mir heute noch. Auch unser Buchhalter, der als Zahlmeister in Litzmannstadt ist. Dort braucht man zuverlässige Leute.»

«Ich glaube, Ihr Mann kommt», sagte Tiefenbach, ohne den Blick von einem Kornblumenkränzei zu wenden.

Dr. Klemt fand es erstaunlich, aber durchaus amüsant, Tiefenbach in seinem Hause anzutreffen. Er sah die halbleere Wodkaflasche. «Und der Erfolg wurde auch schon begossen.»

«Welcher Erfolg? Wir haben uns nur unterhalten, ganz allgemein.»

«Dein Gast hat eine tolle Sache für uns gelöst. Die bringt uns über eine Klippe hinweg, vor der wir schon eine ganze Weile festliegen.» Klemt hatte sich eingeschenkt, Tiefenbach hob seinen Becher nur zögernd.

«Der Doktor kam noch spät ins Kasino», fuhr Klemt fort. «Ich glaube, unser Projekt *hat* Sie, lieber Tiefenbach. So wie es uns alle gepackt hat.»

Rosemaries Augen suchten die des Gastes. Bewunderung und eine Spur Triumph – er wich dem Blick aus.

3

Meisje von Amsterdam

Die See war so ruhig, dass die Schatten der Passagiere, die sich über die Backbordreling lehnten, kaum verschwammen. Sogar das Kreuz am Halse des Fliegerhauptmanns spiegelte sich deutlich. Eva spielte mit dem winzigen Schatten, während die Motorjacht ruhig dahinglitt. Das Ritterkreuz! Hartmut Wedelstedt war ausgezogen, es zu erringen:

Überall wuchsen Kreuze, wenn Krieg war. Auf der Brust des Soldaten das Eiserne, auf dem Rock des Offiziers das Deutsche Kreuz, am Halse des Helden das Ritterkreuz. Kreuze, Kreuze, Kreuze! Sogar die Etappe hatte eins: das Kriegsverdienstkreuz. Warum mussten es immer Kreuze sein? Warum war das Symbol von Golgatha, das Zeichen tiefster Erniedrigung, zum Zeichen höchster Ehre geworden? Etwa deshalb, weil fast alle diese Kreuzesträger auf das eine, das letzte Kreuz hin lebten, das aus Holz sein würde und das den Sinn all dieser metallenen Abarten in Widersinn verwandelte?

Eva hatte es vermieden, den Hauptmann nach seinen Kriegserlebnissen zu fragen. Als ein Flugzeug über sie hinwegflog und für Bruchteile von Sekunden die Sonne verdunkelte, wies sie auf den Schatten im Wasser. «Wieder ein Kreuz.»

Er sah sie verwundert an. «Erschreckt Sie das? Mir bringen Kreuze Glück. Ein gutes Symbol. Denken Sie an das Rote Kreuz,

das Hakenkreuz. Ich habe nach jedem Abschuss ein Kreuz ins Notizbuch gemacht.»

«Es hätte auch Sie treffen können.»

«Daran denkt man oben nicht. Es ist wie in der Arena. Der Stier wittert es, wenn der Torero Angst hat. Auch der Feind merkt, wenn man schwach wird.»

«Warum sind Sie Flieger geworden?»

Er lächelte. «Das ist sehr einfach. Ich bin Geschwindigkeitsfanatiker. Von meinen ersten Ersparnissen habe ich mir ein Motorrad gekauft. Ich war in einer Bank angestellt. Eine trockene Tätigkeit. Als die Wehrpflicht kam, zog ich den Motorflug dem Motorradfahren vor.»

«Aber im Krieg ist das Fliegen kein Sport mehr.»

Er nickte unbestimmt vor sich hin. Das Kreuz an seinem Hals pendelte. «Ich habe es als Sport angesehen, bis sie meinen Bruder herunterholten, vor Narvik. Er stürzte ins Meer, eine brennende Fackel. Er war jünger als ich. Ich habe ihn für die Jagdfliegerei geworben. Von da ab wollte ich nur ihn rächen. Aber ich hatte kein Glück mehr. Zum Eichenlaub reichte es noch, dann blieb mir nur auszuweichen.»

«Und Ihr Rachegefühl?»

«Das halte ich wach. Der Krieg lässt mir Zeit dafür. Der Hass, dieser Zündstoff, ist noch lange nicht ausgebrannt. Er peitscht uns vorwärts.»

Eva erschauerte trotz der warmen Sonne. Hass – wo fängt er an? Woher kommt er? Wohin führt er? Irgendein englischer Flieger schoss des Hauptmanns Bruder ab, ohne ihn zu kennen. Vielleicht rächte auch der einen Kameraden. Und nun wiederum Rache. Der Hass des einzelnen – Auge um Auge, Zahn um Zahn. Das hiess, zu rächen und zu morden bis zum letzten Mann.

Eva erinnerte sich deutlich des Schauders, als sie das Wort «Krieg» begriff. Wenn Alfred, der jüngste Bruder der Mutter, eine Vorstellung mit seiner Laterna magica gab und die kleine Eva ärgern wollte, schob er zum Schluss ein kalikogefasstes grellbuntes Glasbild in den Apparat. Das dunkle Zimmer, darin gross an der Wand die wüste Szene: scheuende Pferde, fallende Reiter; Wagenräder, die alles Strauchelnde, Stürzende und Aufgestörte zermalm-

ten. Jedesmal packte sie aufs Neue Entsetzen. Krieg – das war Chaos, Umsichschlagen, war Leben ohne Lachen, ohne Zerstreuung und ohne Schlaf. Wie konnten Menschen vier Jahre, sieben Jahre, sogar dreissig Jahre Krieg ertragen? Jetzt wusste sie: Der Krieg war ein Organismus, der frass und schlang, der es aber auch fertigbrachte, seinen Rücken von der Sonne bescheinen zu lassen, während sein Maul Blut soff. An dieser Rückseite spielte sich ab, was sie im Augenblick sah: ein Dutzend Menschen an Bord einer Luxusjacht, kreuzend auf dem Greifswalder Bodden.

«Meisje von Amsterdam» sollte einem holländischen Plutokraten gehört haben. Das Amsterdamer Aussenkommando der Versuchsstelle Insel hatte die Motorjacht zunächst «sichergestellt». Wie es gelingen konnte, die Prise durch die Nordsee und den Kaiser-Wilhelm-Kanal zu schleusen, blieb Geheimnis der Beteiligten. Jedenfalls lag die «Meisje» vorerst im Binnenhafen der Insel, und der General hatte sie für einen Sonntagsausflug freigegeben.

Jürgen Baer hatte gelächelt, als Eva ihm sagte, warum sie nicht mit ihm rudern gehen könne. Immer hatte er ein Thema zur Hand, über das er sich ausliess, wenn sie gemeinsam radelten oder ruderten. Kürzlich war Hegel dran. Es war anstrengend, ihm zu folgen, zumal der Sommerweg holprig war. Als er sie bei der Rast küssen wollte, wehrte sie ab, nicht weil sie ihn nicht mochte, sondern vor Überraschung. Sie hatte noch Hegel im Ohr und versuchte krampfhaft dahinterzukommen, was Dialektik ist. Es war schwierig mit einem solchen Freund. Aber jetzt hätte sie lieber mit ihm im schmalen Boot gesessen, als auf der eleganten «Meisje» an der Reling zu stehen. Dr. Klemt hatte den Ritterkreuzträger in den Rauchsalon gebeten. Oberstleutnant Keiner erwartete ihn.

An weiblichen Passagieren waren noch Frau Klemt und Christa Kaiser an Bord. Von Frau Klemt wurde Eva geschickt übersehen, und die Kaiserin übte sich in den Allüren einer künftigen Offiziersfrau. Am Steuerhaus lehnte Carla Winter, der zu Ehren die Fahrt veranstaltet wurde. Auf ihrer weissen Leinenjacke prangten Medaillen und das Eisene Kreuz. Eva kannte die Sportfliegerin aus illustrierten Zeitungen.

Wilfried Parisius, der den Düsenjäger, das «fliegende Dreieck», erprobte, machte mit seinen weissen Kringeln und Schleifen den Wolken Konkurrenz, die über der Oie standen. Dann zog ein anderer die Aufmerksamkeit der «Meisje»-Besatzung auf sich. Eine Maschine überflog die Jacht so niedrig, dass sekundenlang ein riesiges Kreuz das Deck verdunkelte.

«War das Uhlig?» fragte die Fliegerin.

«Wer sonst», antwortete Tiefenbach, der neben Frau Klemt sass. «Der Gruss gilt Ihnen.»

Die Fliegerin schwenkte ihr Taschentuch. Rosemarie Klemt verzog den Mund.

Tiefenbach erinnerte sich jenes Abends, an dem er der Frau des Aerodynamikers gegenüber unter dem Einfluss des Wodkas allzu offen gewesen war. Jetzt befand er sich in etwa gleichem Abstand zu drei jungen Frauen, die bei aller Verschiedenheit etwas Gemeinsames hatten. Die bekannte Fliegerin, die enttäuschte Gelehrtenfrau und Eva, das Mädchen mit dem kritischen Blick. Gleich den anderen beiden Frauen schien sie mehr vom Leben zu verlangen als der Durchschnitt ihres Geschlechts. Jede der drei wollte es aus eigener Kraft schaffen. Gegenüber, nahe der Steuerbordreling, sass in der Maske einer grande dame der wirkliche Durchschnitt, der sich mit einer günstigen Heirat ein bequemes Leben erkaufte: die Kaiserin. Sie würde eine hochmütige Trägerin der vom Mann entlehnten Titel sein. Eine unerbittliche Kriemhild an der Pforte des Domes.

«Worüber philosophieren Sie, Herr Tiefenbach?» Rosemarie Klemt, die scheinbar unbeteiligt im Bordstuhl lehnte, hatte seine schweifenden Blicke verfolgt.

«Mir fiel soeben der Streit der Königinnen ein.» Mit Genugtuung sah er Rosemaries Stirn sich bewölken. Carla Winter war es, die ihr Zeit zum Nachdenken verschaffte. Sie löste den Blick von den stählernen Vögeln des Himmels, streifte die Leinenjacke ab und liess sie sich von Tiefenbach über die Schulter hängen. «Welche Königinnen meinen Sie denn?»

«Das wird Ihnen Frau Klemt, Abteilung WS, verraten.»

Rosemarie blickte ihn kampfbereit an. Zu der Sportfliegerin ge-

wandt, sagte sie gönnerhaft: «Lesen Sie bei Schiller nach: Maria Stuart und Elisabeth von England.»

An Steuerbord die Kaiserin machte ein bedeutendes Gesicht und nickte bestätigend, als hätte sie soeben das gleiche sagen wollen. Dagegen gestand Carla Winter freimütig, dass die Literatur ein ihr fernliegendes Gebiet sei. «Um was stritten sich die Damen eigentlich?»

«Um den Thron von England», sagte Rosemarie Klemt.

Die Fliegerin wollte das Thema beenden. «England ist unser Feind.»

Tiefenbach hockte etwas erhöht auf einem Kasten, der die Rettungsringe enthielt, und amüsierte sich, denn die WS-Referentin hatte danebengetippt. «Unter dem Streit der Königinnen versteht man in der Literatur ein anderes, früheres Motiv.»

Rosemarie Klemt nahm die Herausforderung an. «In der deutschen?»

«Wenn Sie wollen – sogar in der germanischen.»

«Dann also in der Edda.»

Fast unwillig, als sei ihr das Gespräch unerträglich geworden, löste sich Eva von der Reling und sagte kurz: «Nein, im Nibelungenlied. Zwischen Kriemhild und Brunhild.» Brück wandte sie sich um und liess ihr rotes Georgettuch im Fahrtwind flattern. Sie rückte auf dem weniger geräumigen Vordeck einen der drei Stahlrohrsessel in die Sonne und schürzte den Rock ihres Leinenkleides. Die Augen geschlossen, hörte sie unter sich die Maschine tuckern. Stetig zog «Meisje von Amsterdam» dahin. Der Tag war schön, und sie wollte sich nicht ärgern. Wenn sie auch Frau Klemt nicht besonders gewogen war und die List der Kaiserin durchschaut hatte, so gestand sie dennoch einem Mann diese Art Leistungsprüfung nicht zu. Ihr Gesicht bekam plötzlich Schatten. In der Annahme, das Schiff habe den Kurs gewechselt, wollte sie ihren Stuhl wegrücken, doch es war Tiefenbach, der sich im Sessel neben ihr ausstreckte. Sie schloss rasch wieder die Augen. «Störe ich?» hörte sie ihn fragen.

«Nein. Ich träume.»

«Gut. Träumen wir gemeinsam.»

Seine Stimme klang verschleiert. So einem lag das Kommandie-

ren nicht. Sie hatte eine Schwäche für sonore Stimmen. Martin Uhlig's Bariton hörte sie noch immer gern.

Man hielt auf die Greifswalder Oie zu. Eine weisse Wolkenherde zog über die Insel hin. Eva blinzelte schräg nach unten, sah auf hellhäutige Schienbeine. Viel Zeit zum Sonnenbaden hatte er wohl nicht, der mitträumende Nachbar.

Das Blinzeln war ihm nicht entgangen. Er nutzte den Augenblick. «Dort kommen Wolken.»

«Kumuli», sagte sie, ohne ihre Haltung zu verändern.

«Sind es nicht Zirrus?»

«Nein, Kumuli.»

«Sie haben wohl immer recht?» Endlich würdigte sie ihn eines Blickes!

Eva traf auf ein Paar Augen, das von einer breiten Stirn beschattet wurde. Augen, die viel erkennen wollten, ohne selbst erkannt zu werden. Die blanke Herausforderung. «Es scheint Sie zu stören, wenn ich recht habe.»

«Dann wäre ich nicht hierhergekommen, nach Ihrem königlichen Abgang vorhin.»

«Ich habe mich über Sie geärgert.»

«Warum eigentlich? Ihr Blick war niederschmetternd.»

«Ich habe Sie mit meiner Grosstante verglichen.»

«Wie schmeichelhaft.» Er richtete sich im Sessel auf, neugierig, belustigt. «Und wieso?»

«Wenn Tante Mathilde irgendwo zum erstenmal eingeladen ist, dreht sie die Kaffeetasse um und sieht nach, ob das Porzellan echt ist. Meissen ist erster Rang, Rosenthal zweiter.»

«Sie haben mir also meine Literaturlektion verübelt?»

«Das war ein regelrechter Test. Wenn mir so etwas passierte, würde ich es machen wie Charlotte Löwensköld.» Da er verblüfft schwieg, fragte sie: «Kennen Sie das Buch nicht? Von der Lagerlöf.»

«Ich lese wenig Romane. Erzählen Sie. Wurde die Titelfigur ‚gestestet‘?»

«Ja, von ihrer zukünftigen Schwiegermutter, einer Frau Oberst. Wegen guter Kinderstube und so. Als Charlotte das merkte, hat sie die ganze Zuckerdose über ihrem Dessert ausgeschüttet. An der Ta-

«Hat sie vielleicht auch geschmatzt?»

Eva musste lachen. «Das war nicht mehr nötig. Die Schwiegermutter verstand sie. Charlotte hatte gewonnen.»

«Hm-hm. Also – machen Sie es Ihrem Vorbild doch nach.»

«Jetzt? Wieso?»

«Weil ich Sie schon lange ‚teste‘, wie Sie das nennen.»

«Sie – mich?»

«Solange ich neben Ihnen sitze. Mit den Wolken fing es an. Der Plural von Kumulus stimmt.»

Die verhaltene Stimme und das unterm Stirnbein versteckte Augenpaar – es war irritierend. «Sie sind hinterhältig.»

«Ich wollte Ihnen nur beweisen, dass das, was Sie testen nennen, eine übliche Methode ist, um über das Äussere hinaus etwas vom anderen zu erfahren. Meine Art vorhin mag ein bisschen plump gewesen sein. Aber ich bin nicht immer so.»

Sie brauchte Zeit für eine Entgegnung. Er haschte nach dem Zipfel ihres roten Seidentuchs. Sie zog, als gelte es eine Kraftprobe. Um das zarte Gewebe nicht zu zerreißen, liess er los. «Was würde Charlotte Löwensköld jetzt tun?»

«Darüber denke ich schon die ganze Zeit nach.» Sich plötzlich aufrichtend und mit ihm in gleicher Höhe: «Was hätte ich eigentlich vorhin anstellen müssen, um Sie samt Ihrem Test auf die Schippe zu nehmen?»

«Etwas, was viel provozierender wäre, als eine Zuckerdose ausschütten.»

«Was zum Beispiel?»

«Vielleicht Ihre Fussnägel polieren.»

«Fällt Ihnen nichts Besseres ein?»

«In der Nase bohren, das wäre noch sinnfälliger gewesen.»

Sie warf lachend das Tuch in die Luft und liess es wie eine rosige Wolke auf ihre Augen flattern. «Pfui über Ihre schmutzigen Gedanken! Was müssen Sie für schlimme Bücher lesen.» Sie sah, wie er das Gesicht verzog. «Gestehen Sie: Was lesen Sie jetzt?»

Genüsslich grinsend zog er ein abgegriffenes Buch in biegsamem Einband aus der Hosentasche.

«Schopenhauer – Über die Weiber. Sind Sie Weiberfeind?»

«Man muss doch wissen, was grosse Geister gegen die Langhaarigen haben.»

«Ist es viel?»

«Nicht so viel, dass man zum Weiberfeind werden muss.»

«Was lesen Sie sonst noch?»

«Etwas ganz Schlimmes, ‚Van Zantens glückliche Zeit‘.»

«Kenne ich nicht. Was ist das?»

«Spielt in den Tropen. Auch ein bisschen Rassenschande dabei.»

Hinter den Deckaufbauten tauchte der Fliegerhauptmann auf. Vorsichtig balancierte er auf einem Tablett zwei Gläser. «Der Kellermeister empfiehlt. Achtern trinkt man schon. Es ist das Einzige, was unsere Luxusjacht zu bieten hat.»

Die eisgekühlte prickelnde Schorle war angenehm. Der Hauptmann liess sich in den freien Sessel nieder. Eva bot ihr halbvolles Glas Tiefenbach. «Es schmeckt gut.»

«Ich bekäme beim Kellermeister vermutlich auch etwas.»

«Aber Sie sind zu bequem, um aufzustehen. Von dieser Seite habe ich nicht getrunken.» Sie drehte das Glas. Ihre Finger berührten einander. «Jetzt haben Sie doch die falsche Seite.»

«Nein, die richtige.» Er trank mit sichtlichem Genuss.

Der Ritterkreuzträger kniff die Unterlippe ein. Er war wenige Jahre älter als Eva und hatte das Pech, einem halben Dutzend Männern etwa vom Jahrgang Tiefenbachs als Chef vor die Nase gesetzt zu sein. Er ging Carla Winter entgegen, die mit Klemt längsseits kam.

Klemt war guter Dinge. In hellgrauer Hose und weissem Sporthemd hätte man ihn durchaus für den legitimen Eigentümer der «Meisje von Amsterdam» halten können. Als er Tiefenbach im Sessel bemerkte, unterbrach er seine Bordpromenade. «Carla will nicht glauben, dass Uhlig Ihnen das Segelfliegen beigebracht hat.»

Die Fliegerin setzte sich in den dritten Stuhl, den der Hauptmann ihr mit strammer Kavaliersgeste anbot. Tiefenbach drehte lässig Evas Glas in der Hand. «Was ist daran unglaublich? Martin war Fluglehrer.»

«Vorhin, als wir vom Fliegen sprachen, redeten Sie wie ein Stubenlehrer daher. Warum tragen Sie Ihre Segelfliegernadel nicht?»

«Weil ich auf halbe Erfolge nicht besonders stolz bin.»

«Welche Prüfung haben Sie denn?»

«Die B.»

«Ihnen fehlt also die dritte Schwinge.»

Von der Reling her rief Klemt: «Manchen Leuten fehlt die dritte Schwinge noch ganz woanders, was, Tiefenbach? Hauptsache, im Beruf ist alles rund.»

«Und das steht bei diesem Herrn ausser Frage.» Die Fliegerin nickte Tiefenbach zu, so forschend interessiert, als habe sie soeben bedeutungsvolle Dinge über ihn erfahren.

Bald darauf umkreiste die Jacht die Insel Oie. Klemt und Tiefenbach lehnten an der Backbordreling, während die anderen von Steuerbord aus die kleine Felseninsel aufs Korn nahmen. Klemts Fernglas ging von Hand zu Hand. Massig ragte der Leuchtturm vor ihnen auf. Leise sagte Klemt zu Tiefenbach: «Die Winter hat bei mir auf den Busch geklopft. Sie möchte zu gern wissen, was wir machen.»

Tiefenbach wunderte es nicht. «Sie steckt doch auch in einem Entwicklungsprojekt. Hat sie keine Vermutungen?»

«Sogar grössere, als wir erfüllen können.» Klemt flüsterte nur noch. «Sie tippt auf die Atombombe.»

Tiefenbach piffte durch die Zähne. «Hat die eine Ahnung, was dazu alles gehört.»

«Das Aufgebot an Menschen, Bauten und Material auf der Insel ist für einen Uneingeweihten schon verblüffend.»

«Haben Sie ihr den Denkfehler ausreden können?»

«Nein. Sie wittert Taktik, wegen der Geheimhaltung. Ausserdem fragte sie nach Ihnen. Sie kennt Leopold als Quantenphysiker und zieht daraus Schlüsse auf Ihre Tätigkeit. Wenn sich so eine Idee in einem Weiberkopf festgesetzt hat, wird man mit vielsagendem Lächeln abgespeist.»

Die «Weiberköpfe», die eifrig das kleine Eiland absuchten, erfuhren soeben vom Oberstleutnant, dass hier vor etwa dreizehn Jahren ein Babelsberger Drehstab Szenen zum Stummfilm «Frau im Mond» aufgenommen hatte. Der stille Professor, damals schon als Experte für Astronautik bekannt, wirkte als fachlicher Berater mit.

Ob Rosemarie Klemt im Stillen gewünscht hatte, wenn schon nicht auf den Spuren Lindberghs, so wenigstens auf denen irgendwelcher Filmhelden wandeln zu können – jedenfalls wandte sie sich zornig ihrem Mann zu, als die «Meisje von Amsterdam» gradlinig den Kurs längs der Küste fortsetzte. «Da hat man nun seit fünf Jahren die Oie, dieses Pünktchen im Meer, ständig vor Augen, wird endlich mal herangelassen, aber die Füsse draufsetzen darf man nicht.»

«Gkdos, geheime Kommandosache, meine Liebe», sagte die Fliegerin.

Das verständnisvolle Lächeln der «Eingeweithen» brachte Rosemarie Klemt erst recht auf. «Wie Kinder werden wir behandelt, denen man ein Stückchen Zucker hinhält und sagt: Da, leck mal.» Ein zorniger Blick fiel auf Eva. «Jede Büromamsell hat grössere Rechte als unsereins.»

«Rosel, was soll das?» Klemts Miene verriet das übrige. Immer wieder dasselbe Problem: Sie fühlte sich ausgeschlossen wie die meisten Ehefrauen auf der Insel, die nicht erfahren durften, woran ihre Männer arbeiteten. Was im Dunkel des ehelichen Schlafzimmers trotzdem geraunt wurde, genügte nicht für das Gefühl des Einbezogenenseins in jene schwer zu begreifende Welt. Bei der ehrgeizigen Rosemarie Klemt wucherte Hass gegen alle, die den Ausweis besaßen für das Innere des Tempels, denn als solcher erschien ihr der Kern der Versuchsstelle hinter dem Kasino im Schutz des Waldgürtels.

Auch an solchen Konflikten können Ehen zerbrechen. Tiefenbach sah seine These bestätigt: Für Männer mit Schweigepflicht war es besser, allein zu bleiben.

Carla Winter versuchte, die Situation für die weniger Betroffenen zu retten. Sie winkte Tiefenbach in die Nähe des Rauchsalons. «Typischer Fall von Inselkoller. Ein Schnaps zum Vorbeugen könnte nicht schaden.»

«Ich denke, es ist nur getaufter Wein an Bord?»

«Sagt man! Aber Klemt kam mit dem Oberstleutnant allzu fröhlich an Deck. Etwas mehr Gespür für Aufwind, Sie halbgewalkter Segelflieger.»

4

Im Zeichen des Grossen Bären

Wer es vermochte, die jungen unabhängigen Inselbewohner an warmen Spätsommertagen nach zehnstündigem Dienstbetrieb zu Vorlesungen über Quantenmechanik zusammenzubekommen, musste schon geistige Schätze auszustreuen haben.

Ein solcher Zauberer war Heinrich Leupold, Professor am Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik in Berlin, Schüler Max Plancks, des Begründers der Quantentheorie. Die Mikrophysik beschäftigte selbst Mathematiker und Ingenieure in zunehmendem Masse, seit die Spaltung des Atomkerns, ein knappes Jahr vor Beginn des Krieges erstmals gelungen, sich herumgesprochen hatte. Dass Leupold, vorübergehend Gast auf der Insel, sich zu Vorlesungen bereitfand, war seinem ehemaligen Assistenten zu verdanken.

«Leupold ist gross, und Tiefenbach ist sein Prophet.» Jürgen Baer hatte nach dem zweiten Vortrag Traude Hörselmann und Henny Rosenow bis zum Haus Seestern begleitet. Sie standen in ihre Gespräche vertieft an der kleinen Freitreppe, als Eva kam. Sie wollte schwimmen gehen. Baer hatte gehofft, sie zu treffen. Eva spürte es und gesellte sich zu den dreien. Barfuss, im roten Bademantel, eine stumme Zuhörerin. Die von aller Anschaulichkeit losgelöste Welt der Zahlen und Formeln schien eine andere Art des Denkens vorauszusetzen. Sie würde sich wohl mit der untersten Stufe begnügen müssen. Baer war der erste, von dem sie wusste, dass er die Erscheinungen des Lebens nicht so hinnahm, wie sie sich gaben. Aus der Familie ihrer Mutter kannte sie es anders. Dort hiess es, die gegebenen Tatsachen nutzen, um Geld daraus zu machen. Der geschäftliche Erfolg bestimmte den Wert des Menschen. Ihres Vaters Arbeiten zur Kieferchirurgie waren allerdings einige Schritte darüber hinaus. Sie hatten ihm wenig Glück gebracht.

Jürgen Baer stellte so gut wie alles in Frage: dass der Himmel blau sei, dass es ein unentrinnbares Schicksal gebe und eine göttliche Güte. Er behauptete sogar, Kriege liessen sich aus der Welt schaf-

fen. Nun ging er als gelehriger Schüler zu Leupolds Vorlesungen und kam zurück, angeregt und erfrischt.

«Dieser Leupold ist ein Erlebnis.» Er begleitete Eva zum Strand, nachdem Traude und Henny sich verabschiedet hatten.

«Ich komme mir neben euch ziemlich blöd vor», sagte Eva. «Traude meint, ich solle später Mathematik studieren.»

«Lass dir das nicht einreden. Deine Begabung liegt woanders.»

«Es ist schrecklich, so ziel- und planlos dahinzuleben.»

«Das brauchst du ja nicht. Aber wenn jemand hier fehl am Platze ist, so bist du es.»

«Die Hörselmännin ist sehr zufrieden mit mir.»

Jürgen Baer lachte kurz auf. «Ich weiss, es ginge gegen dein Pflichtbewusstsein, schlecht zu arbeiten. Es gibt aber auch eine entartete Form des Pflichtgefühls – den Untertanengeist.»

«Du hast ja eine hübsche Meinung von mir.»

«Wenn man dir ein Gewehr in die Hand drückte und sagte: ‚Schiess!‘, du würdest schiessen, nicht wahr?»

«Nein. Alles andere, aber nicht auf Menschen schiessen.» Eva war stehengeblieben. Bei jedem Zusammensein lenkte er das Gespräch auf ein heikles Thema. Seine provozierenden Fragen und Feststellungen hatten sie anfangs aufgebracht, bis sie erkannte, dass das, was er aussprach, zuvor lange in ihm kreiste. Warum er damit gerade zu ihr kam, konnte sie sich nicht erklären.

Sie fanden eine Sandkuhle, eine Art Vogelneest an der Düne. Es war starker Seegang, mit Holzstücken und Kiefernzweigen befestigte er den Wall.

Ganz eingehüllt in ihren roten Mantel, hockte sie sich in die Kuhle. Der Strand war menschenleer und längst sonnenlos. Wirbelnd fegte der Wind Fetzen vertrockneten Seegrases über den Sandgürtel. Schmale graue Bänder lösten sich daraus und verfangen sich am Fusse eines verloren dastehenden Strandkorbs. In sich zusammengekrümmt, suchte Eva die Wärme ihres eigenen Körpers. Der Tag stahl sich davon wie der Sommer. Was blieb, das schwang in den Versen Theodor Storms: «Am grauen Strand / am grauen

Meer ...» Darüber hinaus blieb Jürgen. Er wusste mehr von ihr und ihrer Familie als irgendeiner auf der Insel. Und mit ihm blieb sein Bohren, seine Hartnäckigkeit.

Ihm machte die Kühle nichts aus. Er lag ihr gegenüber lang ausgestreckt und zog Halbkreise in den Sand. Adlerflügel im unberührten Schnee. Sie dachten beide das gleiche und lächelten.

Das langsam schwindende Licht nahm dem kauernenden Mädchen alles Leuchtende. Er konnte besser reden, wenn er sie nicht so deutlich sah. An ihr war zuviel, was einen Mann wie ihn, ob er wollte oder nicht, ablenkte. Hanna Peplow warf ihm das als Schwäche vor. Vermutlich hatte sie recht. Man musste sich ungeteilt einsetzen, wenn man dem Kriege und dem grosssprecherischen Führer trotzen wollte.

Vorhin hatte Eva gesagt, sie würde nie auf Menschen schiessen. Manch einer behauptet das. Der Feigling fürchtet schon den Knall. Eva war nicht feige, das wusste er, aber er wollte sie zwingen weiterzudenken. Sie hatte das Zeug dazu. Ihm fiel das Paracelsuswort ein, das sein Vater gern für sich abwandelte: Sehr oft muss man einem Menschen eine Wunde beibringen, um ihn von einer Krankheit zu befreien. Es gilt immer, das grössere Übel mit Hilfe des kleineren zu vertreiben.

Würde sie nicht doch auf Menschen schiessen, von denen behauptet wurde, es seien ihre Feinde? Sie wollte es nicht wahrhaben. Aber das Gewehr laden, damit ein anderer schiessen konnte, das täte sie gewiss, bohrte er weiter. Oder den Lauf reinigen, das Ziel berechnen, die Munition bereitstellen. Vielleicht auch nur den Gewehrschaft glätten, damit er gut in der Achsel des Schützen liege und die Zielsicherheit nicht beeinträchtige.

Er schleuderte harte Brocken gegen das Schattenbündel, das einen halben Meter von seinen Fussspitzen entfernt hockte. Ein Gegner, der die Pfeile aufnahm und der den Bogen, mit dem er sie hätte zurückwerfen können, nicht zu spannen verstand.

Jürgen liess nicht locker. Alle handelten aus Pflichtgefühl. Sie sagten «Scheisse», wenn die Lastwagen auf den russischen Wegen steckenblieben, und doch schwitzten sie sich die Seele aus dem Leib, um rechtzeitig mit ihrer todbringenden Fracht dazusein. «Alle die

pfllichtgetreuen Landser! Weil das Gesetz es befahl», spottete Baer bitter.

Das dunkle Bündel sprach leise. Es zitierte aus dem Geschichtsbuch der humanistischen höheren Lehranstalten:

«Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.»

«Ja, die Schlacht bei den Thermopylen», höhnte Jürgen. «Auch damals gab es schon so eine Pflicht, so ein ‚Gesetz‘. Was ist denn das für ein Gesetz, das die Menschen seit dem grauen Altertum immer wieder aufeinanderhetzt? Dieses Gesetz redet ihnen ein, es sei eine Heldentat, Menschen umzubringen. Der Mord, das grösste Verbrechen, worauf die schwerste Strafe steht, bekommt ethische Dimensionen.»

«Du hast schon einmal von etwas Ähnlichem gesprochen», sagte Eva. «Mir ist dazu etwas eingefallen. Du kannst mir ruhig sagen, wenn es dumm ist.»

Es war schön, den grauen Zwerg sprechen zu hören. Die Stimme gab ihm wieder Leuchten, Umrisse. Jürgen wünschte sich sehr, neben ihr zu sitzen. Er richtete sich auf und rutschte zu ihr auf den Wall. Nun, da alles Bedrängende gesagt war, konnte er es riskieren, den Zwerg entzaubert zu sehen. Ein dunkelhäutiges Gesicht, umrahmt von weich-weissem Frotté, Hermelinkragen am Purpurmantel einer Märchenkönigin.

«Ich habe mir vorgestellt», begann Eva, «einer will vom anderen etwas haben.»

«Dein Beispiel muss genauer sein», sagte er. «Nimm uns beide. Ich möchte von dir etwas haben. – Nun weiter.»

«Ja, wie weiter. Du hast mich aus dem Konzept gebracht.»

«Spinnen wir doch gemeinsam das Gleichnis aus. Ich verlange etwas von dir, was du mir nicht geben willst. Ich will ...» Er zögerte unter ihrem forschenden Blick und fing noch einmal an. «Ich will, dass du zu mir sagst, ‚ich liebe dich‘, und du willst das nicht sagen. Warum wohl?»

«Weil es nicht stimmt, vermutlich.»

«Sehr weise. Trotzdem, ich will's von dir hören, mehr noch: Ich will, dass du mir gehörst. Ich werde dich also sehr darum bitten, dich beschwören. Was noch?»

«Vielleicht mir zu Füßen fallen.»

«Natürlich. Kniefall macht sich gut.»

«Aber es wirkt nicht.»

«Nein. In unserem Falle nicht. Deshalb greife ich zu anderen Mitteln. Ich bin ja der Stärkere, ich werde dich also zwingen.»

«Das ist gemein.»

«In der Politik existiert dieses Wort nicht. Und wir reden doch jetzt von Politik.»

«Du wirst mich niederringen, das ist klar.»

«Falls du keine starken Verbündeten hast.»

«Nehmen wir an, ich hätte keine. Du besiegst mich also und kannst mich nun zwingen, dass ich –»

«Ich würde meine Hände zu Schraubstöcken machen.»

«Also ausgeliefert auf Gedeih und Verderb. Nein, das ist widerlich. Du würdest nichts dabei gewinnen. Nie würde ich dich lieben können.»

«Das wäre mir auch völlig gleichgültig.» Jürgen unterbrach sich. Das Gleichnis geriet auf gefährliche Geleise. Er hätte diesen hermelinverzauberten Zwerg in die Arme nehmen mögen, aber die Gondel ihrer Gedanken-Schwebbahn war noch nicht auf der Bergstation angekommen. Unterbrechung bedeutete Absturz. «Du musst mich richtig verstehen, Eva. In der Politik spielen Gefühle keine Rolle. Haben die Angreifer ihr Opfer in der Zange, das besiegte Land in ihren Besitz gebracht, so haben sie erreicht, was sie mit friedlichen Mitteln nicht bekommen konnten. Nach den Gefühlen des eigenen Volkes, das für dieses Ziel auf die Schlachtfelder getrieben wird, fragen sie ebensowenig.»

«Aber», überlegte Eva, «wenn die Angreifer nun doch etwas dabei gewinnen, werden sie immer wieder versuchen, sich zu bereichern.»

«Bleiben wir bei unserem Beispiel. Wenn ich dich mit Gewalt so weit gebracht hätte, mir zu Willen zu sein, würdest du dich für immer in dein Schicksal fügen?»

«Niemals!» Eva sah ihn an, trotzig, herausfordernd. «Kratzen würde ich und –»

«Widerstand mit deinen Mitteln. Denk mal darüber nach.» Als sie eine Weile schwieg, sagte er: «Es muss ja nicht jetzt sein.»

«Du hast mich ganz aus dem Konzept gebracht», sagte sie. «Ich wollte doch baden.»

«Gelobt sei, was hart macht», spottete er.

«Das musst du einem BdM-Mädel sagen, aber nicht mir.» Ausserhalb der Kuhle waren sie dem Wind preisgegeben. Jürgen legte den Arm um Eva. Sie fröstelte. Seite an Seite stapften sie zum Strandkorb.

«Willst du es nicht lieber lassen?»

Der Bademantel, der über seinem Arm hängen blieb, war ihre Antwort. Er sah sie, vom Gischt wie eingeschäumt. Bleifarbene Feuchtigkeit blieb, wo der Sog die Welle zurücknahm. Über diese Grenze konnte er, lederbeschuh, nicht hinaus. Bogenkette, Sinuskurve, so lang wie die Insel – weit dahinter Evas weisse Kappe. Wie schnell käme er wohl aus den Sachen, um ihr beizustehen? Kaum gedacht, sah er sie, getragen von einer mächtigen Welle, schon dem Ufer nahe.

«Genug», rief er. «Es ist zu dunkel.»

Sie liess sich von der letzten Woge genussvoll überrollen. «Dein grosser Bruder hat auf mich achtgegeben.»

Über ihnen leuchteten die sieben Sterne des Grossen Bären. Er legte ihr den Bademantel um die Schultern und rieb ihr den Rücken. «Der Vergleich ist nicht neu, aber immer wieder hübsch. Zieh die nassen Klamotten aus, du erkältest dich.»

Während sie im Strandkorb herumwirtschaftete, sah er zu seinem namensgleichen Sternbild auf. «Ich wollte, die Gelassenheit meines Namensvetters würde ein bisschen auf mich abfärben.»

«Wie schrecklich. Abgeklärte Leute sind mir ein Greuel.»

Barfussleise stahl sie sich davon. Er wurde es erst gewahr, als sie an der Düne strauchelte. Auf der Höhe holte er sie ein. «Morgen bade ich mit.»

«Morgen bade ich vielleicht an der Oie», entgegnete sie.

Der Windkanal hatte Modellschiessen angesetzt. Er erinnerte sich. «Und dich nehmen sie mit? Das ist allerhand.»

«Ich soll Traude Hörselmann bei den Windmessungen helfen.»
«Da wirst du wohl begeistert wiederkommen.»
«Begeistert? Wovon?»
«Du wirst schon sehen.»
«Ich freue mich auf die Oie. Gewöhnliche Sterbliche dürfen gar nicht dorthin.»
«Mach ein Gedicht darüber.»
«Wie kommst du darauf?»
«Es liegt dir mehr als Mathematik. Ich weiss es.»
«Gar nichts weisst du. – Gute Nacht, grosser Baer.» Ihr Mantelkragen leuchtete, als sie das abgedunkelte Haus Seestern betrat.

Oben in der Küche sang jemand einen Schlager. Baer erkannte die Melodie wieder. Ein Grammophon hatte sie geleiert, als er Eva das erstmal sah, zum Kameradschaftsabend an der Bar, hinter der die Kaiserin residierte. Über dieser Begegnung verabsäumte er es, dem Auftrag entsprechend Hanna Peplow zu suchen, und kostbare Tage verstrichen, ehe sich eine neue Gelegenheit bot. Merkwürdigerweise kannte Hanna die Ursache seines Versäumnisses. Ihre Zweifel an seiner Zuverlässigkeit hingen mit dieser «Beziehung» zusammen.

Baer summt die banale Melodie fast unbewusst. Er sah Eva aus dem Gischt auftauchen, im hautengen Badeanzug der geschmeidige Körper, und dann, nackt unter dem eng zusammengerafften Purpurmantel. Da spürte man, dass man sechszwanzig Jahre alt war und keineswegs frei von Verlangen nach einem Zipfelchen lebenswerter Gegenwart.

Hanna hatte angenommen, er verfolge mit dieser Bekanntschaft ein bestimmtes Ziel. Doch er wusste bis heute nicht, was er von Eva erwarten durfte. Kürzlich, an einem Sonntagmorgen, waren sie nach Freest, einem Dorf auf dem anderen Peeneufer, gerudert. Er versass die ganze Zeit in der Wohnküche eines Kraftfahrers, der häufig mit einem Lkw des Baustabs Speer nach Berlin fuhr. Eva fragte währenddessen bei den Fischern nach Räucherware. Allein machte ihr das wenig Spass, sie kam pünktlicher zurück, als ihm lieb war. Natürlich merkte sie, dass die Gespräche ins Stocken gerieten, vermied

aber jede Frage, obwohl sich seine Jacke über einem Ring Kupferdraht wölbte. Unten am Fluss zog sie die Schuhe aus und brach Rohrkolben aus dem Schilf. «Auf dem Weg vom Hafen versteckst du deine Konterbande besser in dem Blumenstrauss.» Beeindruckt von ihrer Hilfsbereitschaft, wollte er einen Schritt weitergehen, da fiel sie ihm ins Wort: «Ich habe auch eine Prise an Bord genommen. Fludern – im Bootskasten. Man spricht nicht darüber, man wertet sie aus.»

Als Eva, den nassen Badeanzug schwenkend, die Treppe hinaufstieg, hörte sie Lachen und Grammophonmusik.

«Si, si, si, schenkst du mir nur einen Penny,
si, si, si, sing ich dir das Penny-Lied ...»

Der Gemeinschaftsraum war zum Flur hin offen. Für die Einrichtung hatten die Geldmittel nicht gereicht. Ein Führerbild an der Hauptwand wie aus der Ufa-Wochenschau: Hitler stehend im Auto, die Linke an der Windschutzscheibe, die Rechte zum Gruss erhoben.

Kamerad Blinklicht hatte es kürzlich hingehängt, stillschweigend. Keine der Heimbewohnerinnen äusserte mehr als ein vieldeutiges «Na, nun ist ja die Wand nicht mehr so kahl». Der ehemalige Leuchtturmwärter hütete sich, etwas darauf zu erwidern. Nur seiner Nichte Hanna Peplow hatte er zugeflüstert: «Der steht ja im Auto. Da muss er doch einmal zum Fenster rausfahren.»

Unter diesem Bild probierte Edith Knorr, die kleine Kupferrote mit dem Gemmengesicht, Spitzen- und Hackenstep. Das Koffergammophon der Ru stand auf der holzverkleideten Zentralheizung, und im Rhythmus des Liedes klappten die Stepschuhe. Edith versuchte, das Tempo zu verdoppeln – nur Spitze, Spitze! Aus ihrem sorgfältig nach oben frisierten Haar löste sich eine Strähne. Keiner kannte das zurückhaltende Mädchen so. Nach der Tanzausbildung hatte sie den Arbeitsdienst, dann den Kriegshilfsdienst durchmachen müssen und sich schliesslich der Dienstverpflichtung ergeben. Durch die vielen Suppen und Müslis im Arbeitsdienst war sie in die Breite gegangen.

Die Ru, ihre Zimmernachbarin, hatte das Eis gebrochen. Edith gab ihr Seestern-Debüt. Das Publikum lehnte an Türpfosten und Wänden. Die gymnastikgeübte Henny Rosenow versuchte ein paar Schritte, mit Erfolg. Als Eva auftauchte, hatte Traude Hörselmann gerade eine Schallplatte aus ihrer Sammlung geholt. «Ein Paso doble. Geht es danach auch?»

Edith klapperte nach kurzer Probe in steigendem Tempo los. Der karierte Glockenrock schwang ihr um die Hüfte.

Auch Eva sprang der Rhythmus an. Sie vermischte unbekümmert den Step mit Foxtrottschritten, und ihre nackten Beine sprengten die Enge des zusammengegrafften Bademantels.

Unermüdlich zog die Ru das Grammophon auf. Sie amüsierte sich wie eine Mutter, die ihren vom Schicksal stiefmütterlich behandelten Töchtern ein Vergnügen bereitet. Schliesslich versuchten sich auch Traude Hörselmann und Marlies Hasse auf dem Parkett. Alles sumnte die «Donkey-Serenade». Stepschritte wurden zum Trappeln des Esels.

Niemand hatte bemerkt, dass Fräulein Haugk und Fräulein Püschel die Treppe heraufgekommen waren. In die Atempause der fröhlich Erschöpften ertönte es überraschend: «Das ist unerhört. Eine Kulturschande.»

Eine kurze Stille der Verblüffung, dann musste Traude Hörselmann lachen. «Wie meinen Sie denn das, Fräulein Püschel? Ist Step-pen kulturlos?»

«Überlassen Sie solche Tänze den Niggern.»

«Der Schlager war englisch», fügte Fräulein Haugk drohend hinzu.

Die Ru schloss das Grammophon. «Schade, wir wollten gerade mit Krakowiak anfangen.»

Das brachte die Püschel zu flammender Empörung. «Und das alles unter den Augen des Führers. Eine Geschmacklosigkeit.» Sie hob den Blick klagend gegen das Wandbild.

«Hier werden Negertänze aufgeführt», ereiferte sich Fräulein Haugk, «während unsere Soldaten draussen im Dreck liegen.»

«Für uns alle», ergänzte Fräulein Püschel, sich abwendend. «Ar-

mes Deutschland! Wenn die Jungens das wüssten.»

Die Ru, ihren Musikkoffer in der Hand, schickte den beiden Störfrieden einen verächtlichen Blick nach. «Wozu die Frontsoldaten nicht alles gut sind.» Im Vorbeigehen flüsterte sie Traude zu: «Ich habe niemanden gebeten, sich für mich totschiessen zu lassen.»

Traude bedeutete ihr, vorerst still zu sein. Der Hinweis auf das Führerbild hatte sie verblüfft. Die Püschel würde im Werk damit hausieren gehen. Traude beschloss, den Vorfall mit Dr. Klemt zu besprechen. Bei der Überfahrt zur Oie würde sich wohl die Gelegenheit bieten.

5

König der Oie

Es gibt Augenblicke, in denen man gewissermassen geistig den Schritt verhält, etwa wenn ein Gedanke aufzuckt wie: Dieser Augenblick ist einmalig! oder: Was du jetzt erlebst, wünschen sich Tausende. Sogleich arbeitet das Registrierwerk im Gehirn präziser als gewöhnlich, man atmet, riecht, hört, sieht, fühlt und schmeckt mit allen Poren, Nerven und Kapillaren. Für Eva, die noch wenig in ihrem Leben gesehen hatte, begann dieser schwer erklärbare Prozess, als sie den Fuss auf die winzige Greifswalder Oie setzte. Hier erst bekam sie so etwas wie ein Inselgefühl. Keine Brücke vermochte die Wasserweite zu überspannen. Von Nordosten her schlugen die Wellen gegen die Steilküste, während sie am flachen Strand der Westseite in sanftem Sog über die Steine rieselten.

Der einzige Bauer, der die wenigen Morgen urbaren Inselbodens bestellte, war zugleich Bürgermeister, Gastwirt, Posthalter, Fischer, Lotse und Wetterwart. Es gab kalte Winter, in denen sich wochenlang kein Schiff durchs Eis kämpfen konnte. Das Lebensnotwendigste für die Inselbesatzung wurde dann von Flugzeugen aus abgeworfen.

Das alles hatte Eva bei der Überfahrt von Henny Rosenow erfahren. Sie hockten in dem abgetakelten Kutter «Pirat» auf den Planken

neben dem Steuerhaus, und wie Piraten kam sich die Nachhut des Windkanal-Versuchskommandos auch vor.

Eva erinnerte sich der Fahrt vor etwa drei Wochen auf der «Meisje von Amsterdam». Ein eichenlaubverbrämtes Ritterkreuz – der Kellermeister empfiehlt! Sie vermeinte die prickelnde Schorle auf der Zunge zu spüren, aber es war nur der salzige Gischt eines Brechers. Der «Pirat» durchfurchte tief das Wasser. Man hob den Kopf nicht ungestraft über Bordhöhe.

Der grössere Teil der Versuchsmannschaft war mit der Leitung auf einem schnelleren Fahrzeug in See gestochen. Als der «Pirat» landete, hatte man die Abschussgeräte für die Modelle bereits aufgebaut. Traude Hörselmann bereitete einen Pilotballon vor. Sie winkte Eva und Henny heran.

«Ich habe mit Klemt gesprochen, wegen unserer Tanzerei. Er findet nichts dabei. Wir waren doch unter uns.»

Henny war sehr erleichtert. Noch nie in ihrem zweiunddreissig-jährigen Leben hatte sie von sich reden gemacht.

«Hoffentlich verdreht die Püschel nicht alles», sagte Eva.

Henny schaute sie ängstlich an. «Kann man denn das?»

Traude hatte auch daran gedacht. «Ich habe Klemt sogar Einzelheiten erzählt: vom leichtgeschürzten Knorr-Süppchen und von Leontine im roten Bademantel. Er meinte, das müsste hübsch ausgesehen haben.»

«Was haben wir für einen grossmütigen Chef», lachte Eva.

Traude fand, die Jüngere nahm es zu leicht. Nicht zuletzt um sie ging es. Vielleicht gab es Leute auf der Insel, die gern einen Vorwand gefunden hätten, Eva abzuschieben. Zunächst jedenfalls war die Sache beigelegt. Der Tag liess sich gut an. Wilfried Parisius würde als «Luftkutscher» für die Gäste Dienst tun. Traude wollte die Landung des Fieseler Storchs keinesfalls verpassen.

Dr. Klemts Lachen wurde vom Wind weit über die kahle Ebene getragen. Er schüttelte der «Pirat»-Besatzung die Hände und brachte Mathesi in Verlegenheit, indem er dessen Begrüssungszeremonie noch überbot.

Klemt erntete die Früchte seiner Loyalität. Wem hatte er nicht alles die Exkursion auf die Oie ermöglicht. Da waren die Mechaniker

aus der Werkstatt, zwei Arbeiter vom Versuchsraum, der Gehilfe aus dem Thermolabor, beinahe sämtliche Konstrukteure der Aerodynamischen Abteilung. Traude durfte die Laboranten und Rechnerinnen Vorschlägen. Auch fürs Essen hatte Klemt Vorsorge getroffen. Oberzahlmeister Hanke vom Kasino war ein beflissener Ernährungsminister.

Lebenskünstler zu sein wie Klemt, wünschte sich Traude. Sie kannte seine Grundsätze: «Ist man einem Haufen Menschen übergeordnet, kommt man nur zur Ruhe, wenn man ihn bei möglichst guter Laune hält. Zehn Stunden Arbeitszeit, Nachtschichten und stundenlange Werkbahnfahrt, da reichen Brot und Spiele nicht aus. Das Volk braucht seinen Fetisch. Für unsere Leute ist es das A 4. Jeder hofft auf einen kleinen Abglanz des Ruhms, wenn A 4 zuletzt den Krieg entscheidet. In Kleinigkeiten komme ich meinen Mannern entgegen, unverkrampft, heiter. Wenn's mal Ernst wird, reissen sie sich am Riemen, schon mir zuliebe.»

Wenig später war Traude noch einmal auf dieses Gespräch zurückgekommen. Sie wendete ein, dass der Fetisch A 4 auf die Pazifisten unter den Mitarbeitern schwerlich wirken könne. Klemt war anderer Meinung. Die Arbeit am A 4, der grossen Sache für den Sieg des Vaterlandes, hätte ein Fluidum erzeugt, dem sich auch die anfangs Widerstrebenden nicht entziehen könnten. Er rechnete Mathesi zu diesen Aussenseitern, vielleicht auch die Rosenow, ganz bestimmt den Berliner Professor Leupold. Selbst der Skeptiker Tiefenbach mit seiner Forscherneugier war von dem Sog erfasst worden. Der Forscherdrang – das war die Achillesferse. Die breite Masse hatte noch ihren Kinderglauben, den Goebbels nutzte. Klemt sprach von dem Propagandaminister mit einer Anerkennung, die der Listige dem noch Listigeren zollt. «Das Volk sieht seinen Führer bei Kartoffelpuffer und Mineralwasser. Obendrein schläft er allein. Freiwilliges Zölibat. Lässt sich mit Kindern fotografieren – und mit Schäferhunden. Kein Arbeiter und kein Kleinbürger traut ihm zu, dass er etwas Schlechtes tun könnte. Er tut es ja auch nicht. Er ordnet es an. Und alles Schlechte verkehrt sich in Gutes, wenn es unse-

rem Volk nützt. Nur, das Volk interessiert ihn gar nicht. Sage ich das meiner Frau, behauptet sie, ich sei ein windiger Nationalsozialist. Ja, sie spricht es immer ganz aus: Nationalsozialist! Dabei verstehe ich die Linie des Führers durchaus. Er muss sich mit den Mächtigen verbünden, wenn er selber mächtig werden will. Das Volk bei uns ist keine Macht. Die SA-Leute und kleinen Parteigenossen, die einmal dachten, es ginge um ihre Interessen, als sie sich in den Saalschlachten mit Kommunisten gedroschen haben, waren Dummköpfe. Heute liegen sie in Russland in Massengräbern, und ihre Frauen sind mit anderen ins Bett gegangen. – Weisst du, wann ich erkannt habe, worum es Hitler geht? 1937, als ich mit meiner Frau in England war. Da reiste Chamberlain nach München und Godesberg, und Rosemaries Tante jammerte um ihre sinkenden Aktien. Im britischen Kolonialreich wurden die Fugen undicht. Wenn es Hitler gelingt, einen Teil der abbröckelnden Kolonialländer abzufangen, ist er ein grosser Mann, sagte ich mir. Und Hitler wusste, wohin er sich zu wenden hatte. Dass die Konzerne ihn gestützt haben, brauchten sie nicht zu bereuen. Sogar mein Schwiegervater, ein eigensinniger Deutschnationaler, liess sich belehren. Er macht in Getreide und betreibt jetzt zwei Filialen in der Ukraine.» Klemt hatte nach dieser Nonstoprede innegehalten. Dann bekannte er: «Meine Frau ist dadurch obenauf. Ihr Vater gehört zu den grössten Steuerzahlern der Provinz Sachsen. Verglichen mit den Industriellen rangierten wir Wissenschaftler unter ‚ferner liefen‘. Eigenbrötler am Rande der Politik. Ihr eigener Vater musste ihr kürzlich beibringen, wie abhängig seine Geschäfte von unseren Erfolgen sind. Die Proportionen verschieben sich zu meinen Gunsten. Ich warte auf den Tag, an dem ich Rosemarie beweisen kann, dass unsere Kopfarbeit Hitler mehr nützt als alle Wechsel ihres alten Herrn. – Dein Vater macht Werkzeugmaschinen», hatte er abschliessend gesagt. «Lässt er sich auch die Konjunktur nicht entgehen?»

«Er liefert an Verkaufskontore in Brüssel und Amsterdam.» Traude war seinem Firmenschild auch in den Werkstätten der Versuchsstelle schon begegnet.

Klemt und Traude hatten zufällig am gleichen Tage die Arbeit im Werk aufgenommen. Beim ersten Insel-Silvester freundeten sie sich

an. Heute freute sie sich mit ihm, dem König der Oie, der samt Hofstaat in seiner Kronkolonie eingekehrt war.

Lärmend, mit staksigem Fahrgestell, näherte sich der Fieseler Storch. Der einzige Flugzeugtyp, für den der unbewaldete Teil des Inselchens zur Landung ausreichte. Nach dem Aufsetzen hoppelte er ein Stück über das Brachland – und stand.

Traudes Herz klopfte ganz unvernünftig, als sich die Haube der Pilotenkabine öffnete. Sie erkannte Parisius aus fünfzig Meter Entfernung. Er suchte ihr Zeichen, das flatternde Kopftuch. Ein kurzer Gruss nur, dann startete er, um weitere Gäste zu holen.

Als erster war Tiefenbach auf dem Luftwege zu Klemts Hofstaat gestossen. Bei der Protokollgruppe Mathesi-Rosenow sah er Eva Leonhard hinter Formblättern herjagen. Der Wind fegte mit Stärke fünf über die freie Fläche.

«Nun sind wir doch noch hier gelandet», sagte er.

Sie wies auf den davonschwirrenden Fieseler Storch. «Allerdings getrennt marschiert.»

Er lachte. «Getrennt marschieren, vereint – was nun eigentlich? Denn ‚schlagen‘ doch wohl nicht.»

«Immerhin – zum Schiessen sind wir hergekommen. Unternehmen Windbeutel.»

«Wie nennen Sie das? Wird hier Schlagobers gereicht?»

«Kommt von Windkanal», belehrte sie ihn herablassend. «Sie sind eben betriebsfremd.»

Traude Hörselmann rief ihren Stab zusammen. Der Pilotballon wurde aufgelassen. Klemt gab Anweisung, die erste Modellserie gleich nach der zweiten Landung des Fieseler Storch abzuschliessen. Am Startplatz war Hochbetrieb.

Tiefenbach betrachtete die glänzenden Geschossmodelle. Es galt, die Form mit dem geringsten Widerstandsbeiwert und der grössten Stabilität zu finden. Man hatte die Grundform des A 4 vielfach variiert, sogar Modelle mit Seitenflossen gab es.

Auch ein paar Aussenseiter lagen in den mit Holzwolle gefüllten Kisten. «Röchling», stand auf einem überschlanken Flugkörper, «Rheinmetall» auf einigen anderen. Die grossen Konzerne vom

Rhein waren Kunden bei den «Windbeuteln». Für Tiefenbach der Beweis, dass die Insel über den einzigen Überschall-Windkanal Grossdeutschlands verfügte. Kein Wunder, wenn ein ehrgeiziger Gelehrter wie Klemt auch eigene Erprobungen betrieb. Sein Modell «Osterei», ein Projektil mit gedrungenem Körper und engem, überzartem Leitwerk, gehörte zum Schiessprogramm.

Der Fieseler Storch setzte zum zweitenmal auf und entliess den wichtigsten Gast des Tages, den Doktor. Vom Pilotensitz erhob sich Uhlig. Als er die Kappe ablegte und die Räder der Maschine blockieren liess, erlosch für Traude Hörselmann die Sonne dieses Tages.

Eva war Martin Uhlig in letzter Zeit selten begegnet. Er sei viel unterwegs, hiess es, in Frankreich, Italien, Holland. Am Abend nach der Ausfahrt auf der «Meisje von Amsterdam» hatte er im Kasino Carla Winter erwartet. Die Fliegerin verband mit Uhlig eine alte Kameradschaft, was sie nicht hinderte, ihre Sympathie für Tiefenbach deutlich zu bekunden. Eva hatte sich beim Abendessen entfernt gehalten von dem Trio. Uhligs ironische Blicke, mit denen er ihren Begleiter, den Eichenlaubträger, mass, bemerkte sie dennoch. Der zivile Fliegeringenieur erkannte den jungen Hauptmann keineswegs als Vorgesetzten an, trotz aller Orden. In der Jagdfliegerei waren die eben schneller zu verdienen als in der Erprobung. Eva hatte an jenem Abend gehofft, noch einmal mit Tiefenbach ins Gespräch zu kommen. Etwas war zwischen ihnen nicht zu Ende gesprochen. Aber es wurde nichts daraus. Carla Winters Fliegergeschichten verfehlten ihre Wirkung auch auf ihn nicht. Er trank den Rotwein, den Hanke im Kaminzimmer servierte, an prominenter Seite. Heute, da Tiefenbach vor Evas Augen buchstäblich aus den Wolken fiel, war die quälende Frage wieder gegenwärtig.

Sie suchte sich einen windgeschützten Platz am Rande der Kiefernkuscheln. Überall hockten und standen Beobachter. Eva hörte sie fachsimpeln: Drall, Kopflastigkeit, Anstellwinkel. Die Vorstellung konnte jeden Augenblick beginnen.

Unweit von Evas Platz sass Zobel, ein Soldat vom Versuchskommando Nord. An einem dünnen Grashalm kauend, machte er es sich

in der Kuhle bequem. Eva warnte: «Sie kriegen die Strahlenpilzkrankheit.»

«Ist doch egal, wovon uns schlecht wird.»

Ihr fiel Herbert Axe ein, der im gleichen Lager wohnte. «Wie lebt es sich eigentlich in den Baracken? Scheusslich, was?»

«So schlimm ist es nicht mehr, seit wir Hanke los sind», sagte der Soldat. «Ein richtiger Radfahrer. Nach oben buckeln, nach unten treten. Ich dachte erst, Doktor Klemt hätte ihn mit hierhergenommen, weil er eine tüchtige Windfahne braucht.»

Da Eva über den Witz lachte, sprach der Soldat weiter, gerade so laut, wie es die kleine Höhlung erforderte. «Wenn man einigermaßen in seinem Beruf arbeiten kann – ich bin Klempner –, mag das alles angehen. Man hat zu essen, zu rauchen, und abends wird Skat gekloppt. Wer will, findet auch ab und zu ein Mädchen. Geredet wird höchstens über die versenkten Bruttoregistertonnen. Will sagen, wieviel Prozent es auf unserer Seite mehr sind, als sie zugeben. Aber darüber machen Sie sich bestimmt keine Kopfschmerzen, was?»

«Sehe ich so aus?»

«Na, ich weiss nicht.» Zobel blinzelte sie gutmütig abschätzend an. «Sie haben bestimmt noch mit keinem vom VKN so 'ne Art Tuchfühlung gehabt. Die riechen Ihnen doch alle zu sehr nach Entlausungsschemie und Kommissbrot.»

Er denkt, ich lasse mich von Orden und Biesen beeindrucken. Eva ging über seine Anspielung hinweg. «Ich bin mit einem Ihrer Kameraden bekannt. Herbert Axe, Baracke 24 b.»

Der Soldat zog den Grashalm durch die Zähne, dass er summt. «Da wohne ich auch. Ist ein Unglückswurm, der Axe. Er wollte neununddreissig übers Meer und die Zulukaffern studieren. Nun sitzt er in Pommern und muss Dächer mit Tarnfarbe bepinseln. Schlimm für ihn mit einem so unpraktischen Beruf. Manchmal denken wir, er ist schon halb verrückt. Da will er die Welt verbessern mit seiner Religion. Die versteht bloss einer, der 'ne hohe Schule besucht hat. Er tut uns ja leid, aber landen kann er damit nicht. Keiner will aufs

Jenseits vertröstet werden, *hier* muss was passieren. Damit wir aus dem Dreck rauskommen. Das Ding da, das A4, soil's ja packen. Na, ich weiss nicht...»

Den beiden war das Signal entgangen. Etwas überrascht sahen sie das erste Miniatur-A 4 in ziemlich steilem Winkel hochsteigen. Mit feinem Sausen durchschnitt das schlanke Geschoss die Luft, gewann schnell Höhe und fiel nach erreichtem Gipfelpunkt, wo es zu taumeln begann, ins Wasser. Ein Modell nach dem anderen wurde nun hochgeschneit. Da flogen sie ins Blaue hinein, mit stumpfem Heck, sternförmigem Leitwerk, vibrierenden Seitenflossen. Viele waren Versager, taumelten schon beim Anstieg, torkelten wie trunken aus der Bahn und schlugen auf, knapp am Steilufer vorbei.

Nachdem das erste «Osterei» mit leichtem Linksdrall, aber in stabiler Kurve geflogen war, misslang der Kontrollschuss völlig. Das Aggregat schlug in geringer Höhe wie ein Pendel hin und her. Seine Schwerkraft suchte sich gegen die Antriebskräfte zu behaupten. Sich überschlagend, fiel es steil nach unten. Jemand schrie: «Deckung!» Eine starke Bö trieb es bis hinter den Steilhang. Dumpfes Gepolter brachte alles auf die Beine. Auch Eva und Zobel hatten bei den Kapriolen des «Ostereis» die Köpfe eingezogen. «Bis nach Russland schiessen sie damit jedenfalls nicht», sagte der Soldat, als das allgemeine Rennen begann.

Auf halbem Wege traf Eva mit Martin Uhlig zusammen. Beim schnellen Lauf schlug ihm der Ledermantel klatschend um die Beine.

«Wir leben gefährlich», scherzte sie, nur um etwas zu sagen.

«Das liegt dir doch.»

«Eisen auf den Kopf zu kriegen liegt mir absolut nicht.» «Dein Kopf ist ja noch dran. Wär auch schade drum.» «Kümmert dich das überhaupt noch?» Eva sah ihn nicht an und erwartete auch keine Antwort. Oft schon hatte sie bedauert, dass er seinen Vorsatz, ihr aus dem Wege zu gehen, durchhielt. Wenn er im Kasino auftauchte, nach einem Aussenkommando am Bodensee oder in Italien, hätte sie ihm manchmal gern zugehört.

Sie lief voraus, hinunter zu dem kleinen Hafen. Um den düsteren

«Pirat» scharten sich die Insulaner. Das «Osterei» hatte das Dach des Steuerhauses durchschlagen. Aus Klemt, dem König der Oie, war ein enttäuschter, über mögliche Fehlerquellen grübelnder Gelehrter geworden.

Oberzahlmeister Hanke hatte mit einer kräftigen Erbsensuppe aus der Feldküche die Mägen voll und die Gemüter träge gemacht. Die meisten verschliefen die Mittagspause in den Sandhöhlungen oder am Rande des Hochwaldes. Besucher mit romantischen Ambitionen wurden von den kaum begangenen Wegen des Waldteils angelockt. Henny Rosenow sammelte in Kopftuch und Schultertasche Hagebutten für ihre Vitaminspeisekammer. Traude Hörselmann folgte ihrem Beispiel, nachdem Mathesi angeregt hatte, aus den «Hätscherln» Wein zu destillieren. Er wollte ihr das Rezept von seiner Mutter in Salzburg besorgen.

«Das Ergebnis werde ich ‚Oie-Wasser‘ nennen», sagte Traude.

Eva hatte eine Pflanze gefunden, die keiner kannte. Vom gebogenen Stengel hingen an zarten Fäden bläuliche Blüten herab. Sie war kreuz und quer durchs Dickicht gestreift – ein richtiger Hänsel-und-Gretel-Wald. In ihrer Phantasie wurde er zum Hain Pans. Die Oie erschien ihr als Insel der Inseln. 360 Tage im Jahr ganz einsam, ein Paradies der Vögel, Pflanzen und kleinen Tiere. Man durfte nur nicht daran denken, dass man mit König Klemts Hofstaat gelandet war, um stählernes Spielzeug ins Wasser zu schießen.

Zu ganz anderen Zwecken sollte man auf die Oie kommen dürfen. Eine Robinsonade müsste man leben, ohne alles, was an den Krieg erinnert. – Ganz allein? – Besser zu zweien. – Mit Jürgen Baer? Er würde spätestens nach zwanzig Minuten doch wieder vom Krieg sprechen. – Und Martin Uhlig? Sie würden schon nach einer Stunde auseinanderlaufen, soweit die Insel es gestattet. – Mathesi würde Gedichte vorlesen, Seufzer in Reimen und Rhythmen. Der Eichenlaubträger würde reden und reden. Über Narvik und Monte Cassino und was dazwischenlag.

«Was würdet ihr mit der Oie machen, wenn sie euch gehörte?» fragte Eva die Hagebuttenpflückerinnen. Sie lag am Waldrand auf

dem Bauch und sah durch eine Lücke im niederen Gebüsch aufs Meer, nordwärts, wo es kein Land mehr gab. Traude sagte lakonisch: «Ich würde sie an die Versuchsstelle verpachten.»

Von der Antwort war nicht Eva allein enttäuscht. Was denn Mathesi dazu meine, fragte Henny. Der Barockengel aus Salzburg träumte an einem schiessschartenengen Durchblick aus Ginster vor sich hin. «Ich würde einen grossen Garten aus der Insel machen», sagte er.

«Eine nordische Isola Bella?» fragte Traude.

Mathesi liess sich nicht beirren. «Wenn es das Klima erlaubte, würde ich ein Sanatorium für lungenkranke Kinder einrichten.» Sein Vorschlag lag nahe. Er hatte eine Tbc durchgemacht.

Henny war nur für Benutzung im Sommer. Ein Kurheim für gesunde Lebensweise würde sie bauen. Priessnitzkuren, Sauna, vegetarische Kost und natürlich Freikörperkultur, Männlein und Weiblein getrennt, wie in Schweden. «Wem das nicht passt, der braucht nicht zu kommen.»

«Ich nehme Dauerkarte», sagte jemand hinter ihr.

Es war Tiefenbach, die Jacke voller Kiefernnadeln und Altweibersommerfäden.

Eva blinzelte zu ihm hinauf. «Kommen Sie, ich klopfe Sie ab.»

Er sah die zarte Pflanze, die sie immer noch behutsam in der Hand hielt. «Sie haben Salomonssiegel gefunden. Und so spät im Jahr noch. Das ist sehr selten.» Er setzte sich ohne Umstände neben sie. Die Abgeschlossenheit der Insel liess keine Förmlichkeiten zu. Es schien fast, als sei dieser Ort oder diese Begegnung das Ziel seines Umherstreifens.

Warum habe ich ihn vorhin in meine Oie-Träumereien nicht einbezogen? fragte sich Eva. Er allein kennt die Pflanze. Wahrscheinlich erkennt er auch die Vögel an ihren Stimmen. Und gewiss versteht er zu schweigen. Bei ihm klang es manchmal, als hole er seine Worte von weit her, ja als präge er sie erst beim Sprechen. Seit der Stunde an Deck der «Meisje» wusste sie, dass sie sich mit ihm weder langweilen noch zanken würde, wo auch immer. Er würde sie wieder testen wollen. Sie würde ihn selbstverständlich durchschauen und ein bisschen Charlotte Löwensköld spielen.

Ein Streit als geistiges Florettfechten, wobei sich die Frage klären liesse, was es mit der Rassenschande in dem bewussten Buch auf sich habe, dagegen hätte sie gar nichts. Sie liess die Blütenstände des Salomonsiegels über ihre Hand gleiten. Traude Hörselmann hatte ihn mittlerweile in ihre Umfrage einbezogen. Lebhaft ging Eva ihn an: «Was täten Sie mit der Oie?»

«Ich glaube, ich würde sie der Forschung einräumen.»

«Also auch zum Schiessen freigeben.» Eva war enttäuscht.

«Nein, nichts mit Schiessen. Wir haben schon zu lange Krieg und wissen kaum noch, dass die Forschung einen ganz anderen Sinn hat. Ich könnte Ihnen viele Forschungsarten nennen, für die die Abgeschlossenheit der Oie ideal wäre.»

Eine Männergruppe, in ihrer Mitte der Doktor, kam den Weg entlang. In Mathesi wurde der Spieltrieb übermächtig. Für den Doktor war die Frage keine Frage. «Das ist doch ganz einfach: Das A 4 würde ich von hier aus starten.»

«Nur schade, dass da drüben Schweden liegt und nicht England», sagte einer der Männer.

Oberzahlmeister Hanke reagierte ganz schlau. Er stellte sich vor, was Herr Brettschneider vermutlich auf die Frage antworten würde. «Einen Stacheldraht um die Oie, und dann das KZ drauf. Von hier kann bestimmt keiner türmen.» Der Widerhall bei seinen Zuhörern war dünn. Im Weitergehen wandte Hanke sich noch einmal um. «Ich für mein Teil würde als erstes ein Schild am Hafen aufstellen lassen: Juden und Zigeunern ist das Betreten bei Strafe verboten!»

Eva war es, als öffne sich unter ihr der Fels und sie stürze hinab in die peitschenden Wellen. Traude begriff als einzige sofort, was in ihr vorging. Hans Tiefenbach fiel erst Sekunden später, als er die Verwandlung in Evas Gesicht sah, eine Bemerkung Klemts ein. Die anderen ahnten nichts. «Geschmackloser Kerl», sagte Henny.

Traude mahnte zum Aufbruch. Die zweite Serie musste verschossen werden. Eva war wie gelähmt. Sie hielt krampfhaft die Wildblume fest, die der Volksmund nach dem jüdischen König Salomon genannt hatte. Hans Tiefenbach half ihr auf. «Ich zeige Ihnen

den Moosweg, den ich vorhin gegangen bin.» Seine Stimme klang noch verhaltener als gewöhnlich.

Sie spürte den Druck seiner Hand an ihrer rechten Schulter. Auf dem verwucherten Pfad mussten sie hintereinander gehen. Sorgsam Zweige zur Seite schiebend, führte er sie. Keiner sprach. In der freien Hand hielt sie das Salomonssiegel und hütete es vor zurückschnellenden Ästen. Ein Fasan lief vor ihnen her. Im Preiseibeerkraut, wo er verschwand, ein funkelndes Augenpaar über spitzem Schnäuzchen. Blitzschnell zog sich der Marder zurück, als er sich entdeckt sah.

Eva malte sich aus, sie hätten sich verirrt und gingen im Kreis. Wären die Schiffe schon mit den anderen abgefahren, es wäre nichts Schreckliches dabei, sie trügen ja auch Hanke mit fort. – Ob Tiefenbach ahnte, wie betroffen sie war? Sie hatte sich schlecht beherrscht. Aber der Widerspruch zwischen den Träumen, mit denen sie das kleine Eiland umwoben, und der Wirklichkeit war zu schmerzlich. Es war wie eine Vertreibung aus dem Paradies. Es war das Ende aller Märchen.

Als das Meer durch die Bäume schimmerte, zog Tiefenbach sie ganz nah zu sich heran. Sie überliess sich noch einmal einem Traum, zärtlich schweigsam. Sein Kuss war wie ein Siegel. Schwer – das Zurückfinden zu den Bereichen der Menschen. Sie meinte über eine Hängebrücke zu gehen, die gewoben war aus der Melancholie einer unwiederbringlichen Stunde.

6

Die Theuerkaufs und Hankes

Eva und Marlies gerieten, als sie aus dem Swinemünder Bahnhof traten, in ein Uniformgewimmel. Neben dem Dunkelblau der Matrosen das Grünlichgrau der Küstenartillerie, dazwischen Flaksoldaten im Blaugrau der Luftwaffe. Die ganze Stadt schien uniformiert.

Marlies kannte den Hafen und die Fähre von Sommerferien in Misdroy. Heute musste sie das Lazarett suchen, wo ein ehemaliger

Schüler ihres Vaters sie erwartete. Sie war froh, dass Eva sie begleitete. Eine gewisse Anneliese Theuerkauf, aus Langenbrück stammend, tat als Nachrichtenhelferin in Swinemünde Dienst. Eva hatte zunächst kein Verlangen nach einem Wiedersehen gezeigt. Plötzlich entschloss sie sich mitzufahren.

«Verzeihung, Fräulein!» An allen Ecken lauerten hier Gelegenheiten für die, die welche suchten. Mützenbänder flatterten, goldene Ärmelstreifen blitzten, «...denn wir fahren gegen Engelland», tönte es aus einer Nebenstrasse. Matrosen mit geschulterten Seesäcken sangen es keuchend.

Marlies fiel der Fähnleinführer und Freund vom Sonnenwendfeuer ein. Ihn und sein Schiff hatte eine Mine zerrissen auf der Fahrt gegen Engelland. Morgen würden diese hier fahren, oder übermorgen. Auch in einem Monat würden sie noch zurechtkommen, denn der Krieg dauerte, dauerte, dauerte. – Wie tief waren doch Herbert Axes anklägerische Gedanken in sie eingedrungen. Defätistisch nannte man so eine Haltung. Aber konnte man von einem Menschen, dessen Bruder im KZ Dachau sass, etwas anderes erwarten? Herbert hatte ihr einmal erzählt, dass allen KZ-Häftlingen eine Zahl auf die Brust eingebrannt würde. Sein Bruder war ein Gezeichneteter. Ein Fluchtversuch sinnlos.

Marlies wurde die schreckliche Vorstellung nicht los, dass auch Herbert so eine Nummer über dem Herzen trage, denn er war bereits ein Gebrochener. Er behauptete, es gäbe Peitsche und Folterkammer in den Gefängnissen der Nazis. Sie glaubte nicht daran. Falls so etwas existierte, müsste Heinz Brettschneider als alter Parteigenosse davon wissen. Er würde dann keinesfalls mehr mitmachen, ebenso wenig wie Dr. Klemt und manch andere, die sie schätzte.

Bedrückt schob sie sich durch das Gewimmel in den septemberlich warmen Strassen Swinemüdes.

Anneliese Theuerkauf stand dem Alter nach zwischen Eva und Marlies. In der Diele des Marinehelferinnen-Wohnheims begrüßte sie Eva herzlicher, als diese erwartet hatte. «Ich bin auf meiner Bude heute allein, da können wir es uns gemütlich machen. Und heute abend –», Anneliese tat geheimnisvoll. Die Unterbringung bereite

keine Schwierigkeiten. Einige Kameradinnen seien auf Wochenendurlaub, und mit der Heimleiterin mache sie das klar.

Eva zwinkerte Marlies zu. Die Aufmunterung tat gut nach dem Besuch im Lazarett. Anneliese schien Befehlsgewalt über ein ganzes Schiff zu haben. Ohne sich durch die Marinehelferin vom Dienst irritieren zu lassen, griff sie zum Telefon und machte alles klar.

«Der Käptn ist begeistert, dass ich neue Gesichter mitbringe», sagte sie, den Hörer auflegend.

Der Käptn war Erster Ingenieur auf dem Wohnschiff «San Salvador», das am Kai von Swinemünde fest verankert lag. Ihres Herzens Käptn aber war Unteroffizier in einer Scheinwerferbatterie und trug die breiten Schulterstücke der Küstenartillerie.

Sie erfuhren die Zusammenhänge nach und nach in Annelieses Zimmer bei Tee und Kommissbrot. Dazu Stachelbeermarmelade aus Langenbrück. Eva kannte die Sträucher in Theuerkaufs Garten. Sie hatte immer die grossen roten Beeren bevorzugt, die mit der knackigen Schale, während Anneliese die honigsüssen goldgelben lieber mochte. Zehn oder zwölf Jahre waren sie damals alt. Ein Jahr später freilich durfte Anneliese nur noch über den Gartenzaun mit ihr sprechen. Alle drei Theuerkauf-Jungen waren begeisterte SA-Männer und HJ-Führer, und was sie bisher bei der kleinen Schwester widerstrebend geduldet hatten, verboten sie nach dem «Vorfall» in der Kreisstadt unverzüglich. Es gab Leute in Langenbrück, die behaupteten, dass die älteren Theuerkauf-Jungen auf ihrem schweren NSU-Motorrad an jenem Tage losgebraust seien, um mitzuhelfen beim Fenstereinschlagen. Vater Theuerkauf freilich, der ein alteingesessener Langenbrücker war und eine Fahrradhandlung nebst Autoreparaturwerkstatt betrieb, wollte davon nichts wissen. Als er bald darauf im Kegelklub mit dem runden Parteiabzeichen erschien, lächelte man und dachte sich sein Teil. Abergläubische Leute und solche, die an ein Gottesgericht auf Erden glaubten, sahen in der Heimsuchung der Familie Theuerkauf ein Jahr später die unheimliche Bestätigung des Gerüchts. Die beiden ältesten Theuerkauf-Söhne verunglückten tödlich auf einer Dienstreise für den SA-Sturm. Es hiess aber, dass ein Saufgelage der Todesfahrt vorausgegangen war. Die

NSDAP trug ihre jungen Helden mit dem gleichen prangenden Pathos zu Grabe, das sie ihren «von Mörderhand gemeuchelten Märtyrern» angedeihen liess. Hinter der Gardine des Mansardenfensters versteckt, sah Eva am Begräbnistag die Kette der spalierbildenden BdM-Mädel und Jungmädel. Sie hatte damals gerade die Schule gewechselt. Sie fühlte sich sehr allein. Anneliese war Jungmädelführerin geworden, ging neben dem Wimpel her, stimmte die Lieder an und blickte stramm geradeaus. Sprüche unterm Maibaum aufsagen, das hätte auch Eva gern getan. Sie verstand die Begeisterung ihrer einstigen Gespielin ganz gut.

Nun, nach Jahren, sass sie neben Anneliese, die über Rotkreuzkurse des BdM Krankenschwester geworden war. In Griechenland hatte sie sich im Lazarett eine Gelbsucht geholt. Ihrem Vater war es gelungen, sie aus dem Schwesterndienst freizubekommen. In Swinemünde hoffte sie nun eine Weile zu bleiben. Hier gab es den Käptn mit dem flotten Wohnschiff und jenen Unteroffizier, der allabendlich mit Spiegelscheinwerfern breite Himmelsleitern ans dunkle Firmament zauberte.

«Ins Ausland möchte ich nicht wieder.»

«Warum nicht?» fragte Eva.

«Mir war es immer unheimlich. Die fremden Menschen, die fremde Sprache. Man wusste nie, was sie vorhatten. Karl-Heinz meint zwar, man gewöhnt sich dran.»

«Ist das der Unteroffizier von den Scheinwerfern?»

«Ja. Er wird dir bestimmt gefallen. – Und wie steht es mit dir? Du weisst doch: Geniesse den Krieg, der Friede wird fürchterlich.»

«Bei uns ist alles sehr geheim», sagte Eva ausweichend.

«Dann erzähl von dir. Was habt ihr denn für Männer?»

«Och, recht nette.»

«Soldaten?»

«Auch. Aber meistens Zivilisten.»

Anneliese drückte ihre Zigarette aus. «Deine Grossmutter erzählte mir etwas von einer Verlobung, als ich das letztemal auf Urlaub war.»

«Ich habe Schluss gemacht.»

«Wegen eines anderen?»

«Nein.»

«Na du, heutzutage macht man nicht so leichtfertig Schluss.» Anneliese holte Fotografien hervor. Swinemünder Sommer, Mariner und Mädchen, herausfordernd gruppiert. Sie lebten dem Tage.

Was soll ich erzählen, fragte sich Eva. Wie könnte ich ihr die Freundschaft mit Jürgen Baer schildern oder meine zwiespältigen Gefühle für Martin Uhlig? Von Hans Tiefenbach ganz zu schweigen. Aber Eva war EVA, und glänzen wollte sie schon ein bisschen. So erzählte sie Nebensächliches. Von der Ausfahrt mit der «Meisje von Amsterdam». Auch das eichenlaubgeschmückte Ritterkreuz vergass sie nicht zu erwähnen.

Zwei schmale Kajüten standen dem Ersten Ingenieur im Wohnschiff «San Salvador» als Logis zur Verfügung. Für sechs Menschen wenig Bewegungsfreiheit. «Tuchföhlung, meine Damen. Sonst geht die Tür nicht zu.»

Er hatte gar nicht so unrecht. Jeder Quadratmeter war ausgenützt. Unter dem Bullauge die ledergepolsterte Eckbank, davor ein festgeschraubter runder Tisch. Das Bett hing in halber Höhe wie in einem Schlafwagen. Es gab kein bewegliches Möbelstück.

«Eine Maikäferschachtel», sagte Marlies. Die Gastfreiheit der Männer wirkte anregend.

Aus dem Wandschrank holte der Ingenieur einen Armvoll Flaschen. Er winkte Eva heran. «Wir werden jetzt einen Manhattan mixen. Oder wollen Sie unser Spezialgetränk San Salvador? Eigene Erfindung.»

Evas Kenntnisse beschränkten sich auf Seehund und Schwedenpunsch, weshalb sie in die Kategorie der Binnenland-Trinker eingereiht wurde. Dafür tanze sie ausgezeichnet, stellte Karl-Heinz Wingensiefen fest. Es war jeweils nur für ein Paar Platz.

Ein weiterer Gast spielte Klampfe; alles, was von ihm verlangt wurde, nach dem Gehör. Er liess sich oft einschenken und rührte sich nicht vom Fleck.

«Er ist frisch verlobt», flüsterte Wingensiefen Eva zu.

Anneliese assistierte nebenan beim Mixen und schaute durch den Rauch ihrer Zigarette herüber. – Sie lacht zu laut, dachte Eva. Das ist unecht. Sie ist wütend auf mich. Wie dumm. Morgen bin ich wieder fort. Und nicht das kleinste Quentchen Wingensiefen geht mit. Ich werde sagen, es ist zu heiss, wenn er mich wieder zum Tanz auffordert.

Leicht schwankend, was vom Schlingern des Schiffskörpers herühren mochte, kam der Gastgeber aus seiner Mix-Kombüse und schüttelte eine bauchige Flasche. «Schotten dicht, alle Mann an Deck!» kommandierte er. «Der Clou des Abends.»

«Mach's nicht so spannend und lass den Flaschengeist raus.» Der Musikant schob sein Glas über den Tisch.

«Ich kredenze Ihnen jetzt die Krone meiner Cocktail-Schöpfungen: den Todesritt von Mars-la-Tour!» Eine dunkelbraune Flüssigkeit ergoss sich in die Gläser.

«Schmeckt wie beim Zahnarzt», stellte Marlies fest.

«Wie frischgeteeter Gartenzaun», behauptete Wingensiefen.

«Spielen Sie: ‚Ich steh auf der Brücke!‘», verlangte Eva von dem Musiker. – Ich hab einen Schwips, dachte sie, und sang in bester Laune zur Klampfe:

«Wir sitzen hier aufgereiht wie auf der Schnur und trinken den Todesritt von Mars-la-Tour. Hollatiri ...»

Die anderen fielen ein und schunkelten auf der sich sanft wiegenden Bank. Eva schüttelte anspruchslose Reime aus dem Ärmel. Wingensiefen legte es darauf an, ihr mit der ersten Zeile das Stichwort zu geben:

«Ich möchte gern reimen und weiss doch nicht wie ...»,

worauf Eva, fast ohne zu überlegen, den Vers weiterführte:

«– der eine kann's eben, der andre lernt's nie.»

Der Gastgeber klatschte sich auf die Schenkel, und Wingsiefen rief: «Wo ist Ihr Glas, ich muss mit Ihnen Brüderschaft trinken.»

Eva fühlte sich leicht. Die ungewohnten hochprozentigen Getränke hatten viele kleine Teufelchen in ihrem Blut mobil gemacht. Sie wehrte Wingsiefen ab, der sie zum Bruderkuss unterhaken wollte, und schob sich, da Bank wie Tisch unverrückbar waren, über die Knie der Sitzenden hinweg. Auf der winzigen Tanzfläche lockerte sie sich.

«Krakowiak?» fragte der Musikant und schlug auf die Saiten.

«Nein, ich will steppen.»

Eva wechselte mit Marlies einen Blick, den niemand sonst verstand. Was im Haus Seestern unangenehm Aufsehen erregt hatte, würde hierher passen. Zuerst waren ihr die Beine schwer, dann aber klappten die Füße fast von allein.

Der Gastgeber hatte sich auf seine Kojе geschwungen. In den Händen die bauchige Flasche mit dem Rest des Todesritts von Mars-la-Tour, besah er sich die Tanzeinlage gewissermassen von den Toppen aus.

Wingsiefen stand in der Verbindungstür, sagte nichts und schaute auf den wirbelnden blauen Faltenrock. Ta-tam, ta-tam – das Klampfenspiel war nur noch rhythmische Begleitung für die klappenden Füße. Als Eva, unmittelbar vor ihm, in die Hände klatschte, hob er seine Rechte. Sie nahm einen Finger als Drehpunkt. Nach einigen Pirouetten endete sie in weitem Ausfallschritt wie ein Fechter. – Ta-tam! Wingsiefen ergriff ihren Arm. Sie taumelte. Ihr war heiss geworden. Schnell lief sie hinaus.

Marlies nutzte die Gelegenheit, um auch Luft zu schöpfen. Eva lehnte an der Reling. Im Hafenbecken standen die Silhouetten kleinerer Kriegsschiffe dunkel vor einem blassen Himmel.

«Ich habe einen tüchtigen Schwips», sagte Eva.

«Ich auch. Wir dürfen nichts mehr trinken, sonst brummt uns morgen der Kopf.»

«Morgen nachmittag muss ich Hürden laufen. Gegen eine Greifswalder Mannschaft. Ich habe es Baer versprochen.»

«Da hätten wir doch heute abend zurückfahren sollen.»

«Jetzt ist es zu spät. Ehe wir in Zinnowitz sind, ist die letzte Werkbahn weg.»

Marlies fröstelte. Im Bauch des Schiffes war es gemütlicher. Als ständiges Quartier eigentlich gar nicht übel, so ein seeuntüchtiger Kahn.

Noch bevor Eva ihr folgen konnte, war der Musiker übers Deck herangekommen. «Na, Mondscheinpromenade gemacht?»

Sie schüttelte den Kopf. «Nix mit der Romantik. Alles ist duster hier draussen.»

«Um so besser.» Er fasste ihren Arm. Die andere Hand tastete sich an ihrer Bluse zur Knopfleiste vor. Da schlug sie zu – und traf gut.

Er lachte ärgerlich. «Hab dich nicht so, kleine Jüdsche!»

Eva umkrallte wie im Krampf das Geländer. Was unter ihr schwankte, konnten nicht nur die Schiffsplanken, was schwarz um sie war, konnte nicht nur das Nachtdunkel sein. So schwankend und so dunkel waren kein Schiff und keine Nacht. Aber ihr Leben war so, und aller Selbstbetrug half nichts.

Sie hatte Annelieses Eifersucht herausgefordert, und Anneliese hatte nur einen Satz gebraucht für ihre Rache. «Wisst ihr denn, um wen ihr herumscharwenzelt? Um eine Judenschickse.» – Anneliese war gemein, gemein, gemein! Sie gehörte zu den Hankes, die Verbotsschilder aufstellten.

Wohl oder übel musste Eva zurück in die Kajüte. Das erste, was sie sah, war Marlies' fragender Blick. Peinliche Stille umgab sie. Der Käptn drehte am Radio. Als ob ein fröhlich plätscherndes Wasser zu Eis erstarrt wäre. Eva sagte so fest, wie sie nur konnte: «Marlies, ich fahre heim.»

Marlies erhob sich zögernd. «Ich komme mit, natürlich.»

Als Wingsiefen Eva in die Jacke half, fragte er fast schüchtern: «Kommen Sie heute Abend überhaupt noch nach Hause?»

«Bestimmt», antwortete sie rauh. «Man hat ja zwei Beine.»

Er geleitete sie übers Fallreep, wortlos, bekümmert.

Marlies wusste, dass mit Eva etwas Ungewöhnliches, Böses geschehen war und dass sie der Freundin zuliebe einen beschwerlichen

Weg durch die Nacht auf sich nehmen musste. Das letzte Stück der Insel war nur mit der werkeigenen Bahn zu erreichen, die zu so später Stunde nicht mehr verkehrte.

Von Zinnowitz aus hatten sie etwa zehn Kilometer Fussweg vor sich. Auf der Landstrasse meinten sie besser vorwärts zu kommen als am Strand. Die Chancen, einem Auto zu begegnen, waren gleich Null am Wochenende.

Marlies trug zu ihrem kombinierten Kostüm, dunkelgrünem Faltenrock und zimtbrauner Jacke, neue braune Sportschuhe. Ein ehemaliger Schüler ihres Vaters hatte sie in Prag besorgt. Diese Kostbarkeit im Zeitalter der Bezugsscheine wurde nun zur Qual.

«Zieh sie aus», schlug Eva vor. «Wir gehen am Strand weiter.»

Weitab vom nächsten Dorf überquerten sie eine Stunde vor Mitternacht barfuss den Waldgürtel. Es ging über Wurzeln und Kiefernzapfen, jeder Schritt schmerzte. Bei den letzten Baumreihen endlich, auf den Ausläufern der Dünen, überlagerte feinkörniger Sand den Waldboden. Als die beiden Mädchen die See vor sich sahen, atmeten sie auf. Das Wasser war wenig bewegt. Kaum hörbar lief die letzte Welle breit am Strande aus. Marlies überliess ihre brennenden Füsse der kühlenden Nässe.

Hier glaubte man, allein auf der Welt zu sein. Dieser helle Streifen, Vorland einer langen Insel, von keinem Leuchtfeuer gestreift, lag jenseits menschlicher Bereiche, zumindest in dieser Nacht, in der Eva Leonhard, zwanzigjährige Tochter eines jüdischen Zahnarztes, begann, der Liebe, die ihr Leben bisher beherrscht hatte, den Hass gegenüberzustellen.

Hinter dem Walde wohnten sie, die Theuerkaufs und Hankes ... Ich muss mich am Rande halten, um ihnen nicht zu begegnen. Dicht am Wasser muss ich gehen, gerade so, dass ich nicht ins Meer falle, aber auch so, dass sie mich nicht verjagen können mit Gesetzen und Verbotsschildern.

Ein Märchen fiel ihr ein, das Märchen von der klugen Bauerntochter. Da sollte das arme Mädchen «nicht nackt und nicht bekleidet, nicht geritten und nicht gegangen» zum König kommen. Sie hatte die Aufgabe gelöst, indem sie sich, in Fischgarn gehüllt, an den

Schwanz eines Esels binden liess. Was war das für ein Aufzug! Aber das Bauernmädchen wurde belohnt, weil sie das unmöglich Scheinende möglich gemacht hatte. – Musste sie, Eva, das nicht auch tun? Sie wollte leben – trotz aller Verbotsschilder, wollte lernen – trotz versteckten und offenen Misstrauens. Auch lieben wollte sie und wiedergeliebt werden – trotz der Theorie von der Minderwertigkeit ihrer Rasse. Aus der Asche ihres Stolzes, der die Giftlohe des Hasses entsprungen war, schlug die Flamme ihrer Sehnsucht nach Liebe und Verständnis so unbändig hoch, dass ihr die Kehle eng wurde. Hinter dem Walde wohnten nicht nur die Hankes und Theuerkaufs, dort wohnte auch Jürgen Baer, ein Hans Tiefenbach, eine Traude Hörselmann – und vor allem Marlies. Eva erzählte, manchmal in herzscheres Stocken geratend, der Freundin von ihrem Vater, von der «Musterung» für den Arbeitsdienst, von der Mädelführerin Anneliese Theuerkauf und deren Brüdern. Sie gingen und gingen. Wie flüssiges Metall – die See, unverändert in Grau und Silber. Vor dem Wald die Kette der Dünen, geduckte Greise mit schütterem Haarwuchs, spitzköpfig, rundköpfig, bleich, mit fahlen Strandgrasbüschelhaaren.

Marlies fragte: «Hat Anneliese Theuerkauf nie etwas zu dir gesagt? So in der Art wie heute?»

«Nein, nie. Dann wäre ich doch gar nicht gefahren.» Eva unterbrach sich. Stimmt es denn, was sie da sagte? Sie erinnerte sich plötzlich eines Erlebnisses ihrer Kinderzeit: «Es war, bevor das mit Vater passierte. Ich verbrachte die Osterferien bei den Grosseltern. Wir steckten meist zu dritt, zusammen: Anneliese, Sigrid Maes – die jetzt in Paris ist – und ich. Entweder bei den Grosseltern auf dem Holzplatz, bei Theuerkaufs auf dem Autohof oder um die Försterei herum. Einmal hatte sich Sigrid beim Klettern so gründlich die Strümpfe zerrissen, dass sie zur Strafe kratzende Wollstrümpfe anziehen musste. Da erzählte ich ihr, ich wüsste einen Trick, um die Dinger loszuwerden. Unser Hausmädchen hatte meine weisswollenen Trachtenstrümpfe aus Versehen in heisse Persillauge gesteckt. Natürlich waren sie verfilzt und zusammengeschrumpft. Anneliese, die Unbeteiligte, erzählte zu Hause davon, und damit es besser wirk-

te, behauptete sie: ‚Eva macht das nun immer so mit kratzigem Wollzeug.‘ Ich wollte von Anneliese wissen, wie ihre Eltern den Schwindel aufgenommen hätten. Sie darauf: ‚Mein Vater sagte: Da seht ihr’s, das ist das Jüdische in ihr.‘ Ich habe dann meinen Vater gefragt, ob wir Juden wären und ob das Schlimme, das manchmal in einem sitzt, gerade das Jüdische sei. Er bekam einen ganz bösen Blick und ging in sein Zimmer. An diesem Tage hat mich meine Mutter im Schwimmverein angemeldet. Dort sollte ich den anderen zeigen, was ich leisten kann. Das ist über zehn Jahre hier. Ich hatte es vergessen, wie man das Unangenehme leicht vergisst – oder vergessen möchte.› Ihr fiel ein, was Jürgen Baer über die Vergesslichkeit gesagt hatte: Es sei eine der grössten Schwächen der Menschen. Dadurch lernen sie nicht aus früheren Fehlern, und die Geschichte mache bei jedem Schritt vorwärts einen halben zurück.

Am gleichen Abend nutzte Dr. Klemt das klare Wetter, um vom Balkon seines Hauses aus die Sterne zu beobachten. Er hatte sich in Mannshöhe ein Holzgestell so anbringen lassen, dass er sein Zeiss-Fernrohr auch in die vierte Eichung drehen konnte. Am Okular stand Hans Tiefenbach. Klemt hatte ihn auf seine Privatsternwarte gelockt mit der Bemerkung: «Wer das Kleinste kennt, muss auch das Grösste studieren.» Tiefenbach gab ihm recht. Das Studium des Mikrokosmos, der Welt der Atome und Elementarteilchen, dieser Sonnensysteme im Kleinen, gab ständig Anlass zu Vergleichen mit den Vorgängen im Makrokosmos. «Die Physik hat sich längst mit der Astronomie verheiratet.»

«Umgekehrt», behauptete Klemt. «Die Astronomie ist die ältere Wissenschaft, die älteste überhaupt.» Er hatte sich mit der Dichte der Fixsterne beschäftigt. «Andere sehen weisse Mäuse, und ich suche weisse Zwerge.»

Als sie den Mond im Okular hatten, meinte Tiefenbach: «Es ist doch merkwürdig, was wissen wir nicht alles vom ganz Grossen und vom ganz Kleinen, aber die Zusammenhänge unserer Welt, in der wir leben, erkennen wir nicht. Ob es Krieg oder Frieden gibt, wie lange Krisen oder Konjunkturen anhalten, können wir nicht ergründen.»

Klemt hob die Schultern. «Überall, wo der Mensch seine Hand im Spiel hat, ist es aus mit einer gesetzmässigen Entwicklung. Darum versagt jede Berechnung in unserem eigenen Alltag.»

Tiefenbach hatte den kühlen Erdtrabanten gross im Blickfeld und betrachtete seine narbige Oberfläche. «Das bedeutet also, wenn wir erst auf dem Mond sind, wird auch die Eigengesetzlichkeit dieses einsamen Gesellen durchbrechen.»

«Nehmen wir an», sagte Klemt, «der Mond sei von Bewohnern eines anderen Planeten aus gut zu beobachten Nun landen unsere Astronauten da oben, an der Spitze unser ‚Doktor‘, und schaffen Voraussetzungen für Atombombenversuche in grossem Massstab – vielleicht unter der Leitung eines Herrn Tiefenbach.»

«Davor bewahre mich ein gütiges Schicksal.»

«Immerhin», sagte Klemt, «es liegt im Bereich der Möglichkeiten. Solche Versuche würden die Mondlandschaft wahrscheinlich verändern. Für die Beobachter des anderen Planeten dürfte die Mutation der Mondmaterie schwer deutbar sein.»

Tiefenbach gab das Okular frei. Er sprach langsam, in seiner grüblerisch schleppenden Art: «Wenn die Eroberung unseres Trabanten so vonstatten ginge, wie Sie eben entwickelt haben, dann wäre die Spezies Mensch nichts anderes als der kosmische Wolf. Stellen wir uns den Weltraum doch einmal bevölkert vor. Für diese uns noch unbekanntem Lebewesen sind wir – Sie, ich, der Doktor oder wer auch immer in den Raum vorstösst – ‚die Menschheit‘ schlechthin. Und ich muss sagen, die Vox humanitas wäre ein schriller Misston im kosmischen Orchester, wenn wir sie unter Atombombenfeuer in den Raum senden würden.»

«Lieber Wolf als Lamm! Auch die Raumeroberung ist eine Machtfrage. Keine Regierung würde einen Pfennig dafür opfern, wenn es nicht so wäre. Die Raumforschung gilt als schlechtes Geschäft. Man muss sie den Machthabern schmackhaft machen.»

«Indem man ihr ein militärisches Mäntelchen umhängt?» «Die Oberste Heeresleitung wirft uns ja bereits vor, dass das Entwick-

lungsprogramm des A 4 nur ein Aushängeschild sei, hinter dem wir ungestört unsere Raumforschung betreiben.»

«Also Misstrauen von oben. Finden Sie das berechtigt?»

«Nein. Wir wissen hier alle, was auf dem Spiel steht. Der Krieg ist schon lange kein KdF-Feldzug mehr. Leider lässt sich der Doktor manchmal hinreißen, seine Lieblingsidee an falscher Stelle und recht unbekümmert auszubreiten.»

«Wenn ihm dieses Unbekümmerte fehlte, hätte er wohl meh nicht den Elan für ein so kühnes Projekt. Der erste Schritt in den Welt-raum!»

Klemt lehnte an der Balkonbrüstung, sagte ironisch: «Sie denken auch lieber an Raumschiffe als an Waffen. So kann nan schnell in den Geruch kommen, die Forschung um ihrer selbst willen zu be-treiben.»

Tiefenbach trat neben seinen Gastgeber. «Seien Sie ehrlich, Klemt, im Grunde ist es doch auch so. Als Wissenschaftler hat man seinen Beruf aus Motiven gewählt, die mit Zerstörung nicht das Ge-ringste zu tun haben.»

Sorgfältig knetete Klemt seine schlecht ziehende Zigarre. «Aus wissenschaftlicher Neugier wird geforscht, sagen wir mal, grob ge-sprochen. Mag sein. Aber darüber hinaus steckt in uns allen eine Art Machthunger. Daraus erklärt sich für mich der Trieb des Forschers. Der Drang, die Materie zu erkennen, um sie zu beherrschen. Den Kampf der Mächtigen um die Macht zu beschleunigen, dazu sind wir Physiker wohl imstande, mein lieber Tiefenbach.»

«Macht! Macht! Das halte ich für eine höchst gefährliche Voka-bel.»

Klemt spottete: «Man kann ein Ding nicht aus der Welt schaffen, indem man Begriffe ignoriert. Wir marschieren doch munter mit auf diesem Wege. Die Sudetenkrise, der Anschluss Österreichs – lauter Machtproben. Jetzt noch die Kolonien. England muss vor uns in die Knie gehen. Ich war zweimal drüben. Die Überheblichkeit der Eng-länder ist bodenlos. Hitlers Kompromiss haben sie 1940 abgelehnt. Aber sie werden uns ihren Platz einräumen müssen auf der Rangliste Europas, und dazu können wir das Unsrige tun. Das A 4 wird den Sprung über den Kanal machen.»

«Möglich. Aber beeilen müssen wir uns. Im Volksmund heisst Göring längst Meier. Berlin sieht schlimm aus.»

«Ich weiss. Doch das Ziel lohnt den Einsatz.»

«Was erwarten Sie denn als Ziel?»

«Wir werden uns ausdehnen können. Noch sind wir ein weisser Zwerg. Die europäische Landkarte ist revisionsbedürftig. Wir werden viel mehr Truppen nach dem Oster werfen können, wenn das A 4 die Westfront in Schach hält Man wird uns Deutsche wieder ernst nehmen in der Welt.)

«Man wird uns fürchten.»

Klemt spöttelte: «Sie möchten geliebt werden. Da müssen Sie Wanderprediger werden. Oder – ein Lämmchen heiraten.»

«Für mich – keine Alternativen», gab Tiefenbach zurück.

«Sie haben recht. Vor allem: Heiraten Sie nicht im Krieg.»

Tiefenbach half beim Zusammenlegen des Geräts. «Ich habe vorläufig auch nicht die Absicht.»

Als sie die kostbaren Teile in das angrenzende dunkle Zimmer trugen, hörten sie von unten Klavierspiel.

«Meine Frau hat Besuch», sagte Klemt. «Sie kennt Baers Stiefmutter, eine ehemalige Opernsängerin, von der Kur in Bad Pyrmont. Nun ist er interessant für sie. Musik ist eben eine Himmelsmacht.»

Jürgen Baer spielte Bach. – Das klingt wie Mathematik in Tönen, hatte Eva Leonhard neulich gesagt. Die Bemerkung gefiel ihm. Der Bachsche Kontrapunkt war exakt und klar wie die Strukturen der Mathematik. Bei Bach konnte man nichts verwischen, nichts verkleistern. Heute hatte er eine ZuhörerIn mit gänzlich anderen Gedanken. Rosemarie Klemt fragte, als er geendet hatte: «Glauben Sie an ein musikalisches Zeitalter?»

Er ruckte auf dem Drehstuhl herum, in der Meinung, sie scherze. Aber sie sah ihn ernst an und fügte hinzu: «Alfred Rosenberg sieht darin die einzige Möglichkeit, das materialistische Zeitalter zu überwinden.»

Baer strich über das glänzende Holz des Klaviers. «Nach dem Krieg wird jeder froh sein, der noch so ein Instrument besitzt», sagte er bitter. «Aber ihnen wird nicht nach Musik zumute sein, sie werden

Fragen stellen. Hoffentlich auch die: wer Schuld hat, dass alles Schöne aus ihrem Leben verschwunden ist.» Jetzt habe ich mich hinreissen lassen, dachte er. Jetzt hat sie mich in der Hand. Von seiner Stiefmutter und ihrer Theaterkarriere war zuvor die Rede. Auch dass die Baronin Krupp von Bohlen-Halbach zur gleichen Zeit in Pyrmont gekurt habe. Nach solcherart Renommiererei musste einem ja der Kragen platzen ...

Rosemarie Klemt indessen schluckte seine aufrührerische Entgegnung. Sie stellte nur fest, dass er unruhig wurde. Mit Genugtuung beobachtete sie, wie er, mit den iHänden die Taschen ausbeutend, im Zimmer auf und ab ging. Ein Bild der Kraft. Über der breiten Stirn setzte das dunkle Haar in gerader Linie an, kräftige Parallele zur Doppelgeraden der Augenbrauen. Die Gedanken hinter dieser Stirn hatten mit jedem Mythos gebrochen. Der Leitspruch, den Rosemarie sich von Mussolini ausgeliehen hatte, «Glauben, gehorchen, kämpfen», passte nicht auf ihn. Hier war einer, der die Musik liebte, ohne sich von ihr verzaubern zu lassen. Er würde «erkennen» an die Stelle von «glauben» setzen, das war das mindeste. Und wenn sie ihn davon überzeugen wollte, dass es der Glaube sei, der Berge versetze, so würde er ihr zu beweisen versuchen, dass es nur die Vernunft vermochte. Sie wollte es heute nicht auf eine Probe ankommen lassen. Er gefiel ihr zu gut. Nur andeutungsweise wies sie ihn wegen seiner ketzerischen Worte zurecht: «Wir alle werden reich sein, wenn wir den Krieg gewonnen haben.»

«Wir», betonte er, «wir gewinnen ihn ja gar nicht. Allenfalls die, die draussen im Schlamm liegen.»

«Sie meinen also, die Massen machen Geschichte. Und die Generale? Und die Führer?»

«Was ist ein Armeeführer ohne seine Divisionen.»

«Aber die Divisionen sind wie steuerlose Schiffe ohne ihre Generale.»

«Die Not einer Situation schafft neue Führer. Der einzelne ist ersetzbar, die Masse nicht.»

«Sie reden wie ein Bolschewik. Möchten Sie vielleicht in der Masse untergehen? Sie – mit Ihren Fähigkeiten?»

Mitten auf dem Teppich placierte er seine grossen Füsse passge-

recht in die türkischen Arabesken. Tausende von Wollfäden ergeben vielfach verschlungene Kanten und Blumenmotive. Jetzt müsste man den Mund halten. Aber wie kann man das! Er schlug einen leichteren Ton an: «Warum setzen Sie nicht statt ‚Masse‘ die (Volksgemeinschaft)? Ich will es Ihnen sagen: Weil Sie damit verraten würden, was Ihnen die Volksgemeinschaft wert ist.»

«Na schön, sprechen wir offen miteinander. Sie sind kein politischer Abc-Schütze. Ich halte es mit Nietzsche, der sagt, man soll die Masse mit Hilfe von Religion und Mythen in Unwissenheit lassen, um so leichter ist sie zu beherrschen.»

Baer lachte hart auf. «Grossartig! Nun brauchen Sie mir nur noch das Geheimmittel zu verraten, mit dem man den widerspenstigen Teil der Masse dazu bringt, sich beherrschen zu lassen.»

Rosemarie zögerte, dann kam es gewollt lässig: «Das ist nicht so schwer: dem Bürger sonntags sein Huhn in den Topf, dem Arbeiter Arbeit –»

«Ganz gleich, zu welchem Zweck?»

«Ja. Seit Hitler in der schwersten Krisenzeit als starker Mann aufgetreten ist, haben die Sozialdemokraten abgewirtschaftet. Die Opposition ist tot. Auch wenn sie nicht verboten wäre.»

Baer biss sich auf die Lippen. Jetzt nur keinen Fehler machen. «Und wie ist es mit der Jugend?»

Sie lächelte triumphierend. «Für die Jungen ist der Krieg das grosse Abenteuer. Schon das Geheimnis um Spanien war voller Romantik.» Nun zitierte sie doch noch ihren Mussolini: «Glauben, gehorchen, kämpfen. Dazu Fahnen, Lieder, Lagerfeuer. Der kleinste Pimpf sieht sich als Held von morgen. Und dann das Reservoir unserer Geschichte. Unerschöpflich – von den Goten bis zu den Preussen. Alles Kriegsgeschichte. Ich verdanke meine letzte Beförderung einem Vortrag zum Thema ‚Das Reich‘. Alexander der Grosse – Karl V. – Bismarck! Mindestens zwanzigmal habe ich ihn auf der Führerinnenburg gehalten. Und wissen Sie, warum ich so erfolgreich damit war? Ich habe die Mädels nicht vom Verstand her angesprochen, sondern vom Gefühl. Um Alexander den Grossen haben sie beinahe geheult. Der Gebietsführer sagte damals zu mir: Bei dir

lernt man völkisch denken. Das A und O unserer Weltanschauung.»

Baer stand an das Klavier gelehnt und stellte sich die Frau, die im plissierten Seidenkleid inmitten ihrer Stilmöbel sass, im Tuchkostüm der höheren BdM-Führerin vor. Schöne Frauen mit Geist gab es nach seiner Erfahrung nicht häufig. Hier hatte eine Frau ihre Verstandeschärfe dem Antigeist verschrieben. Heiser vor Empörung sagte er: «Ich würde das A und O Ihrer Weltanschauung anders formulieren. Ich habe auch Nietzsche gelesen. Ihr heimlicher Prophet sagt nämlich: ‚Die Lüge ist gut, wenn sie dient, jenen Wärmegrad zu erreichen – bis man glaubt.›»

Rosemarie liess sich nicht mehr verblüffen. «Nietzsche ist nicht Hitlers Prophet.»

«Offiziell nicht. Weil es jene seiner Anhänger verschnupfen würde, die sich nicht zu den Übermenschlichen rechnen dürfen. Und solange Krieg ist, wird das Märchen von der Volksgemeinschaft gebraucht. Was hält denn die Baronin Krupp davon?»

«Sie nennt sich unpolitisch, sie hat gleich nach der Machtergreifung ihren Haushalt – und der ist nicht klein – arisiert. Für Göring hat sie ein Faible, weil er der Villa Hügel zu einigen italienischen Gemälden verholpen hat. Im Übrigen tut sie so, als hätten Leute wie sie den Führer nicht nötig.»

«Er war für sie ein Gottesgeschenk.»

«Das glaube ich auch. Ich freue mich, dass wir uns wenigstens in diesem Punkte einig sind.» Vom Nebenzimmer klang Klemms Stimme herüber. «Die Sterngucker kommen», sagte sie.

Tiefenbach blieb in der Schiebetür stehen und fixierte Baer, der im gelben Lichtkreis der Stehlampe besonders lang und drahtig wirkte. «Baer, Sie sehen aus wie – warten Sie, es wird mir gleich einfallen.»

Baer machte mit seinen langen Armen eine unsichere Bewegung.

«Jetzt hab ich's!» Tiefenbachs Gedächtnis funktionierte. «Wie einem Holzschnitt von Masereel entstieg.» Er wandte sich an Klemm:

«Kennen Sie die Bilderzählungen von Frans Masereel? Es kehrt fast immer derselbe Mann wieder, für ihn wohl der Mensch schlechthin.»

Rosemarie verbarg mühsam ihre Enttäuschung, nicht mitreden zu können. «Es ist wohl kein deutscher Maler?»

«Flame ist er. In der Münchner Kunstausstellung finden Sie ihn nicht», warf Baer ein, mit deutlichem Triumph.

Klemt lachte verstohlen in sich hinein. Mit diesem Baeren hatte Rosemarie wohl kein Glück. Der Bursche sollte sich nur nicht den Mund verbrennen. Es wäre schade. «Worauf trinken wir?» Die gefüllten Gläser standen bereit.

«Auf den Endsieg», sagte Rosemarie pathetisch.

Klemt spürte den Vorbehalt der beiden Gäste. «Ich wüsste etwas Näherliegendes. Der nächste Start von A4 – im Oktober.» Er trank sein Glas in einem Zuge aus.

Als Hans Tiefenbach und Jürgen Baer gegen ein Uhr nachts den Dünenweg entlanggingen, erblickten sie zwei Schattengestalten. Barfuss, die Schuhe in den Händen. Tiefenbach blieb stehen, verdeckt von einem Strauch.

Baer dagegen postierte sich mitten auf dem Weg, um die späten Strandgänger nicht zu erschrecken. «Nanu?!» Er legte in das kleine Wort des Staunens den leisen Vorwurf eines älteren Bruders gegenüber der jüngeren Schwester.

Eva, eben noch zum Umsinken müde, lief auf ihn zu und fiel ihm um den Hals. Ihre leichten Schuhe schlugen gegen seine Schulterblätter.

Gerührt von ihrer impulsiven Geste, umfing er sie. Kürzlich erst, am Strand, war sie seiner Berührung ausgewichen. Sie musste weit gewandert sein. In doppeltem Sinne.

Als sie sich von ihm löste, stand Tiefenbach neben Marlies. Eva erschrak wie vor einer Erscheinung, und wie ein verschrecktes Kind handelte sie auch. Sie nahm sich nicht einmal Zeit, in ihre Schuhe zu schlüpfen. Barfuss lief sie über den Kies, ohne sich noch einmal umzuschauen.

Keiner der Zurückbleibenden ahnte, dass sie in der letzten Woche täglich auf ein Wort, einen Telefonanruf von Hans Tiefenbach gehofft hatte. Auf Swinemünde hätte sie gern verzichtet. Nun aber, gedemütigt, verwandelt in ein Hasswesen, fühlte sie sich der Begegnung nicht gewachsen.

«Was ist mit ihr?» fragte Jürgen Baer.

Marlies sagte gedämpft: «Eine ehemalige Freundin hat ihr etwas Böses angetan. Sie ist ganz durcheinander.»

«Hat ihr Vater etwas damit zu tun?»

Marlies bejahte. «Ich muss hinauf zu ihr. Gute Nacht.»

Die beiden Männer setzten langsam ihren Weg fort. Baer sagte grollend: «Das ist eines der Opfer von Frau Klemts Mythentherapie. Rasse als oberster Charakterwert. Ein barbarischer Fetisch.»

Tiefenbach konnte sich keinen rechten Reim darauf machen. Sie war vor ihm geflohen. Wie hing das mit der Beleidigung zusammen, die sie offenbar erfahren hatte? Er fand den Schlüssel nicht. Dieses Mädchen begegnete ihm in Situationen, die ihresgleichen nicht hatten. Da war sein erster Besuch im Boddenhaus, dann die Fahrt auf der Jacht, der Tag auf der Oie und nun, schattenhaft, am nächtlichen Strand. Mit der Unauslöschlichkeit der überraschenden Situationen bekam ihre Gestalt für ihn fast etwas Magisches. Er wollte Baer sagen, dass sie ihm leid tue, aber dann unterliess er es. Mitleid war ein Wort, das so gar nicht zu ihr passte. «Das Mädchen ist ungewöhnlich.» Das war zwar keine Erwiderung auf Baers Worte, aber er wurde verstanden.

7

Posen

Eva fuhr ostwärts, in ein Gebiet hinein, das noch vor drei Jahren durch einen Schlagbaum von Deutschland getrennt war. Auf der politischen Karte in ihrem Schulatlas hatte es zu dem weinroten Gebiet gehört, auf dem «Polen» stand und das sich einprägsam von dem blaugetönten «Deutschen Reich» abhob. Jetzt nannte man diesen Teil «Reichswarthegau». Über die Flüsse, die sie überquerte, waren in den letzten Jahren Tausende Soldaten transportiert worden, gesunde und verwundete, hoffende und verzagte. Auch Hartmut Wedelstedt. Sie dachte selten an ihn. Jetzt, da sie sich Posen näherte und auf das Wiedersehen mit der Mutter, dem Stiefvater und der Stief-

schwester Steffi vorbereitete, besetzte Hartmut ihre Gedanken stärker. Sie würde Gustl Schwendtmayr Rede und Antwort stehen müssen.

Der Zug war voller Zivilisten. Schwendtmayr hatte einmal davon gesprochen, dass die ehemalige Provinz Posen germanisiert werden müsse. Diese Leute waren offenbar dafür ausersehen.

Am Ende des Wagens hockten Männer von der «Organisation Todt» auf Rucksäcken. Einer pfiiff: «Nach Ostland geht unser Ritt.» In Langenbrück hatten es die Pimpfe gegrölt. Rotznäsige Ostlandreiter, nannte sie der Grossvater. Jetzt waren sie drin.

Am Bahnhof in Posen stand Steffi. Ein bisschen verlegen, wie immer, wenn sie Eva längere Zeit nicht gesehen hatte. Es war regnerisch. «Wir nehmen einen Fiaker», schlug Steffi vor. Sie bestiegen eine der offenen Pferdedroschken. Auf dem Kutschbock ein bärtiger Graukopf.

Eva war nur einmal für wenige Tage in Posen gewesen. Sie erinnerte sich an eine kahle Wohnung. Inzwischen waren die Eltern umgezogen.

«Wir haben es jetzt schön», sagte Steffi. Als sie am Theater vorbeifuhren, berichtete sie, dass sie sich jedes Stück ansehe, zusammen mit Rolf Küppers. Der sei auf einem Offizierslehrgang in Posen.

Eva wusste jetzt, woher Steffis ruhige Heiterkeit kam. Bei ihr ging alles glatt. Der Arbeitsdienst, für Eva eine Lebensnotwendigkeit, fiel für Steffi weg. Ost-Einsatz im Warthegau hiess das, was Schwendtmayr seiner Tochter verschafft hatte. Steffi wies auf ein stattliches Gebäude. «Landesarbeitsamt, meine Dienststelle.»

«Was machst du da?»

«Ich bin beim Treuhänder der Arbeit. Wir vermitteln Arbeitskräfte ins Reich.»

«Sind denn hier so viele Menschen übrig?»

«Du bist gut. Ich meine doch Polen.» Steffi machte Eva auf das Schloss aufmerksam. Die Fassade war noch immer eingerüstet, wie vor einem Jahr. «Es wird umgebaut. Der Führer will regelmässig ein paar Wochen in seiner Ost-Residenz verbringen. Zur Siegesfeier soll sie fertig sein. Gustl sagt, die Welt muss sehen, dass uns der Krieg

überhaupt nicht geschwächt hat. Friedrich der Grosse hat es auch so gemacht. Sieben Jahre Krieg und dann ein riesiges Palais in Potsdam.»

Die Schwerdfegerstrasse lag in einer ruhigen Gegend. Vor einem ockerhellen Haus mit gepflegtem Vorgarten liess Steffi halten. Der Kutscher verzog keine Miene, als er den Fuhrlohn einsteckte.

In der Haustür stand eine Frau, einen Schäferhund neben sich. Eva eilte auf sie zu, bereit, sie zu umarmen. «Komm erst herein», sagte die Mutter.

Die Fünfstübchenwohnung war luxuriös eingerichtet. «Woher habt ihr nur die vielen Teppiche?» fragte Eva.

«Die konnte man in der ersten Zeit hier günstig kaufen», sagte Gustl Schwendtmayr. Er war eben vom Dienst gekommen, hatte die braune Amtsleiterjacke mit einer Tiroler Trachtenjoppe vertauscht und verfolgte jeden Schritt der Stieftochter.

Die Goldbuchstaben im Deckel des Klaviers verrieten eine polnische Herstellerfirma. In einer Empire-Glasvitrine hauchdünne Mokkatassen mit Gold und Schnörkeln; eine zierliche bunte Madonna; Blumenväsen auf dünnen Beinen. An den Wänden Kupferstiche vom alten Posen. Die polnische Beschriftung war durch Passepartouts nur unzureichend abgedeckt. Eva hatte das unbehagliche Gefühl, als hätte das alles, auch die Polstermöbel und der geschnitzte Tisch, schon immer zwischen diesen Wänden gestanden. «Habt ihr das mit der Wohnung übernommen?»

Swendtmayr beugte sich zum Schäferhund hinab, der neben ihm auf einer grünen Smyrnabrücke lag. «Da ist uns eine ganz Neugierige auf den Pelz gerückt, Cäsar. Der müssen wir das Fragen abgewöhnen.» Knurrend erhob sich der Hund. Aber Schwendtmayr war durchaus freundlich gestimmt. Das Mädchen gefiel ihm wieder einmal ungemein. Ernster war sie geworden, wacher, bewusster. Sie musste auf der Insel einiges erlebt haben. Wenn man zwanzig war und so aussah, fand man Zugang zu allen Kreisen. Ulrich Hover hatte geschickt manövriert. Nach dem Krieg würde ihre Herkunft durch das, was sie für den Sieg des Vaterlandes getan hatte, vergeben und vergessen sein. – Schwendtmayr betrachtete ihr Halbprofil.

Sie stand mit der Mutter vor einem Bild der schwarzen Madonna von Czenstochau. Wenn man es weiss, sieht man es natürlich, dachte er. Wobei das schwarze Haar Erbe ihrer Langenbrücker Grossmutter sein soll, denn der Leonhard war dunkelblond, kurioserweise. Die leicht bräunliche Haut, die auch Lucie, seine Frau, hatte, stammte ebenfalls von der mütterlichen Linie. Typisch Semitisches lag in der Augenpartie.

Er zündete sich eine neue Zigarre an und beobachtete die Frauen im Ausschnitt der offenen Flügeltür wie eine reizvolle Pantomime. Lucie und Steffi hatten auf dem Esszimmertisch ihre Schätze ausgebreitet: Mantel- und Kostümfutter, Futterseide, Steifleinen, leuchtendrote Krawattenseide, gestreiften Sommerstoff. Er konnte nicht hören, was die drei Frauen miteinander sprachen. Er sah nur, wie Steffi den Sommerstoff am Körper drapierte und Eva ihn befühlte.

Zufällig war man bei der Räumung eines Hauses auf das Stofflager gestossen. Da hatte ein polnischer Textiljude den Deutschen ein Schnippchen schlagen wollen. Der Jude war schlau, der Deutsche gründlich, und der Nationalsozialist der Vollstrecker. An dem Juden war jetzt nichts mehr zu vollstrecken, wohl aber an seiner Ware. Die Polen hatten Sinn für Qualität. Die Stoffe waren ebenso erstklassig wie die Handwerkskünste ihrer Schneider.

Schwendtmayr schloss eine Seitentür des schweren Bücherschranks auf. Sein privates Vorratslager: Zigarren, Kognak, Büchsen mit Fleisch und Spargel. Über Toilettenseife wölbte sich ein Ballen Wollstoff. Er liebte es, ab und zu vor den Seinen den Grosszügigen zu spielen. Heute wollte er vor Eva seine Hand öffnen. Das Mädchen, das ihn im Turndress mit ihren kleinen festen Jungmädchenbrüsten so begeistert hatte, sollte ein Kostüm bekommen, das ihre Formen dezent unterstrich. Sie war im Arbeitsdienst aus ihren Sachen herausgewachsen und trug Kleider der Mutter auf nach der Devise: Aus zwei mach eins.

Nicht jeder hat drei schöne Frauen anzuziehen. Er suchte noch Futter und Steifleinen hervor und schritt, die Stoffe über dem Arm, beinahe feierlich über die Schwelle des Esszimmers.

«Du stehst da wie der Weihnachtsmann», sagte Steffi respektlos.
«Hast du was, so lass dich nieder.»

Schwendtmayr ignorierte die Keckheit der Jüngsten. Er sah auf Eva, die über die Krawattenseide strich. «Nein», sagte er, «eine weiße Bluse sieht feiner aus zum dunklen Nadelstreifen.» Lässig warf er den Stoff auf den Tisch.

«Ist der für mich?»

Schwendtmayr kannte Evas Art, sich zu freuen. Sie war weniger überschwenglich als Steffi. «Ich wollte dir den Stoff eigentlich erst später geben, aber jetzt hast du eine günstige Gelegenheit, das Kostüm machen zu lassen.»

«Du bist lieb, Gustl», sagte sie.

Sie ist nicht mehr so prüde wie früher, dachte er. Die Flüchtigkeit ihrer Dankesgeste – ein Kuss auf die Wange – entging ihm. «Such dir einen Schnitt aus, der nicht so schnell unmodern wird. Du sollst das Kostüm tragen, wenn du mit Wedelstedt zum Standesamt gehst.»

Der Stoff wäre Eva aus der Hand gefallen, wenn Steffi ihn nicht gehalten und gerafft hätte.

«Dreh dich», kommandierte die Jüngere, ihr Gesicht dicht vor Evas. Lass ihn doch reden, sagte ihr Blick. Dann, ohne verräterische Hast: «Für ein klassisches Schneiderkostüm ist Woike genau der Richtige.»

Eva glitt erleichtert auf der Bahn des unverfänglichen Themas weiter. «Ich habe doch nur acht Tage Urlaub. Macht denn das ein Schneider so schnell?»

«Wenn es drauf ankommt, in drei Tagen», sagte Schwendtmayr.

«In Zinnowitz muss man drei bis vier Monate warten.»

Evas Mutter lächelte über die Naivität der Zwanzigjährigen. «Hier haben wir polnische Schneider. Von denen können unsere Handwerker noch etwas lernen. Und billig –!»

«Na, na, Lucie, keine Propagandareden für die Polen. Zuschneiden können sie», gab Schwendtmayr zu. «Also – in wieviel Tagen befehlen gnädiges Fräulein das Kostüm?»

Das Wetter war besser geworden, aber immer noch nicht gut genug, dass Lucie Schwendtmayr Lust gehabt hätte, ihre Tochter auf einem Rundgang durch die Stadt zu begleiten, und da Steffi im Dienst war, ging Eva allein.

Posen war eine merkwürdige Stadt. Merkwürdig nicht von ihrer baulichen Anlage her, sondern hinsichtlich der Menschen, die hier wohnten. Laut und protzend traten die offiziellen Vertreter des Deutschen Reiches auf, die Posen, «das Schaufenster des Ostens», zu verwalten und auszustatten hatten. Ihre augenfälligsten Erfolge waren der Umbau des Schlosses und der Bau des grossen Ostland-Hotels.

In ihre besondere Obhut nahmen die Partei- und Verwaltungsstellen alle jene Baltendeutschen, die sich vor der «Roten Gefahr» westwärts abgesetzt hatten. Deren eingefleischter Hass gegen das revolutionäre Russland half den Antibolschewismus schüren.

Die Sonderstellung des Ostens war der grosse Köder für Tausende von Familien geworden. Ein mittlerer kommunaler Angestellter, der nach einem Jahr Posen-Aufenthalt nicht Abteilungsleiter war und nach einem weiteren Jahr nicht «Regierungsrat» titulierte, hatte die Zeichen der Zeit nicht verstanden. Zum Lebensstil gehörte der Morgenritt, bis der Dienstwagen vorfuhr. Im Herbst hatte man seine Jagd in der walddreichen Posener Umgebung. Das Theater stand den Bühnen der Reichshauptstadt an Qualität kaum nach. Der Warthegau mit dem Herzstück Posen war eine riesige Etappe, das Reservoir der uk-Gestellten. Wer einmal dazu gehörte, tat gut daran, zur Schaustellung von des Reiches Macht und Herrlichkeit das Seine beizutragen. Dem Drang nach Osten war Genüge getan. Auf diesem Vorposten gab es noch Komfort.

Die Polen erschienen Eva wie ein Menschenschlag, der um einen Kopf kleiner war als ihre Landsleute. Von den stramm einherstolzierenden Offiziersanwärtern aller Waffengattungen, SS-Leuten, schmucken Blitzmädchen und flanierenden Arbeitsmädchen hoben sich die älteren Frauen und Männer, die mit abgeschabten Einkaufstaschen an den Geschäften geduldig Schlange standen, erheblich ab. Jüngere Polen sah man am Tage kaum auf den Strassen.

Schneider Woike war ein hagerer Mann um die Fünfzig. Wortlos stimmte er dem kurzfristigen Liefertermin zu. Sein Blick hinter der dürftigen Drahtbrille bekam etwas Stechendes, als er den Stoff prüfte.

Er weiss, woher der stammt, dachte Eva erschrocken. Sie fühlte

Schamröte aufsteigen und wandte sich ab. Aber sie brauchte das Kostüm. Ihre einreihige Gabardinejacke spannte über der Brust. Ein Kostümfeststoff verschlang die ganze Punktkarte, und nichts blieb für Strümpfe und Wäsche. Jeder griff zu, dem so etwas geboten wurde. Gustl hatte wohl seine Quellen, wo er niemandem direkt schadete. Sie musste ihm einfach vertrauen. Ihretwegen hatte er manches aufs Spiel gesetzt. Er nannte die Rassenfrage ein noch ungelöstes Problem. Die Kommunisten waren für ihn Staatsfeind Nummer eins.

Eva fand, als sie von ihrem Rundgang zurückkehrte, nur das polnische Hausmädchen Gilda vor. Graugelbes Wurzelgemüse lag in einer Schüssel. «Was ist das?»

«Pastinaken.»

«Ist das polnisch?»

«Nein.»

«Kann ich etwas zu trinken haben?»

Gilda holte eine Flasche und ein Wasserglas. Eva roch den Alkohol. «Für was halten Sie mich denn?»

«Sie haben gesagt, Sie wollen trinken. Sie hätten sagen müssen, ich habe Durst.»

«Solche feinen Unterschiede kennen Sie im Deutschen?» «Fast alle Polen in Poznan können deutsch sprechen.» «Wie nennen Sie Posen?»

«Poznan.»

«Haben Sie ein deutsch-polnisches Wörterbuch zu Hause?» fragte Eva. «Ich interessiere mich für Sprachen.»

Gilda wurde etwas zugänglicher. «Zu Hause sind keine Bücher mehr. Nur noch mein polnisch-französisches Lexikon.»

«Sie sprechen auch französisch?»

«Ich studierte Romanistik, als –»

Eva erriet, was Gilda nicht aussprechen wollte. «Sie sind mit dem Studium nicht fertig geworden.»

Gilda nickte flüchtig. Ablenkend sagte sie: «Ihr Vater wird Ihnen ein polnisches Wörterbuch geben.» Im Herrenzimmer tippte sie auf die Glasscheibe des Bücherschranks. Zwischen einem Jagdkalender und einem Informationsbuch über Sumpf- und Wasservogel stand ein Taschenwörterbuch.

«Ich muss gleich etwas nachschlagen», sagte Eva. «Was heisst ‚Przekłte szkopy‘?»

Gildas Gesicht verschloss sich. «Warum gerade das?»

«Weil ich es heute auf der Strasse gehört habe.»

Das Läuten der Türglocke erleichterte es Gilda, der Antwort auszuweichen. Sie hastete aus dem Zimmer.

«Steffis Trommelbuben», nannte Eva in Gedanken Rolf Küppers. Als sie ihm gegenüberstand, im Foyer des Theaters, freute sie sich, wie damals in Berlin, an seinem schönen offenen Gesicht. Sie sahen zu dritt «Don Carlos» und schlenderten dann die Schlossfreiheit entlang.

«Sire, geben Sie Gedankenfreiheit», zitierte Rolf pathetisch den Marquis Posa, und gleich darauf im respektlosen Ton eines Lausejungen: «Hat er schön gesagt, der Schiller, wie?»

Eva musste daran denken, dass die Polin Gilda, der deutschen Sprache mächtig, sicherlich auch den «Don Carlos» kannte. In dem Theater, wo er gespielt wurde, hing ein Schild: Polen ist der Zutritt verboten.

«Was sagst du denn zu unserer Ost-Metropole?» Rolf drückte ermunternd Evas Arm.

«Die Stadt ist schön.»

«Ein wahres Wort, wenn auch nicht neu. Etwas Schönes schaffen bekanntlich nur Deutsche, ergo ist diese Stadt so deutsch wie Berlin oder München, ergo haben slawische Untermenschen hier nichts zu suchen, ergo sind wir hier die rechtmässigen Herren.»

Steffi schüttelte den Kopf. «Wozu das, Rolf?»

«Mein liebes Kind, für Neulinge ist es wichtig, wenigstens in Stichworten zu erfahren, was wir auf unserer Leutnants-Universität vor- und rückwärtskaufen müssen. Im Vertrauen →», er beugte sich zu Eva hinab, «wenn sie mich nach dem Lehrgang nicht gleich nach vorn schicken, verfrachte ich Steffi erst einmal heim ins Reich.»

Diese Tonart hatte Eva nicht erwartet. «Ist dem Leutnant in spe schon hier der Boden zu heiss? Was sagt der Amtsleiter Schwendmayr dazu? Der wünscht sich doch einen Helden zum Schwiegersohn und keinen ...» Sie suchte vergeblich nach einem Wort, das ihn nicht verletzte.

Steffi sagte beklommen: «Rolf sieht neuerdings immer schwarz, trotz aller Sondermeldungen.»

Sie lehnten am Brückengeländer und sahen zum Schloss hinüber. Mit dem Baugerüst wirkte es wie eine Riesin, die ihr vieläugiges Gesicht hinter einem grobgewebten Schleier verbirgt.

Dem jungen Soldaten war alle Spottlust vergangen. «Was heisst Held sein! Wenn Tollkühnheit schon den Helden macht, dann ist der gemeinste Einbrecher einer.» Er wies auf das Schloss. «Würdet ihr auf das Gerüst hinaufklettern, bis zur Balustrade, wenn es jemand von euch verlangte? Nur so, um euch zu beweisen?» Beide Mädchen wehrten ab. «Aber wenn da oben hilflos ein Kind stünde, das allein nicht herunterkönnte?»

«Dann ja», sagten beide wie aus einem Munde.

Rolf schwieg. Er schien nachzudenken.

Da machte Steffi ihrem Herzen Luft. «Rolf meint, wir hätten den Krieg überhaupt nicht anfangen dürfen. Uns hat ein Lehrer in der Schule gesagt, Kriege kämen gesetzmässig, sonst würden die Menschen übermütig.»

«So ähnlich haben wir es auch gelernt», bekannte Eva.

Rolf liess sie nicht weiterreden. «Was gesetzmässig ist, will ich euch sagen: Alle hemmungslosen Eroberer sind an ihren Eroberungen zugrunde gegangen. Alexander der Grosse, Napoleon –»

«Wenn das jemand hört!» Steffi sah sich ängstlich um.

Rolf fuhr leiser, aber eindringlicher fort: «Oder ihre Reiche zerfielen, sobald ihre Eisenfaust fehlte. Blättert mal die Geschichtsbücher unter diesem Aspekt durch. Da steht plötzlich alle Gesetzmässigkeit köpf. – Ich habe neulich mit der Vorstellung gespielt, ich sei Franzose. Ich war sehr bald davon überzeugt, dass nur ‚uns Franzosen‘ der Führungsanspruch in Europa zusteht, Franzland, Frankenland. Das Fränkische Reich vor elfhundert Jahren unter Karl dem Grossen hat bis zur Elbe gereicht. Köln lag tief in seinem Stamm-land, Aachen war Kaisersitz. Lothringen heisst nach dem fränkischen Fürstenspross Lothar. Ergo ...?»

«Das ist doch alles ganz abwegig, Rolf.» Steffi weinte fast.

«Natürlich ist es abwegig, genauso abwegig wie unsere Behauptung, die Provinz Posen sei kerndeutsch.» Rolf wandte sich an Eva.

«Hast du die Blicke der Polen gespürt? Da sammelt sich etwas an. Das kann man nicht mit Gewehrkolben und nicht mit schönen Worten austreiben. Hinter Tausenden von Stirnen sitzt der Hass. Und wächst und wächst.»

Schon damals bei Rolfs Zusammenstoss mit Hartmut hatte Eva geahnt, dass dieser einst begeisterte «Trommelbube» durchaus nicht führergläubig in den Tag hineinlebte. Die letzten Monate hatten ihn offenbar noch stärker geprägt. «Seit wann kommen dir solche Gedanken, Rolf?»

«Über alles Mögliche nachgedacht habe ich schon lange. Seit wir hier in der Offiziersschule über Geschichte sprechen, ist mir vieles klarer geworden. Wenn man vorne im Graben war wie ich, weiss man, was los ist. Dreck und Läuse und keine Ablösung; Tag und Nacht keine Ruhe und immer weiter voran. Erobern, erobern, erobern! Wofür? Damit ER sich auch noch ein Prunkschloss an der Wolga bauen lassen und der Dicke in den russischen Wäldern Bären jagen kann?» Unwillkürlich streifte Rolfs Blick die Loggiafenster der Schwendtmayrschen Wohnung, vor der sie angekommen waren.

Redet fast wie Jürgen Baer, dachte Eva. «Hast du als Hitlerjugendführer nicht gen Ostland reiten wollen?»

«Natürlich. Mit Fanfaren und Landsknechtstrommeln.»

«Bist du deinem ‚Führer‘ erst böse geworden, als du an die Front musstest?»

«Nein. Als mein Glaube erschüttert wurde. Da war der Nichtangriffspakt mit Russland. Wozu hatte man uns denn den Hass gegen die Bolschewisten eingebleut? Zugeständnisse wären nötig, um friedlich leben zu können, hiess es. Aber bald gab es trotzdem Krieg. Und der Vertrag? Pah – in den Wind gepustet. Ein Onkel von mir ist Justizbeamter. Er nennt jeden, der einen gewöhnlichen Kaufvertrag verletzt, Betrüger. Auf den kleinen Mann warten schwedische Gardinen. Wer aber richtet einen Staatsmann? So belastet, zog ich in den Krieg gegen Russland. Und jetzt bemühe ich mich, zu erkennen, statt zu glauben.» Er streckte Eva die Hand hin. «Ich muss gehen.»

Steffi drückte bereits die Haustür auf. «Nun bist du nicht einmal mit heraufgekommen.»

«Ich bin genau in der richtigen Stimmung, um deinem Vater gegenüberzutreten», sagte er bitter. Er nahm sie in den Arm. Ihr Zögern schien ihn nicht zu kränken. Sie war weich. Sie würde sich formen lassen.

Im abgedunkelten Treppenhaus flüsterte Steffi der Schwester zu: «Rolf's Gedanken sind sehr gefährlich. Wenn er recht behielte und wir alle hier wieder fort müssten ...»

8 Jonastag

Am Sonnabend mittag wollte Eva Steffi vom Dienst abholen. Gleich ihr wartete an der Hausmauer eine ältere Frau, in ein Umschlagtuch gehüllt, ein Bündel in der Hand. Als sie sich näher zur Eingangspforte heranschob, sah Eva, dass sie stark hinkte. Sie erinnerte an Gildas Mutter. Vor wenigen Tagen war Frau Dombrowska ins Haus gekommen, um für Eva eine Bluse zu nähen. Sie arbeitete in dem kleinen Zimmer neben der Küche. Die lebendigen Augen in dem flächigen Gesicht wollten nicht so recht zu der Schwerfälligkeit des Körpers passen. Sie war eine erfahrene Näherin. Eva hatte sich zum Strümpfestopfen zu ihr gesetzt. Über Ratschläge für die Bluse kam ein Gespräch in Gang. In gebrochenem Deutsch sprach Frau Dombrowska vom Schicksal ihrer Familie in den letzten Jahren.

Sie hatten eine Apotheke in der Innenstadt besessen. Gilda, die Studentin, die Victor Hugo und Henri Barbusse verehrte, ebenso Lessing, Schiller und Heine, war mit einem Journalisten verlobt. Die beiden jungen Menschen setzten grosse Hoffnung in die Verbindung ihres Landes mit den beiden traditionsreichen westlichen Kulturkreisen. Als die Deutschen in den Spätsommertagen des Jahres neununddreissig mit Feuer und Schwert kamen, schlug das Gefühl des jungen Mannes für das Nachbarland in fanatischen Hass um. Er wagte zuviel, wurde gefasst und war bei dem ersten Massentransport nach Osten dabei. Der Apotheker Dombrowski wurde wenige Tage später

aus seinem Apothekerlabor geholt. Frau und Tochter durften wenigstens in der Stadt bleiben.

«Warum wurde denn Ihr Mann weggeholt?» fragte Eva mit enger Kehle.

«Sie haben fast die ganze Intelligenz deportiert; Lehrer, Rechtsanwälte, viele Ärzte.»

«Warum das?»

Die Polin biss einen Faden durch und sah über den Stoff hinweg Eva gross an. «Wer denken gelernt hat, kann gefährlich werden. Gilda denkt auch zuviel. Das ist nicht gut in unserer Zeit. Man kann nur noch hoffen und beten.»

«Hoffen Sie, dass Ihr Mann bald zurückkommt?»

«Ich hoffe, dass er einen schnellen Tod gefunden hat. Wir wissen alle, dass wir die Unseren nicht wiedersehen.»

Woher nahm die Frau diese Kraft? Vielleicht liess sich die traurige Gewissheit leichter ertragen als die Vorstellung, dass ihr Mann der Willkür seiner Feinde ausgeliefert war. – Ein Feind! – Was war das? – Sie selbst, Eva Leonhard, die sich mit getroffen fühlte, wenn sie das Schild sah: Für Polen verboten! – war Feind. In Hankes und Anneliese Theuerkaufs Köpfen spukten solche Signale. Auch bei Hartmut Wedelstedt gab es sie. Das waren alles Deutsche.

Schwer zu ertragende Gedanken. Beim Rattern der Nähmaschine fragte sich Eva: Wessen Feind hätte ich denn zu sein? Etwa Gildas, die verstummt, weil sie glaubt, ich lerne ihre Sprache, um ihre Landsleute zu bespitzeln? Verfluchte Nazideutsche – so heisst das zornige Wort, das Gilda mir nicht übersetzen wollte. Feind, Feind, Feind! Ich will ja gar niemandes Feind sein. Ich tue niemandem etwas, nehme keinem etwas weg. Ich will nur leben. Auch Gilda und ihr Verlobter wollen leben. – Gustl sagt, man hält die Polen in Lagern fest. Das sei notwendig für die Dauer des Krieges, sonst könnten sie unseren Soldaten in den Rücken fallen. Aber einen Apotheker, der Säfte und Salben mixt und nichts weiter will, als Kranken helfen, warum schafft man den fort?

Steffi liess lange auf sich warten. Die Polin mit dem Bündel hatte inzwischen Gesellschaft bekommen. Aus einem Nebeneingang war eine breithüftige Frau in weisser Schürze und Köchinnenhaube ge-

treten. Sie blickte sich nach allen Seiten sichernd um, ehe sie die Bäuerin heranzwinkte.

Aus einer anderen Seitenpforte trat ein junges Mädchen. Ihr suchender Blick ging über Eva hinweg. Die Trostlosigkeit darin rief Eva Frau Dombrowskas Worte wieder ins Gedächtnis: «Ich hoffe, dass er einen schnellen Tod gefunden hat.» So sah die Hoffnung dieser Menschen aus.

Als das Mädchen die Bäuerin bei der Köchin stehen sah, ging es langsam auf die beiden zu. Kaum dass es heran war, sackte die Bäuerin zusammen. Das Mädchen streichelte sie. Da fing die Frau an zu schluchzen, in harten Stößen, den Rücken an der Mauer, den halbverhüllten Kopf gesenkt.

Aus dem Hauptportal kamen vereinzelt Angestellte, Männer mit Aktenmappen, Mädchen mit Stadttaschen. Die Köchin legte ihre Wange gegen die des Mädchens, wieder und wieder, schlug das Kreuz und verschwand im Seiteneingang.

«Schon lange gewartet?» Steffi eilte auf Eva zu, nahm ihren Arm und zog sie mit sich. Da traf sie ein unsäglich trauriger Blick. Steffi zuckte zusammen, wollte schnell an der Polin vorbei, aber Eva machte sich steif wie ein Stock. Es blieb Steffi nichts anderes übrig, als das Mädchen anzusprechen. «Ist das Ihre Mutter?»

Statt einer Antwort zog die Junge die Ältere ein paar Schritte weiter. Das Hinken war deutlich. Der schleppende, schwerfällige Gang – Steffi verstand. Verlegen sagte sie: «Es tut mir leid. Aber ich kann wirklich nichts machen.»

Sie bogen um zwei Strassenecken, und noch immer fiel es Eva schwer, einen Anfang zu finden. «Was war mit den beiden Frauen?»

«Es sind Mutter und Tochter. Sie kommen vom Lande. Das Mädchen, sie heisst Angela, ist zur Sammelstelle bestellt. Sie soll als Ostarbeiterin ins Reich, mit dem nächsten Transport.»

«Und dagegen hat sie Einspruch erhoben?»

«Den Polen steht kein Einspruchsrecht zu. Sie ist die erste, die sich bis ins Landesarbeitsamt gewagt hat. Es ist mir schleierhaft, wie sie bis zu unserer Abteilung vorgedrungen ist. Sie muss jemanden im Hause kennen. Hast du etwas beobachtet?»

«Nein. Mir fiel die Frau nur auf, weil sie stark hinkt.»

«Deshalb kam ja das Mädchen. Sie behauptet, ihre Mutter braucht sie dringend. Ich habe es dem Regierungsrat vorgetragen. Der hat mich angepöfeln. Was das werden sollte, wenn die Polen erst merkten, dass es bei uns weiche Stellen gäbe! Die Alte würde schon nicht umkommen.»

«Und wenn, dann würde es deinen Regierungsrat auch nicht rühren.»

Steffi sah Eva betroffen an. «Er hat doch seine Verfügungen. Gerade mit den Deportationen ist man genau. Wenn er da fünfse grade sein lässt, geht's ihm an den Kragen.»

Eva nickte unbestimmt. Jeder war eingespannt in die grosse Maschinerie. Weil die Verfügungen sprachen, wurden die Menschen stumm. Oder war es umgekehrt? Dass, weil zuvor alles Menschliche verstummt war, Verfügungen zu sprechen begannen?

Auf die langsam heranrollende Strassenbahn stürzte sich eine Traube Menschen. Sie erklimmen die Plattform des Anhängers, drängten und schoben. Keiner wollte Zurückbleiben. Nur für Polen! stand auf einem in den Fensterrahmen geklemmten Schild.

Ohne Drängen fanden Eva und Steffi im Triebwagen Sitzplätze. Eva sah zum Fenster hinaus. Sie fuhren quer durch die Stadt, die in ihr so zwiespältige Gefühle ausgelöst hatte. Ihr fiel Sigrid ein. Ob es in Paris ähnlich war wie hier? Aber Posen galt nicht als besetzte Stadt, Posen hatte man dem Grossdeutschen Reich bereits einverleibt. Hitlers Schlossumbau, Görings Jagdschloss unweit des Gorkasees waren Zeugen dafür, dass man hier sesshaft werden wollte. Wieviel Teilungen Polens hatte es in der Geschichte eigentlich schon gegeben? Eva erinnerte sich dunkel daran, so wie man weiss, dass es mehrere Punische Kriege gegeben hat, ohne von deren Sinn und Zeitfolge eine rechte Vorstellung zu haben. Ihr gegenüber faltete ein Mann das breite Zeitungsblatt des «Völkischen Beobachters» zusammen und gab den Blick in den Wagen frei. Auf der Bank nebenan sass ein junges Mädchen. Sie schien fremd zu sein, denn sie erkundigte sich höflich bei ihrem Nachbarn, ob sie mit diesem Wagen wirklich nach Unterberg käme. Ihr Nachbar, ein Mann in unauffällig grauer Joppe, schüttelte den Kopf.

«Andere Richtung.» Er sprach mit Akzent. Das junge Mädchen gab sich noch nicht zufrieden. «Wie? Entgegengesetzt?» – «Besser Linie Sechs.» – «Oh, wo kann ich denn umsteigen?»

Der Mann wollte sie mit einer Geste an die Schaffnerin verweisen, aber der Mann mit der Zeitung fuhr dazwischen: «Hier hat sich ein Pole eingeschlichen.» Drohend schob er sich zu dem Mann in der grauen Joppe heran. «Du bist doch Polacke.»

Mit zusammengepressten Lippen sass der andere im Kreuzfeuer der Blicke. Der Völkische vor ihm, wie der Hüter der Ehre einer ganzen Nation, bellte los: «Den Herrschaften genügt wohl ihr Sonderwagen nicht mehr? So weit kommt es noch, dass wir uns mit euch auf eine Bank setzen müssen.» Er zerrte sein Opfer auf den Gang. «Raus, du Polenschwein!» Ein Fusstritt liess den Mann über die Breite der Plattform taumeln.

Jenes Mädchen, das ungewollt den Zwischenfall verursacht hatte, zog sich scheu vor dem Rächer zurück, der drohend in der Türöffnung stand. Im Hinabgleiten dann streifte der Blick des Polen den Peiniger. Hassblick der machtlosen Kreatur, die sich dem Wolfsgeetz des Stärkeren ausgeliefert weiss.

Mit höhnisch herabgezogenen Mundwinkeln setzte sich der Vollstrecker auf seinen Platz. Beifall bekam er nicht. Eva würgte der Ekel. «Wir steigen gleich aus», sagte Steffi, als sei das ein Trost.

An diesem Oktobertag in Posen schien es Eva, als leite eine unsichtbare Kraft sie mit dem Ziel, sie zum Zeugen fremden Unglücks werden zu lassen. Auf jene Kette scheinbarer Zufälligkeiten später zurückschauend, fiel ihr der Aberglaube der Seefahrer ein. Es wurde ihr «Jonastag».

Schwendtmayr bestand darauf, Eva vor ihrer Abreise in sein schwierigstes Projekt einzuweihe. Für die vielfältigen Bedürfnisse der deutschen Dienststellen geeignete Gebäude zu finden war nicht einfach. Da brauchte der RAD Unterkünfte für seine Arbeitsmädchen, die HJ ein Heim für ihr Wehrtüchtigungslager. Überall musste Amtsleiter Schwendtmayr helfen. In der letzten Zeit hatten ihm die

SS, die Reichsfrauenführung und das Amt Rosenberg gemeinsam in den Ohren gelegen, dem dringenden Bedürfnis nach einer Reichsbräuteschule Rechnung zu tragen. Die Stadt war mit deutschen Dienststellen so vollgestopft, dass er lange die Randgebiete durchkämmen musste, ehe er etwas Repräsentatives und Zweckentsprechendes fand.

Ein ehemaliger Gutshof erfüllte diese Bedingungen. Nur war ihm die Organisation Todt zuvorgekommen. Ausgerechnet die Müllabfuhrleute des Reichs mit ihren nägelbeschlagenen Knobelbechern auf den Parkettfußböden des Gutshauses! Die Wirtschaftsgebäude mochten ihnen genügen. Hoffentlich machte die Leitung der Reichsbräuteschule deshalb keine Schwierigkeiten. Aber welche rasselstolze SS-Braut, geschult im Ahnenerbe, würde ausgerechnet für ein Techtelmechtel mit einem Knobelbecherträger zu haben sein. Schliesslich waren die hochgewachsenen Blondinen die Auslese, mit deren Blut man den kerndeutschen Stamm in dieser völkisch vermischten Provinz erneuern wollte. In den Geburtsanzeigen des «Völkischen Beobachter» konnte man lesen, dass Eltern ihre Stammhalter, alle die Sigwulfs, Rüdigers und Gundolfs, bereits in der Wiege für ihre völkische Aufgabe, Wehrbauern im deutschen Osten zu werden, verpflichteten, wie man früher die Sprösslinge im zarten Alter den Klöstern verschrieben hatte.

Schwendtmayr fand für seine Person wenig Geschmack an Opfern auf Fernsicht. Wenn andere es vermochten – nun gut! Die Bräute sollten ihr schönes Heim bekommen. Am Ende des Parks liess sich ein fester Zaun ziehen, falls das Temperament dieser Mädchen stärker war als ihre auf Auswahlprinzip gegründete Moral.

Er wartete an der Freitreppe. Seine Stieftochter hatte von ihm wissen wollen, worin seine Tätigkeit bestand. «Mir kann nur eine Arbeit imponieren, die den Krieg schnell beenden hilft», sagte sie. Er gab ihr zu verstehen, dass seine Arbeit darauf hinziele, nach dem Endsieg die gewonnenen Gebiete auch halten zu können. Schon mancher Sieg wurde verschenkt durch falsche Nachkriegspolitik. Es galt also, die Ostgebiete der deutschen Jugend schmackhaft zu machen. Ihr Lebensraum! Die Siedler im Warthegau und im General-

gouvernement würden die Goldgräber Europas werden. Damit hatte er Eva den Wind aus den Segeln genommen. Der ehemaligen Arbeitsmaid konnten solche Gedanken ja nicht ganz fremd sein. Wie sie das geschafft hatte mit dem Arbeitsdienst! Wer Jude ist, bestimme ich. Der Meister hatte seine Nachahmer gefunden. Mit Evaschläue würde sie durchs Leben kommen. Er musste ihr nur noch wegen Wedelstedt auf den Zahn fühlen. Wenn der Leutnant Pech hatte, war es für sie immer noch besser, eine verwitwete Wedelstedt zu sein als eine ledige Leonhard.

Eva war an diesem Tag nicht gut aufgelegt. Es enttäuschte Schwendtmayr, dass sie nicht rückhaltlos bewunderte, wie Steffi es tat. Die Diele mit dem Kamin, mit der Krone aus ineinandergeflochtenen Geweihen, der schweren Treppe, die im ersten Stock in eine Galerie auslief, war ein Prunkstück. Als sie in einige Schlafzimmer schauten, wo je drei saubere Betten auf die ersten Heimgäste warteten, versuchte er einen Scherz. «Richtige keusche Jungfrauenpfühle, was?»

Eva wandte sich brüsk von ihm ab. Frisch gekalkte Wände, hell lackierte Möbel, unberührtes Leinenzeug, jawohl. Bald würde über jedem Bett das Bild eines zackigen Offiziers hängen, mit dem Totenkopf an der Mütze und auf den Spiegeln. Die Mädchen würden von ihren Helden träumen, würden Liebe denken und Zuchtwahl meinen und ihre ungeborenen Söhne einem Götzen opfern, der Menschenblut verlangte. Sie verwarfen Jahwe und vergassen, wie gütig der Gott der Juden zu Abraham gewesen war, als er das Menschenopfer Isaaks nicht angenommen hatte. Diese Betten würden nicht lange unbeschmutzt bleiben. Hundert unerlaubte Liebesnächte würden sie weniger besudeln als die nächtlichen Seufzer der Reichsbräute, dieser hochbeinigen Mädchen mit starken Brüsten und breiten Becken, die ihren Leib degradieren liessen zum Gefäss, in das die schwarzen Träger des Totenkopfsymbols ihren Samen senkten.

Eva hätte kaum sagen können, aus welchen Verborgeneheiten solche Gedanken in ihr aufstiegen. Bemerkungen Jürgen Baers, begonnene Gespräche mit Marlies und Axe, später zu Ende Gedachtes, be-

klommen Erfülltes, Streitfragen im Arbeitsdienst – alles kam zusammen und wurde Bild.

Beim Durchschreiten eines Zimmers dachte sie schadenfroh: Jetzt ist es nicht mehr unberührt. Jetzt ist mein Hauch darin. Vielleicht merkt ihr es in euren Träumen. Vielleicht hat einer eurer Helden geholfen, meinen Vater zu vertreiben.

Sie fragte Schwendtmayr: «Warum gibt's überall drei Betten? Dieses Zimmer ist kleiner. Zwei hätten genügt.»

Swendtmayr verzog süffisant das Gesicht. «Wegen der Moral.» Dann im Flüsterton, weil er Steffi in der Nähe wusste: «Damit sie's nicht miteinander treiben.»

Eva wich seinem Blick aus. Er schien sie für sehr erfahren zu halten, auf allen Gebieten. «Die hierherkommen, haben doch Haltung», sagte sie, nur um die Antwort nicht schuldig zu bleiben.

Er grientete. «Wenn die Hündin häufig wird, ist's damit fix aus. Und ist dann der Rüde nicht in der Nähe, reiben sich eben die Weibsen aneinander.»

Eva schob sich schnell an ihm vorbei. Sie vermied es, den Ärmel seines Ledermantels auch nur zu streifen.

Sie gingen durch den Park zu den Wirtschaftsgebäuden, wo die Männer der OT sich einrichteten. Die kriegswichtige Tätigkeit des Trupps bestand darin, eine Strasse vom Jagdschloss am Gorkasee bis nach Posen zu bauen. Das Auto des Reichsjägermeisters sollte bald ungehindert rollen können. Immerhin war das eine Aufgabe, für die man Weib und Kind, die Werkstatt oder den kleinen Bauernhof daheim für ein paar Jahre gern im Stich liess. Einer für alle, alle für einen! Einer für alle – das war die Frau daheim, die den Pflug in die Erde drückte und die Ochsen antrieb, für ihn mit und für die Kinder. Alle für einen – das waren sie hier bei der OT, die die Strasse bauten für den einen, den Reichsjägermeister, den man auch Reichsmarschall nennen konnte, womit seine Titel noch nicht erschöpft waren.

Ein paar OT-Männer rieben ihre Knobelbecher blank, andere stopften Strohsäcke. Zwei polnische Familien, die in den Kammern über dem Pferdestall gewohnt hatten, warteten seit Stunden auf den

Obertruppführer, in der Hoffnung, sich in den früheren Futterkammern neben der Remise einrichten zu können. Schweigend, bekümmert, hockten sie auf ihrem spärlichen Hausrat.

Als sich der Obertruppführer zusammen mit dem braunen Amtsleiter vom Park her näherte, wussten die OT-Männer, dass die Polen keine Chance mehr hatten.

«Macht euch lieber fort», rief einer der Männer, einen frisch gestopften Strohsack auf dem Kopf balancierend, den Leuten zu. Die wandten die Köpfe zum Park hin, und es kam Bewegung in die Gruppe. Ein Alter, der auf einem buntbemalten Holzkasten gesessen hatte, erhob sich.

Den Obertruppführer und Schwendtmayr grüssten die OT-Männer mit erhobenem Arm. «Bald geschafft, Kameraden?» rief der Obertruppführer aufmunternd. Dann sah er das Häuflein Polen, diesen tragen Fremdkörper zwischen dem Bienenfleiss. «Was wollen denn die noch hier?»

Ein Chargierter machte Meldung.

Der alte Pole wollte die knappe Information ergänzen, aber ehe er dazu kam, trat Schwendtmayr heran.

«Wieso ist die Exmittierung noch nicht abgeschlossen? Die Leute sollten längst fort sein.»

Der Obertruppführer machte eine ratlose Geste. «Ich verstehe das selbst nicht.» Er rief den Polen zu: «Warum seid ihr noch nicht fort?»

«Wir sind zwei grosse Familien», berichtete der alte Mann, mit einer Stimme, die vor Erregung brüchig war. «Das sind elf Personen, darunter vier kleine Kinder. Wir fanden nur zwei kleine Stuben. Für alle zusammen zuwenig Platz.»

«Jetzt geht's bei vielen Leuten ein bisschen eng zu», warf Schwendtmayr ein.

«Unsere Älteste ist schwanger. In zwei Monaten sind wir noch eins mehr. Soll sich das alles vor den kleinen Geschwistern abspielen?» Die Stimme des Mannes bat, beschwor. Hinter ihm erhob sich seine Frau, einen Jungen mit tiefliegenden Augen an der Hand.

Swendtmayr sagte unwillig: «Wie ihr das macht, ist eure Sache. Wir haben keinen anderen Platz für euch.»

«Doch, hier ist Platz.» Die Polin sah mit ihren schwarzen Augen den Amtsleiter durchdringend an. «Wir kennen auf diesem Hof je-

den Winkel. Die Futterkammern stehen leer. Ihr braucht sie nicht.»

«Vielleicht brauchen wir sie doch noch», sagte der Obertruppführer. «Wir könnten neue Leute bekommen.»

«Die Kammern haben Luken statt Fenster. Niemand von euch wird darin wohnen wollen.» Der Pole umschlang die Schultern seiner Frau.

Schwendtmayr wandte sich ärgerlich ab. «Es ist völlig unmöglich, dass die Leute wohnen bleiben. Den ganzen Komplex verwaltet von jetzt ab federführend die SS.»

«Die SS?» Das Wort schlug wie eine Handgranate ein. Aus dem Munde der Frau kam ein erstickter Aufschrei. Dann hastete sie, den Jungen mit sich ziehend, in den Kreis ihrer Familie. Der Mann folgte zögernd. Schwendtmayr beobachtete, wie wahllos Gepäckstücke aufgerafft wurden. Er näherte sich dem aufgescheuchten Häuflein. Was man mit diesem Zauberwort doch erreichen konnte! Bisher hatte er immer andere Mittel gebraucht und war damit zum Ziel gekommen. – Er stand jetzt dicht bei den Polen, denen der Appetit auf die geräumigen Futterkammern so schnell vergangen war. «Wenn ihr zu viele seid, dem liesse sich abhelfen.» Er nahm sich ein etwa sechzehnjähriges Mädchen aufs Korn. «Wie wär's denn mit einer kleinen Dienstverpflichtung, irgendwohin ins Reich?»

Die Sechzehnjährige erschrak und wandte sich hilfeschend um. In fast jovialem Ton fuhr Schwendtmayr fort: «Deinen Namen kannst du mir schon sagen.» Er rief kurz über die Schulter: «Steffi, notiere doch mal.»

In wortloser, angstvoller Pein hantierte die Sechzehnjährige an einem mit Hausrat beladenen Kinderwagen.

Schwendtmayr schlenderte seitwärts weg von der Szene. «Mach's kurz, Steffi, lass dir den Namen sagen.»

Mit Steffi trat auch Eva näher. «Du kannst doch nicht –!»

«Es wird ihnen nichts passieren», murmelte Steffi. «Gustl macht das nur zur Einschüchterung.»

«Aber die Angst, in der die Leute dann leben.»

Steffi ging mit gezücktem Bleistift auf das polnische Mädchen zu. «Du heisst Natalja, nicht wahr?»

Das Mädchen hob überrascht den Kopf und verneinte zaghaft. Steffi notierte. «Also Natalja. Und weiter?» Sie sah der Polin auf die

Lippen, die sich hilflos bewegten, ohne ein Wort zu formen. «Woronski», sagte Steffi und empfing erneut ein schüchternes «Nein». Sie nickte, schraubte ihren Drehbleistift zurück und ging zwischen den Polen hindurch, die ihr erstaunt und zweifelnd nachblickten.

«Ihr müsst keine Angst haben», flüsterte Eva der Sechzehnjährigen hastig zu, ehe sie Steffi folgte.

Dann sahen sie die elf Menschen davonziehen, denen ihre bisherige Armut jetzt, da es ins Elend ging, wie das verlorene Paradies erscheinen mochte.

Der Anblick fremden Elends – in solcher Häufung – hatte in Eva Gedanken ausgelöst, die sie nicht zur Ruhe kommen liessen. Sie glaubte in der Wohnung Schwendtmayrs nicht mehr atmen zu können. Wenn man hier lebte, gehörte man zu denen, die Polen aus der Strassenbahn warfen, aus den Wohnungen, aus ihrem Lande. Beim Abendessen erklärte sie, dass sie fortmüsse. Sie stotterte an ihrer Ausrede herum: ein Versuch, eine Geburtstagsfeier im Haus Seestern.

«Ach was, Versuch», sagte Schwendtmayr lauernd, «deshalb bricht kein Mädchen seinen Urlaub ab. Versuche – mit Männern vielleicht?»

Trotzig entgegnete sie: «Und wenn's so wäre?»

«Das wäre ja noch schöner. Einen Wedelstedt bekommst du nicht wieder.»

«Will ich auch gar nicht haben.»

«Daher weht der Wind! Hast an jedem Finger a G'spusi?»

Eva schwieg verletzt. Steffi und die Mutter räumten das Geschirr ab und liessen sie mit Schwendtmayr allein. Cäsar lag auf der Smyrnabrücke, den Kopf auf den Pfoten.

Swendtmayr zündete sich eine Zigarre an und paffte nervös. «Denk bloss nicht, dass dich jemand von deiner Insel heiratet. Du kennst deinen dunklen Punkt.»

«Wer spricht denn vom Heiraten? Ich will doch gar nicht.»

«Das sagst du jetzt. In ein, zwei Jahren, wenn die jungen Witwen sich nach dem nächsten umsehen, denkst du anders darüber. Und ich sage dir: Vor einer Witwe mit drei Kindern schrecken die Männer weniger zurück als vor dir.»

Eva gab sich den Anschein völliger Ruhe. «Das stimmt. Hartmut ist auch zurückgeschreckt.»

«Was? Du hast es ihm gesagt?» Der graue Aschenring löste sich von der Zigarre und fiel auf den Teppich. Sie nickte schwach. Schwendtmayr schob die rechte Hand in die Hosentasche, als fürchte er, sie könne von selbst losschlagen gegen das aufsässige Mädchen. «Bist du verrückt geworden?»

«Man muss sich doch alles sagen, wenn man ein Leben lang zusammenbleiben will.»

«Sakra noch mal!» fauchte er. «Durch mich sollte er es erfahren, Mar' und Josef! Ich hab so viele Trümpfe in der Hand. Alle gesammelt für dich. Der alte Wedelstedt hat in Luxemburg einen Reibach gemacht, der sich gewaschen hat – durch mich! Der Onkel in Grunewald ist in Krakau ins Geschäft gerutscht – durch mich. Die fressen mir aus der Hand, sonst lasse ich ihnen anders auf die Finger gucken. Sie hätten mir jeden Gefallen getan.» Ächzend sank Schwendtmayr in den Schreibtischstuhl, ein müder Mann, dem sein grösster Coup missglückt war.

Bitter sagte Eva: «Mich heiraten – das sollte der ‚Gefallen‘ sein. Da hätten sie dich schön angeschmiert, Hartmut.»

«Seit wann weiss er es?»

«Seit Juni.»

«Eine Schande, dass du uns nichts davon geschrieben hast. Aber ich denke, ich werde es noch einrenken können.» Er erhob sich und ging auf sie zu. «Mir ist der Schreck ordentlich in die Glieder gefahren. – Weil du es bist, werd ich's mit Daumenschrauben machen, was ich im Allgemeinen nicht gerne tue. Ich bleibe lieber verbindlich.» Er zündete sich die vernachlässigte Zigarre von neuem an.

Eva betrachtete ihn, als habe er in einer fremden Sprache gesprochen. «Einrenken? Mit Daumenschrauben? Aber ich will doch gar nicht. Es ist mir sehr recht, dass es so gekommen ist.»

Swendtmayr stutzte, dann hatte er begriffen. Alles passte zusammen: die bohrenden Fragen, das Herumschnüffeln in der Wohnung, Vertraulichkeiten mit der alten Dombrowska; in der Bräuteschule ironische Schweigsamkeit, die ihn so irritiert hatte, dass er sich zu schweinischen Bemerkungen über die SS-Bräute hinreissen

liess. Verdammt noch mal, er war ein schöner Trottel! Mir imponiert nur, was hilft, den Krieg schnell zu beenden! Einen Frieden um jeden Preis wollte sie, einen Schmachfrieden vielleicht, sie, deren Vater sich nach Amerika verdrückt hatte – diese Jüdin! Die Hand liess sich nicht mehr in der Tasche halten. Sie schlug zu. Traf mitten ins Gesicht.

Eva taumelte. Ohne ein Wort stürzte sie aus dem Zimmer.

Die Mutter traf sie beim Packen. Rote Augenränder, erhitzte Wangen, ratlosen Trotz im Blick. «Du hast ja Fieber. Leg dich hin. Morgen früh kannst du fahren, wenn du willst.» Die Mutter begann die Couch für die Nacht herzurichten. «Hättest du nur vorher mit mir gesprochen. Ich glaubte, du würdest Gustl besser kennen. Er ist herzensgut, aber man darf ihm seine ‚Projekte‘ nicht zerstören. Deine Verbindung mit Wedelstedt war eine seiner Lieblingsideen.»

«Ich bin doch keine Schachfigur, die man herumschieben kann.»
Eva sass da, die Hände im Schoss, gereizt und ermattet.

«Das Schicksal wird dich noch manchmal dahin schieben, wo du gar nicht hinwillst. Mochtest du Hartmut so wenig leiden?»

«Zuerst hatte ich ihn wirklich gern. Aber später – seine merkwürdigen Briefe, und dann in Berlin – ach, Mutz!» Aufschluchzend fiel Eva der Mutter um den Hals und fand dabei den Kosenamen aus ihrer Kinderzeit wieder. Und wie wohl tat die streichelnde Hand.

Mit halbem, aufmunterndem Lächeln reichte die Mutter ihr ein Taschentuch. «Es ist wirklich besser, wenn du morgen fährst.» Sie seufzte. «Hoffentlich brauchst du nie zu bereuen, was du getan hast.»

Während der Zug mit Eva über die Oder fuhr ...

... musste sich das polnische Mädchen Angela in einem Sammel-lager ein gelbes Viereck mit einem lila P auf die Kleider nähen.

... erfuhr Jürgen Baer bei einem dienstlichen Aufenthalt in Berlin,

dass sein Freund Heino mit mehreren Kameraden aus der Leitung der Widerstandsgruppe verhaftet worden sei und die Prozesse auf Hitlers Befehl als geheime Kommandosache behandelt wurden.

... erfuhr die Erprobungsfliegerin Carla Winter beim Oberkommando der Luftwaffe, dass in der Versuchsstelle Insel keine Atombomben, wohl aber andere hochmoderne Waffen entwickelt würden, für deren Erprobung man nunmehr auch ihre bewährte Hilfe benötige.

... sagte Oberleutnant Keiner zu Oberzahlmeister Hanke: «Ich reiche Sie zum Kriegsverdienstkreuz ein, wenn Sie für meine Hochzeitsfeier ein standesgemäßes Menü zusammenbringen.»

Drittes Buch

Stunde X

- 1 Enten und Äpfel
- 2 A 4 fliegt
- 3 Zwischen den Jahren
- 4 Der Wendepunkt
- 5 Sonne und Sturm
- 6 Veränderungen
- 7 Die Flucht
- 8 Am Pranger
- 9 Der Bumerang
- 10 Eh, General!
- 11 Hanks Rache

I Enten und Äpfel

Inseln haben keine glatten Ränder. Sandige Landzungen und moorige Halbinseln bilden Buchten und Einschnitte. Hans Tiefenbach sass regungslos zwischen mannshohem Gras. Er war mit Martin Uhlig ins Reich der Wasservögel eingefallen. Um nicht auf Nester zu treten und Unruhe zu verbreiten, harrete er aus und liess Uhlig allein auf Enten gehen. Der hatte sowieso kein Gewehr für ihn.

Tiefenbach erinnerte sich des Tages, als es ihm zum erstenmal Spass gemacht hatte, ein Gewehr zu halten. Es war in den Wäldern des Gutes, das Martin Uhligs Vater verwaltete. Der Besitzer, ein Offenbacher Lederwarenfabrikant, veranstaltete Tontaubenschieszen mit Gästen.

Martin begleitete seinen Vater gern zu solchen Anlässen. Jenes Wochenende fiel in die Semesterferien. Die Tontaube, eine handtelergrosse Scheibe, wurde mit einem Wurfgerät aus dem Unterstand in die Höhe geschnellt. Ein gutsitzender Treffer riss sie in kleine Splitter.

«Ich bin blutiger Anfänger», sagte Tiefenbach beim Spannen des Hahns.

«Das waren wir alle mal.» Der Lederwarenfabrikant gab sich jovial. Ein schwerer Mann in derbem Loden, der auf einem lächerlich kleinen Feldstühlchen hockte.

Der Sohn war in allem das Gegenteil. Lang, blass, umwedelt von einem Hühnerhund, entstieg er seinem Auto. Im eleganten Jagdanzug einem Operettenbuffo nicht unähnlich, der als Sonntagsjäger herausstaffiert ist. Er benutzte eine Schiessbrille. Da die älteren Herren schon einen Durchgang hinter sich hatten, wollte er sofort drankommen. Sein Vater gab ihm in unverfälschtem Frankfurterisch zu verstehen, dass dem Uhligschen Besuch sechs Schuss zuständen. Gereizt gab der junge Mann zurück: «Kann der überhaupt schiessen?»

Tiefenbach erinnerte sich, dass er nach dem vierten Schuss das

Gewehr aus der Hand gab. Er hatte die beiden letzten Tontauben nur gestreift. Die Ungeduld des jungen Dandy machte seine Hand unsicher, auch irritierte ihn der herumstreifende Hund. Mit überlegenem Lächeln trat der Junior vor, legte an und traf. Legte wieder an, und die Splitter flogen. Tiefenbach bedachte er mit einem kalten Blick. Von Martin erbat er Feuer für seine Zigarette und ging, dem Hund pfeifend, wieder zu seinem Wagen.

Der Alte war enttäuscht. «Du kommst nicht mit zu den Teichen?»
«Wir spielen noch einen Satz Tennis und wollen dann pokern», lautete die kühle Antwort.

An jenem Abend, allein in seinem Zimmer, hatte Hans Tiefenbach das Gefühl gehabt, seinem Vater nahe zu sein. Vielleicht lag es an ähnlichen Erlebnissen, die den Bergmann Tiefenbach an die Seite der Männer vor Ort führten, damals ...

Drei aufeinanderfolgende Schüsse zerrissen die Stille. Uhlig war an seine Opfer herangekommen. In dem undurchdringlichen Schilfdickicht flatterte und raschelte es. Aufgeschreckte Wasservögel zogen flügelschlagend über dem Brackwasser dahin. Der Jäger feuerte in die Schwärme hinein. Wie ein Stein fiel eine der graubraunen Enten steil nach unten.

Uhligs Pfiff beendete verabredungsgemäss die Jagd.

Gemeinsam durchsuchten sie den Schilfwald. Die Beute war gut: sechs Krickenten und drei Stockenten. Jeder mit einem Entenbündel beladen, mussten sie sich aus dem Dschungel herausarbeiten. Es gab keinen getretenen Pfad bis zur Bucht. Unter ihren Füßen gluckste es. Die Hosen aufgekremgelt, wateten sie ins kalte Wasser. Das Segelboot lag auf der Sandbank. Zuletzt geriet Uhlig noch in ein Schwemmloch. Fluchend, mit durchnässtem Hosenbein, schwang er sich ins Boot. «Nicht mal 'n Paar anständige Stiefel hat man.»

Tiefenbach setzte Segel. «Zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl muss die deutsche Jugend sein!» Er zitierte das geflügelte Wort, mit dem jeder Pimpfenführer aus seiner Gefolgschaft Mutproben und körperliche Leistungen herauspresste. «Wolltest du nicht mal Offizier werden?»

Uhlig grinste. «Aus ähnlichen Gründen, wie der Turnvater Jahn mal Minister werden wollte. Der fand die Minister schlecht und wollte es besser machen.»

Als sie die Bucht hinter sich hatten, trieb sie der Wind ab, zur See hinaus. Sie mussten sich auf eine längere Rückfahrt gefasst machen. Im Bootskasten lag ein wollener Lappen. Kärglicher Schutz für Uhligs Wade, die eiskalt war und bläulich. «Hast du nicht einen Schnaps mit?»

Tiefenbach sah besorgt, dass der Freund fror. «Bist doch noch kein richtiger Weidmann, Martin.»

«Das sagst du mir – und morgen frisst du meine Enten.»

«Das werden teure Leckerbissen.» Tiefenbach sah auf die buntgefierten Stockenten zu seinen Füßen. «Was willst du mit ihnen machen?»

«Essen natürlich. Wir müssen jemanden finden, der sie zurechtmachen kann.»

«Rupfen, ausnehmen, braten. Wer kann so etwas?»

«Ich denke, die Mädchen im Seestern. Die Leontine zum Beispiel ist wirtschaftlicher, als sie aussieht.»

«Sie ist verreist.»

«Du weisst aber gut Bescheid.»

«Ich habe schliesslich mit dem Windkanal zu tun.»

«Ja, ja.»

«Hast du etwas dagegen?»

«Blöde Frage.» Uhlig riss sich den Wollappen vom Bein. «Das kratzt», behauptete er. Sie segelten eine Weile schweigend. Uhlig korrigierte ständig den Kurs, um Strecke zu gewinnen. Die Sonne versank. Auf den Bootsplanken lag die Beute, grau nun im Abendlicht. Tiefenbach fing wieder davon an: «Also was wird mit den Vögeln?»

«Ich werde mit Hanke reden. Vielleicht macht's uns die Kasinoküche. Wir laden ein paar Leute dazu ein. Hanke und die Köchin können sich dafür auch eine braten.»

«Eine nur? Sei nicht so knickrig.»

Uhlig stöhnte. «Ich fresse drei, ohne Rotkohl.»

«Vielleicht können wir den A 4-Start damit feiern.»

«Lächerlich. Der ist schon wieder verschoben.»

«Vor fünf Monaten warst du optimistischer.»

«Die ‚Zigarre‘ hat zu viele Mucken. Der ganze Sommer ging verquer. Beinahe jeden Monat ein Start, ... zig Tausende kostet so ein

Ding, und was kam dabei heraus? Eins flog ein paar Kilometer. Sah ganz hübsch aus. Dann baute es auch ab. Wie die anderen.»

«Hältst du neuerdings mehr vom ‚Kirschkern‘?»

«Ja. Auch wenn wir ihn nur 200 Kilometer weit spucken können. Er wird früher einsatzfähig sein als die ‚Zigarre‘.»

«Und die englische Abwehr? Ihr kommt doch aus dem Unterschallbereich nicht heraus. Mit 700 Stundenkilometern seid ihr abzufangen.»

«Abwarten! Unsere Entwicklung steht auf solideren Füßen. Wir haben noch keine Versuchsreihen ‚frisiert‘, wie der Doktor, wenn er Daten zum OKH meldet.» Uhlig lachte bissig über Tiefenbachs ungläubigen Blick. «Ja, ja. Reichweite, Zielgenauigkeit, alles wird um einige Prozent beschönigt, damit Material und Mammon weiterrollen. Für seine Raketen tut der Doktor bekanntlich alles. Nur um weitermachen zu können, lügt er das Blaue vom Himmel herunter.»

«Oder verbündet sich mit dem Teufel.» – Ein moderner Doktor Faust. Ähnliches war Tiefenbach in den Sinn gekommen, als kürzlich die Berliner Abordnung feststellen wollte, welche der beiden Waffen den baldigen Einsatz gewährleiste. Der ‚Kirschkern‘, das motorgetriebene, automatisch gesteuerte Flugzeug, wurde zum Konkurrenten der Rakete A 4. Der Doktor war an jenem Tage gereizt wie ein Tiger. Nach den Pannen der letzten Monate würde sich niemand wundern, wenn an diesem Stichtag das A 4 dem Willen seiner Schöpfer nicht gehorchen würde. Doch das Wunder trat ein. Die Halbfachleute zeigten sich beeindruckt. Der ‚Kirschkern‘ dagegen plumpste allzu früh ins Wasser. Carla Winter, die den Stab begleitete, sagte in die skeptischen Mienen hinein: «Meine Herren! Selbst wenn das Projekt ‚Kirschkern‘ in sechs Monaten nicht einsatzfähig ist, sollte es mit allen Kräften weiterentwickelt werden. Ich sehe darin den Vorläufer des Ein-Mann-Torpedos in der Art, wie es die Japaner todesmutig schon anwenden.» Daraufhin wurden beide Projekte als gleichrangig dem Oberkommando gemeldet.

Peinlich war, dass nach der offiziellen Prüfung der Herbststart des A 4 «in grosser Besetzung» wieder verschoben werden musste.

Wegen technischer Verbesserungen am Ofen. Der Doktor liess nun lieber Termine platzen als die teuren Projektile.

Die beiden Segler erreichten bei tiefer Dunkelheit endlich den Hafen. Mit klammen Fingern zogen sie die Persenning über das offene Scharpie.

Weidmannsglück geht nicht immer Hand in Hand mit dem Glück schlechthin. Martin Uhlig war wütend. Er schrie ins Telefon, er werde selber mit dem Oberstleutnant reden. Wieder in seinem Zimmer, zog er den Wollschal fester und steckte den Tauchsieder ins Wasser. Er musste Kamille inhalieren, sonst war morgen der Hirnkasten zu. Alles wegen der Enten. Und nun war er sie auch noch los. Hanke, dieser Trottel – oder war er so raffiniert? –, der hatte die ganze Vogelgalerie so dekorativ im Kasinokeller ausgelegt, dass Oberstleutnant Keiner beim Inspizieren der Weinvorräte darüber stolpern musste. Die Nachfeier seiner Hochzeit mit Christa Kaiser stand ins Haus, also requirierte er die Vögel für das Festessen der Offiziere. Der Oberstleutnant liess durch Hanke darum bitten. Jawohl bitten – und einladen dazu. Netter Tausch: neun stattliche Wildenten gegen den Vorzug, der Ex-Kaiserin die Hand küssen zu dürfen.

Uhligs Miene blieb bissig, als Tiefenbach kam. Der Freund zog aus jeder Jackettasche eine Dreiviertelliterflasche. «Den Weinbrand schickt dir Hanke als Tröster. Und die Milch habe ich ihm abgeknöpft für einen Griessschmarren.»

«Griessschmarren», höhnte Uhlig, «wenn man ein knappes Dutzend Wildenten im Keller hat. Schwer errungen –»

«Und mit einem Katarrh bezahlt», ergänzte Tiefenbach. «Keiner hat schon Befehl gegeben zum Rufen.»

Wütend stand Uhlig von der Couch auf. «Das sind *meine* Enten. Lieber fress ich sie roh.»

Tiefenbach goss Weinbrand ins Zahnputzglas. «Die bekämen dir schlecht. Der General ist Gast auf dem Fest. Hanke und Keiner sind heilfroh, dass der Fleischgang gesichert ist. Ehe du ihnen die Vögel aus den Klauen reisst, schicken sie dich auf Aussenkommando in den Busch.»

«Schweinerei. Hanke hat das bewusst eingefädelt.»

«Natürlich. Er macht sich auf deine Kosten oben lieb Kind.»

«Und da soll man nicht aus der Haut fahren.»

«Wärst du doch Offizier geworden. Vielleicht hättest du ein bisschen Ethik in diese Kaste gebracht», stichelte Tiefenbach. «Was bedeutet schon der kleine Trick mit den Enten gegen die grossen Schurkereien, die von solchen Leuten ausgeheckt werden. Da geht's nicht nur um totes Federvieh.» Er stand an der Tür.

Uhlig drehte sich nach ihm um. «Deine Philosophie leuchtet mir ein. Aber wenn ich allein bin, juckt's mich wieder.»

«Ich will nur die Kaiserschmarrenmaschine holen. Falls Wodru-ba sie nicht schon weitergereicht hat.»

Die Kaiserschmarrenmaschine war ein elektrischer Tiegel, der im Junggesellenheim von einem Zimmer zum anderen ausgeliehen wurde und bei den mehlspeisengewohnten Süddeutschen und Österreichern besonders begehrt war. Wem das unhandliche Ding gehörte, wussten die Teilnehmer dieses Verleiherrings kaum noch. Man schob es nach Gebrauch unter die Couch, bis sich ein neuer Interessent meldete.

Martin Uhlig krächzte heiser sein frevlerisches Tischgebet: «Mögen ihnen die Knochen im Halse steckenbleiben.» Er hatte mit sicherem Blick ein annehmbares Stück saftiger Stockente auf der Fleischplatte ausgemacht und darauf bestanden, dass die Düse es ihm vorlegte. Der Leidtragende war Tiefenbach, für den gerade ein Anstandshappen übrigblieb.

Ausser Uhlig und Tiefenbach gab es an Zivilisten noch Klemt und den Doktor an der Festtafel. Dazu die Frauen. Von der Ex-Kaiserin waren Frau Klemt, die Maidenführerin des KHD-Lagers und Fräulein Püschel für würdig befunden worden.

Tiefenbach machte seine Beobachtungen; trotz knurrenden Magens nicht ohne Reiz. Der General nickte Oberzahlmeister Hanke anerkennend zu, was der Oberstleutnant bemerkte und sogleich kommentierte: «Wir haben uns da einen ausgezeichneten Organisator herangeholt.»

«Wildgeflügel ist ein seltener Genuss», erwiderte der General.
«Wer geht denn so erfolgreich auf Enten?»

«Soviel ich weiss, einige unserer jüngeren Mitarbeiter.»

Tiefenbach lehnte sich in seinen Stuhl zurück, um dem Blick des Oberstleutnants nicht zu begegnen.

Die Dame des Abends, Christa Keiner geborene Kaiser, wusste von der Herkunft der Enten. Sie lächelte. Sie hatte erreicht, was sie wollte. Vor etwa zwei Jahren noch lag ihr sehr daran, in dem Kreis um Uhlig Fuss zu fassen. Ungeschickterweise liess sie Bemerkungen fallen über Mädchen, denen sie sich überlegen fühlte. Einer der Harmlosesten, Wodruba, Chemiker aus Wien, hatte einmal nach einigen Gläsern Grog liebenswürdig lächelnd gefragt, in wiewenig Zimmern des Junggesellenheims sie noch nicht übernachtet hätte. Von Uhlig wusste sie, dass er genauso von ihr dachte. Triumph! Jetzt hatten jene, die sie ablehnten, ihr das Hochzeitsmahl ausrichten müssen. Und Uhlig war sogar gekommen, voller Wut, nur um etwas von seinen Enten abzukriegen. – Eigentlich ziemlich kläglich, versuchte sie sich einzureden. An seinem Nachbarn Tiefenbach war mehr dran. Dafür glaubte sie eine Witterung zu haben. Aber sie hatte sich jetzt festgelegt, und wenn Kurt Hanke Kavalier blieb und schwieg, würde ihr in Zukunft nichts fehlen. Sie hörte den schweren Atem ihres Mannes. Das gute Essen machte ihm zu schaffen. Den Stabsarzt müsste sie wohl wegen der Diät fragen.

Abends im Kasino sah man ihn ab und zu in Gesellschaft der kleinen Edith Knorr. Ob er noch zu ihr hielt, seit sie im Haus Seestern Niggertänze aufgeführt hatte, wusste Christa nicht. Eine tolle Orgie, behauptete die Püschel. Auch die Leonhard war dabei, in etwas Rotes gehüllt. Und nichts darunter! Leider stoppten die Hörselmann und die Hasse mit Klemts Hilfe alle Gerüchte. Auch Bonorden, der Leutnant aus dem Vorzimmer des Generals, der neuerdings mit der kleinen Knorr liebäugelte, wies das Gerede ab.

Christa hatte plötzlich das Gefühl, beobachtet zu werden. Das war irritierend, weil Hanke beim Heben seines Glases verstohlen Vertrautheit andeutete. Und Tiefenbachs versteckt liegende Augen

schienen hinter die Fassaden zu blicken. Ob er sich langweilte? Vielleicht war es ein Fehler gewesen, so wenig Damen einzuladen.

Nach dem Diner fand die Kelnerin, gewesene Kaiserin, jenen Gast, der sich in ihrer Gesellschaft langweilte, weder im Kaminzimmer noch im roten Salon. Auch Uhlig war nicht da. Hanke trat in gut gespielter Korrektheit auf sie zu. «Gnädige Frau suchen jemand?»

Kühl blickte die Frau des Oberstleutnants den Zahlmeister an. «Ja. Doktor Tiefenbach. Oder Herrn Uhlig.»

«Die beiden lassen sich entschuldigen. Herrn Uhlig macht seine Erkältung zu schaffen, und Herr Tiefenbach erwartet ein dringendes Telefongespräch von seinem Professor.»

«Danke.» Die hoheitsvolle Wendung der Kelnerin wirkte auf Hanke unangenehm echt. Gewohnt, rasch zu reagieren, nahm er der Düse, die drei Liköre vorbeibalancierte, das Tablett ab und ging auf Frau Klemt und die Maidenführerin zu. «Meine Damen!» Seine Aufmerksamkeit wurde von den beiden wohlwollend vermerkt. Es befremdete ihn allerdings, dass auch Frau Klemt nach Tiefenbach fragte.

«So, er ist schon gegangen», sagte sie gedehnt und blickte die Reihe der Gäste entlang. Ihr Mann sass am Generalstisch. Den lebhaften Gesten des Doktors nach zu urteilen, wurde dort gefachsimpelt. Am Nebentisch trank der Stabsarzt still vor sich hin. Es hiess, er sei in eine kleine Angestellte vernarrt, die ihn zum Besten halte. Stabszahlmeister Fahrland erzählte am Kamin Anekdoten, die vor allem Fräulein Püschel belachte. Für Rosemarie Klemt war der Verlauf des Abends klar. In einer Stunde etwa würde der General dem Fahrland jovial auf die Schulter klopfen. «Fahrland, haben Sie die Stimme geölt?» – «Jawohl, Herr General.» – «Also, Büblein klein an der Mutterbrust.» – «Jawohl, Herr General, Büblein klein.» Fahrland würde sich breit aufpflanzen und die Räume mit dem Falstafflied füllen. Sie würden ihm kräftig zu trinken geben, er würde singen, was man verlangte, und nicht merken, wie sie ihn zum Affen machten. Es war immer wieder dasselbe.

«Was kann ich für die gnädige Frau tun?» Hanke schob ihr einen Sessel hin.

Also gut, dachte sie, dieser Abend heisst Hanke.

Das Inselgelände wurde hinter der Absperrung immer unübersichtlicher. Allein hätte Tiefenbach die Blockhütte in der Dunkelheit kaum gefunden. Es war schon gut, dass er Uhlig aufgefordert hatte, mitzukommen zum «Apfelkuchenschmaus in der Wildnis», arrangiert von Traude Hörselmann und ihrem Kreis. Die Mädchen mussten Ingenieure vom Versuchsfeld eingeladen haben, andernfalls hätten sie ihren Fuss gar nicht ins Allerheiligste der Versuchsstelle setzen dürfen.

«Wir hätten doch erst ein paar Schnäpse trinken sollen», meinte Uhlig brummig. Der Weg wollte kein Ende nehmen.

«War dir dein Stück Ente zu fett? Übrigens habe ich vorgesorgt. Statt Blumen.» Tiefenbach zog die Revers seines Ledermantels auseinander. Ein Flaschenhals ragte heraus. «Ich hatte bei Hanke noch etwas gut. Der Kerl schien froh zu sein, dass wir abzogen. Er verträgt keine Konkurrenz bei den Damen.»

«Und wegen welcher Damen lockst du mich in den Busch?»

«Dir sitzen wohl die Entenknochen verquer?» spottete Tiefenbach.

Plötzlich eine Stimme aus dem Dunkel: «He, Parole!» «Apfelkuchen», gab Tiefenbach trocken zurück.

Der Rufer lachte auf. Es war Jürgen Baer. Sie standen vor der Hütte, einem Schutzraum für die Arbeitskommandos. Auf einem kleinen eisernen Ofen wurde Punsch gebraut. Die Deckenfünzel hatten die Mädchen bunt umkleidet. In der Mitte des Raumes prangte auf einer Kiste ein Blechkuchen.

Hans Tiefenbachs Blicke schweiften flüchtig darüber hin. Was er suchte, stand am Punschtopf, emsig rührend. Er hatte es nicht über sich gebracht, Traude Hörselmann zu fragen, ob Eva wieder da sei. Nun hantierte sie mit einer grossen Kelle in einer Wolke von Zimt- und Nelkenduft.

«Ihre Tasse, mein Herr», sagte sie gespielt streng.

«Vergessen», sagte er. «Leihen Sie mir Ihre. Wir haben doch schon einmal aus demselben Glas getrunken. Irgendwo an Bord.»

Sie tat, als müsse sie sich erst besinnen. Dann schenkte sie einen gelblichen Porzellanbecher mit braunen Punkten voll.

Er passt zu ihrem Pullover, dachte Tiefenbach vergnügt.

Traude Hörselmann verteilte den Apfelkuchen. Er war ein Gemeinschaftswerk im weitesten Sinne, und er war einmalig und kostbar durch den schwierigen Transport der Äpfel. Bei einem Dienstflug nach Friedrichshafen hatte Wilfried Parisius seine dort vor längerer Zeit geknüpften Beziehungen genützt und am fruchtereichen Bodensee einen halben Zentner Äpfel aufgetrieben. Die Heinkelmaschine bot Platz genug; peinlich war nur, dass er noch in Kassel zu tun hatte und dort übernachten musste. Die Wetterfrösche prophezeiten Nachtfrost. Welche Gefahr für die kostbare Fracht! Wenn es darauf ankam, konnte der schweigsame und zurückhaltende Parisius recht aktiv werden. Unter dem Vorwand, er habe kälteempfindliche Geräte geladen, bekam er für die Apfelmachine einen Hangar zugewiesen. Traude sorgte dafür, dass Parisius' Husarenstück die Runde machte.

Uhlig sagte kauend zu Tiefenbach: «Parisius war nicht so blöd wie wir. Bloss gut, dass die Grosskopfeten nicht auch noch die schönen Äpfel gekriegt haben.» Er liess sich den Teller nachfüllen. Wie gut die Mädchen backen konnten. Sicher hätten sie sich auch an die Wildenten gewagt. Die nächsten, die er schiessen würde, liess er sich nicht wieder aus den Zähnen ziehen.

Der Seehund, ein aus Weisswein bereiteter Punsch, erhitzte die Köpfe. Franz Wodruba hatte heimlich eine Flasche Slibowitz kalt gestellt. Während Traude verteilte, nahm er die Klampfe und behauptete singend, dass er die schönen Mädchen nicht erfunden habe. In einer Ecke erfanden Edith Knorr und der als Zivilist verkleidete Leutnant Bonorden den Nougatkuss. Die beiden hatten sich an einer Stange Nougat zugleich festgebissen und knabberten sich Millimeter um Millimeter zueinander heran. Als sie sich etwa in der Mitte trafen – die schärfsten Beobachter wollten gesehen haben, dass Edith etwas schneller gearbeitet hatte –, als sich jedenfalls die beiden Mäuler aufeinanderlegten, quietschte Henny Rosenow:

«Huch!» Sie schien vom Ende des Spiels überrascht. Die Sache machte Schule. Da Süßigkeiten länglichen Formats knapp waren, wurden die vorhandenen halbiert. Auf diese Weise kam Martin Uhlig bei Eva ans Ziel, rasch und unverfänglich.

«Dein Mund ist viel zu süß, dass ihn nur einer küsst», dudelte das Koffergrammophon. Traude summte mit. Sie hatte den Arm auf die Schulter ihres Apfelritters gelegt und versuchte sich vorzustellen, was ihre Eltern sagen würden, wenn sie ihn zu Weihnachten mit nach Hamburg brächte. Pilot – ist das überhaupt ein Beruf? Nicht einmal mit, ordentlicher Ingenieurausbildung?

Tiefenbach beobachtete Eva und Uhlig beim Tanzen. Es schien nicht gut um die beiden zu stehen. Martin machte ein Gesicht, als wolle er das Mädchen festhalten, um jeden Preis. Der Freund hatte mit seiner sicheren Art bei Frauen meistens Glück. Tiefenbach erinnerte sich seines ersten Besuchs in Uhligs Zimmer. Es war kurz nach dem Sonntag im Boddnhaus. Ein Album lag da zum Blättern, während Martin Teig für die Kaiserschmarrenmaschine anrührte. Kaum ein Foto von Sonnenbädern in den Dünen ohne Eva Leonhard. Schöne Porträts darunter, mit Sorgfalt aufgenommen. Martin war an Lob gewöhnt. «Gefallen sie dir?» – «Hm. Besonders das Mädchen.» – «Welches?» – «Du bist gut! Mal mit Turban, mal ohne. Mal viel an, mal wenig.» – «Ach so.» Pause in der Kaiserschmarrenkombüse. Nur das Brutzeln des Fetts war zu vernehmen. Tiefenbach blieb hartnäckig. «Ist nichts mit ihr?» – «Die ist schon in festen Händen.» Nach einer Weile des Schweigens wieder Uhligs Stimme: «Liebst du's auf allen Seiten braun?» Verblüffte Gegenfrage: «Wen? Das Mädchen?» – «Ach – Schmarrn!» Seitdem wurde Eva nicht mehr erwähnt. Von der Anspielung nach der Entenjagd abgesehen.

An diesem Abend hätte es für Hans Tiefenbach weder des Seehunds noch des Slibowitz bedurft, um sie in den Arm zu nehmen. Die Reste des Apfelkuchens umtanzend, machten sie aus dem English-Waltz eine Geschicklichkeitsübung. Es war viel Luft zwischen ihren Körpern. Einer behielt den anderen im Blick. Beim Schlussakkord umschloss er Evas Taille. Im federnden Sprung wölbte sich ihr Faltenrock wie eine Glocke. Ohne das steife Sie noch zu bemühen,

sagte er: «Komm, wir müssen sowieso aus einem Becher trinken.»

Der Raum war nicht gross. Wegen der Verdunklung konnte nur schwer gelüftet werden. Unter dem Vorwand, frische Luft schöpfen zu wollen, konnte man sich leicht eine Weile entfernen. Jürgen Baer nützte das aus. Mit Tiefenbachs Erscheinen war Eva ihm entglitten. Er stürzte den Rest Slibowitz hinunter und gesellte sich zu Marlies. Er wusste von ihrer Bindung an Herbert Axe. Den seltsam versponnenen Soldaten hatte er in letzter Zeit im Zinnowitzer Pfarrhaus mehrmals im Kreis der heimlichen Rundfunkhörer getroffen.

Marlies schien bedrückt. Auf dem nächtlichen Rundgang bekam Baer jedoch bald heraus, was sie beschäftigte. Sie hatte Axe zu diesem improvisierten Fest eingeladen, ihre Aufforderung jedoch, als er Bedenken äusserte, nicht nachdrücklich wiederholt. «Sie kennen ihn ja ein bisschen», sagte sie. «Er steckt voller Hemmungen. Natürlich musste er zuerst nein sagen. Hätte ich ihn doch ermutigt! Er braucht so nötig Aufheiterung.»

«Geben Sie zu: Sie waren erleichtert, als er ablehnte.»

«Ja. Ich bin feige. Ich fürchtete, er würde sich nicht wohl fühlen. Eigentlich sind wir doch eine ziemlich leichtfertige Gesellschaft. Bei solcher Festefeierei habe ich immer ein schlechtes Gewissen.»

«Da sind Sie nicht die einzige. Aber das Gewissen reicht zum Antrieb für vernünftiges Handeln bei den wenigsten aus. Jeder betäubt sich, so gut er kann. Der eine besäuft sich, weil wir nicht schnell genug siegen, den anderen graut's beim Gedanken an das Kriegsende.»

Ein merkwürdiges Brummen mischte sich in das Rauschen der Baumwipfel. Marlies sah sich um. «Wir müssen dicht am Prüfstand 7 sein. Die Arbeiter machen Nachtschicht wegen des bevorstehenden Starts. Wenn uns hier ein Posten sieht! Ich habe keinen Zusatzausweis.»

Baers Plakette galt auch nicht für diesen Geländeteil. Aber um dieses Spaziergangs willen machte er das Fest mit. Er wollte wissen, wie sich die Postenkette um die Abschussarena verteilte. Fünzfzig Meter Luftlinie, weiter konnten sie vom Prüfstand nicht mehr entfernt sein. Wenn er bei Marlies keinen Verdacht erregen sollte,

müsste er jetzt umkehren. Fürsorglich ergriff er ihren Arm. «Meinen Sie, man würde uns für Spione halten? Mich vielleicht, aber Sie doch nicht, als Verwandte des Betriebsingenieurs.»

Sie sah ihn ernst an. «Ich habe oft Angst. Manche vermuten hinter den missglückten Startversuchen Sabotage. Bei einer Fahndung werden sie sich solche wie Axe herausgreifen. Er hat einen Bruder im KZ. Er würde die Nerven verlieren, glaube ich.»

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander. Baer dachte an die Genossen im Kerker, an Heino und die anderen aus der Berliner Gruppe, die auf ihre Urteile warteten. Hanna Peplow beobachtete nun jede Veränderung im Personalstand der Versuchsstelle. Vorerst wurden alle nach Berlin laufenden Fäden fallengelassen. Ganz auf sich gestellt, bedurften sie um so dringender neuer Mitarbeiter. Was Eva betraf, rang er schwer mit sich. Immer wieder kam er zu dem Schluss, dass sie durch ihre Herkunft gefährdet sei. Aber mit Marlies war es etwas anderes. Als Sozialangestellte und Kusine des Betriebsingenieurs stand sie ausserhalb jeden Verdachts. Er überlegte, wie er es Marlies beibringen sollte. Axe brauchte eine Aufgabe. Eine diesseitige, ja. Aber sie selber auch ...

Baer kam mit den Gedanken nicht zu Ende. Ein Wachhund knurrte. Im Gebüsch blitzte kurz eine abgedunkelte Taschenlampe auf. Marlies fühlte plötzlich Baers Arm um sich. Seinen Kopf an ihrer Schulter, flüsterte er: «Umarmen Sie mich.» Unsicher tastete sie sich an seiner Jacke hoch. Während sich Schritte näherten, sagte er halblaut: «Komm, Liebling, die anderen werden uns vermissen.» In enger Umschlingung mit ihr wollte er weitergehen.

«Halt!» Der Lampenträger stand vor ihnen.

«Mann, sehen Sie nicht, dass Sie stören?» entgegnete Baer.

«Erst mal Ihre Ausweise.» Ein Schäferhund an kurzer Leine hechelte.

Baer zog Ausweis und Dienstplakette aus der Tasche. «Leutnant Bonorden hat die Genehmigung für alle. Wir tagen in der Hütte.»

«Hier ist aber nicht die Blockhütte, hier geht's zum – hier geht's ganz woandershin. Und Ihre Plakette gilt hier nicht.»

Baer lachte gezwungen. «Marlies, der Mann nimmt uns übel, dass wir allein sein wollten.» Und an den Wachhabenden gewandt: «Bei der Hütte promenieren noch mehr. Deshalb sind wir hundert Meter weiter gegangen.»

Der Mann brummelte: «Melden muss ich es trotzdem. Sie haben ein fremdes Fräulein hier herumgeführt.»

Das fehlte gerade noch, der Name Baer in so einem Zusammenhang! Es half nichts, er musste Marlies hineinziehen. «Sie kennen doch Betriebsingenieur Brettschneider? Das fremde Fräulein ist seine Kusine.»

Der Mann liess die Lampe abgeschirmt vor Marlies' Gesicht kreisen. «Unsere Betriebsfürsorgerin. Warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt? Die darf zwar auch nicht hier herumspazieren, aber wenn es so ist ... Jetzt möcht's wohl genug sein.» Er wich nicht, bis das Pärchen den Weg zur Hütte nahm.

Marlies atmete erst wieder auf, als sie in der warmen Luft des verräucherten Raumes waren. Baer lächelte. «Fühlen Sie sich sehr kompromittiert?»

Sie wollte lässig antworten, aber es gelang nicht recht. Sie hatte sich ungeschickt benommen. War auch das schon Herbert Axes Einfluss? Sein hoffnungsloses Leben in Furcht wirkte wie eine ansteckende Krankheit. Sie wehrte sich umsonst dagegen. Vielleicht konnte Baer ihr helfen. Wie geschickt er reagiert hatte. Sie sah ihn plötzlich mit anderen Augen an. Ob Eva ihn so kannte?

Die sass mit geröteten Wangen auf der Bank und schlenkerte den rechten, unbeschuheten Fuss.

«Den Schuh hat Hans Tiefenbach mitgenommen», erklärte sie Marlies, «damit ich ihm nicht weglaufe. Wodruba wollte ihn nämlich sprechen. Ich bin einfach gezwungen, treu zu bleiben.»

«Fällt's schwer?» fragte Marlies.

Eva lachte mutwillig. «Martin hat es den Rest gegeben. Ich musste ihm doch den Tanz abschlagen.»

Als Tiefenbach zurückkam, baute er sich vor Eva auf. «Bist also brav gewesen!» Kniend zog er ihr den Schuh an.

Wie der Prinz dem Aschenputtel, dachte Marlies. Die Melancholie, die seit Posen auf Eva lastete, schien überwunden.

2 A 4 fliegt

An einem klaren Herbsttag sahen alle, die in der Versuchsstelle Insel arbeiteten, das Produkt ihrer jahrelangen, mehr oder minder intensiven Bemühungen in die Ionosphäre steigen. A4 flog; zum erstenmal ohne Zwischenfall. Vor der letzten Überprüfung des Flugkörpers hatte der General noch einmal an den Stab der Hauptverantwortlichen appelliert: «Meine Herren, der Ausgang dieses Starts wird für das Schicksal der gesamten Versuchsstelle von grosser Bedeutung sein. Wenn er nicht gelingt, haben wir im Waffenamt – und an höherer Stelle erst recht – unseren Kredit verloren. Projekt A4 kann von heute auf morgen aus der Liste der kriegsentscheidenden Waffen gestrichen werden. Das bedeutet Wegfall der höchsten Dringlichkeitsstufe, Wegfall vieler UK-Stellungen, Kleinkampf um jedes Gramm Material. Setzen Sie alle Kraft daran, die Minute X gut vorzubereiten. Der Reichsmarschall wird dem Startversuch beiwohnen.»

Die flachen Dächer der Werkstätten wurden an diesem Tage zu Logenplätzen. Traude Hörselmann war an Klemts Seite. Eva traf sich mit Marlies auf dem Sandhügel unweit des Windkanalgebäudes. Sie gehörten zur Masse derer, die da oben keinen Zutritt fanden. Der Soldat Axe machte sich den Wirbel des merkwürdigen Tages zunutze und suchte Marlies. Seit er ihre Einladung zu dem Hüttenfest abgelehnt hatte, waren sie nicht mehr zusammen gewesen. In einer Gruppe wurden Wetten abgeschlossen. «Das Ding fliegt doch wieder nicht.» – «Wenn's nicht hinhaut, bist du mit schuld», spottete Versuchsingenieur Immisch. «Die *gläubigen* Herzen sind es, die den Sieg erringen.»

Marlies wusste aus Gesprächen mit ihrem Vetter von den vielfältigen und komplizierten Vorbereitungen für die Minute X. Der Leiter des Versuchsfeldes hatte ein raffiniertes Kommando- und Zeit-

system entwickelt. Jetzt sassen die Messingenieure an ihren Geräten, ständig der Durchsagen von der Schiessleitung gewärtig. Auf den Plattformen der Prüfstände und des Messhauses waren Scherenfernrohre auf einen Punkt gerichtet. Fotografen und Kinooperateure machten ihre Apparate fertig, und im Bunker standen die Triebwerks- und Steuerungsingenieure vor den Schaltpulten. Eine bis ins Kleinste eingespielte Organisation war nötig, um das Maximum an Steighöhe, präzise Umlenkung, Brennschluss und optimale Reichweite der Grossrakete zu erzielen. Wenn starke Wünsche wirklich Kräfte wären, dann müsste das A 4 diesmal fliegen. Aber es gab auch Gegenkräfte. Herbert Axes Gedankenwelt war ihr vertraut. Er wünschte das Versagen dieses grossen, mühevollen Werks und hätte sogar ein Bombardement in Kauf genommen. Jedes Mittel war recht, das helfen konnte, den Krieg schnell zu beenden. «Dieser Krieg ist die Tat eines Grössenwahnsinnigen», sagte er oft. «Unser Volk zerfleischt sich für die verdrängten Komplexe eines Gerne-gross.» Zerquält ging sie nach solchen Gesprächen heim. Die einzige, mit der sie darüber zu sprechen wagte, war Eva. Bei ihrem Vetter fand sie nur fanatischen Arbeitswillen und Siegesglauben. Auch an die Ungeduld des Verwundeten im Swinemünder Lazarett musste sie denken, der seinen «Haufen» nicht im Stich lassen wollte und seiner Rückkehr ins Baltikum entgegenfieberte. Wo war Verrat? Wo war Treue? Sie träumte manchmal davon, jemand habe sie durchschaut und in ein Lager gebracht. Sie war soweit, dass sie nichts mehr zu wünschen oder zu hoffen wagte, weder Sieg noch Niederlage.

Immisch zog die Uhr. «Gleich müsste sich der Kommandobunker melden.» Schon knackte es im Lautsprecher. Eine Stimme verkündete: «X minus drei. – Zeit läuft.» Immisch fuhr sich durchs Haar. «Die Steuerkreisel laufen schon. Verdammt noch mal, warum kann man jetzt die Zigarre nicht stehen sehen – frei auf ihrem Startisch.»

«X minus zwei. – Zeit läuft.» Einige Nachzügler erklimmen eilig den Sandhügel.

«X minus eins. – Zeit läuft.» Die Menschen hielten den Atem an. Eine Rauchpatrone stieg in die Luft.

«Gleich wird die kleine Stufe eingeschaltet.» Immisch fieberte. «Mit acht Tonnen Schub. Dann die Hauptstufe. Fünfundzwanzig Tonnen Schub. Fernsehen müsste man können. Wie sich der Rückstoss entwickelt –»

Fast lautlos, da der Schall des Triebwerks die Wartenden noch nicht erreicht hatte, tauchte das A 4 aus dem Walde auf, ein vierzehn Meter hohes metallenes Ungeheuer, dem ein fast gleichlanger Feuerschweif aus dem Heck schoss. Mit wachsender Geschwindigkeit gewann es Höhe. Ein Komet, von Menschenhand in die Atmosphäre geschleudert. Es flog schon einige Sekunden, ehe donnerartiges Brüllen die Ohren der weit im Gelände verstreuten Beobachter erreichte. Die schwarzweisse Flächenzeichnung liess erkennen, dass es stabil seine steile Bahn zog.

Die Techniker auf dem Hügel rissen sich um die Ferngläser. Obgleich die meisten von ihnen die Daten des Aggregats aus Tabellen und Diagrammen kannten, obgleich sie wussten, dass in der Verbrennungskammer, wo sekundlich hundertfünfundzwanzig Liter Spiritus und Sauerstoff eingepumpt wurden, die Gase Temperaturen von zweitausendachthundert Grad erreichten und die freiwerdenden Energien in der Endphase mit etwa sechshundertfünfzigtausend PS bewertet wurden, verschlug es ihnen jetzt, da sie diese Kräfte in Aktion sahen, fast den Atem. Der Gasstrahl schoss mit einer Geschwindigkeit von zweitausend Metern pro Sekunde aus der Düsenmündung. Der immer schneller werdende Flugkörper bog nach knapp fünf Sekunden Flugzeit in den vorgeschriebenen Umlenkbogen ein, als gehorche er einem unhörbaren Befehl.

«Schallgeschwindigkeit!» verkündete die Lautsprecherstimme. Das A 4 flog knapp eine halbe Minute. Wieder hielten die Techniker den Atem an. Nicht umsonst sprachen die Fachleute von der Schallmauer. Diese imaginäre Barriere hatte noch keine Flüssigkeitsrakete überwunden. Aber das A 4 hielt seine Bahn ein, als hätte es kein Kriterium gegeben.

«Jetzt sind zentnerschwere Steine gekullert», sagte Immisch.

Im Fernglas war die Rakete nur noch ein schimmernder Strich mit leuchtendem Flammenschweif. Zehn Kilometer schätzten einige

Sachkundige die Höhe. Plötzlich zeigte sich am klarblauen Himmel ein feingezackter weisser Streifen. Berthel Drews schrie auf: «Es zerplatzt!» Auch andere musste die Wahrnehmung beunruhigt haben. «Alles normal. Kondenserscheinungen», kam es aus dem Lautsprecher. Die Strömungsunruhe in der Atmosphäre verursachte die Zackenbildung.

Immisch liess erst nach einer ganzen Weile das Glas sinken. «Jetzt müsste es dreiundzwanzig Kilometer hoch sein und viereinhalbmals schneller als der Schall fliegen. Wenn man hier den Mess-ton hören könnte, wüsste man es genau.» Wieder vergingen Sekunden, dann meldete der Kommandobunker: «Brennschluss.»

Das ganze Schauspiel hatte etwa eine Minute gedauert. «Siebzig Kilometer, höher steigt es nicht», sagte einer der Techniker. Immisch war optimistischer. «Auf achtzig wird es schon kommen. Der Schub war in Ordnung. Nun soll mal einer sagen, dass sich unsere Arbeit nicht lohnt!»

Herbert Axe war als erster vom Hügel gestiegen. Stumm folgte ihm Marlies. Ausser Hörweite der anderen sagte er: «Da oben fliegt der Tod, und hier unten jubeln sie. Jetzt hat der Wahnsinnige die Waffe, die er braucht.»

Marlies war von dem technischen Wunderwerk tief beeindruckt. Sie schwieg schuldbewusst.

Axe bemühte sich, das Gesehene zu verdrängen. Es gelang ihm schlecht. «Man hat mich zum Werkbahnkommando versetzt. Ich male Sprüche an die Lokomotiven: (Räder müssen rollen für den Sieg.' Grotesk.» Als wolle er Marlies' Erwiderung zuvorkommen, sprach er hastig weiter: «Mfene-mene-tekkel. Der feurige Strahl – und man versteht alles: den Aberglauben der Alten, Hexenfurcht und Dämonenangst. Menschen, die solche Zeichen ihrer Macht brauchen, werden scheitern.»

«Wenn du dir dessen sicher bist, musst du doch ruhiger werden», sagte Marlies.

«Vorher werden sie uns mit ins Chaos reissen.»

Sein Pessimismus macht mich krank, dachte sie. Man kann nicht dagegen an. Ich habe es so oft versucht. Jetzt kann ich nicht mehr.

Inmitten der Menschen, die aus dem Werkstättengelände zurückfluteten, traf Eva Jürgen Baer. «Na», sagte er herausfordernd, «bist du hin und her gerissen?»

«Ich fand es toll», bekannte sie.

«Wir hatten die Ehre, dem ersten Aufstieg einer Flüssigkeitsrakete in die Ionosphäre beizuwohnen. Welturaufführung. Die wenigsten haben damit gerechnet, dass es so gut klappen würde. Das fliegende Laboratorium.» Er lachte auf. «War ganz schön launenhaft bisher. Aber so, wie es heute fliegt, ist es von der Kanalküste aus in fünf bis sechs Minuten in London. Fünfzehnhundert Meter in der Sekunde, nach unseren Berechnungen.»

«Und was wird nun?»

«Sie werden das Fertigungswerk schleunigst in Gang setzen. Hitler wird einen Wisch unterschreiben, dass die Versuchsstelle Insel jedes angeforderte Material zu bekommen hat. Höchste Dringlichkeitsstufe. Der Doktor kriegt einen Orden, und der General wird befördert. Oder auch nicht. Vielleicht kommen die Geier. Ja, sie werden angeschwirrt kommen, die bis jetzt keinen Pfifferling für das A 4-Projekt gegeben haben. Aus der Industrie, vom Generalstab und natürlich die Goldfasane. Plötzlich wird ihnen das Riesenspielzeug Spass machen.»

Eva seufzte. «Wenn nur eins dabei herauskäme: dass in einem halben Jahr Frieden wäre.»

In Hochstimmung verliessen der General, der stille Professor, der Doktor und ein kleiner Stab Mitarbeiter den Beobachtungsstand. Sie geleiteten ihren Gast zum Auto. Ein mächtiger Klumpen Würde in ordenglitzerndem Prunk unter taubengrauer Pelerine, den Marschallstab lässig in der Hand, so schritt er daher, während ihm der Doktor die Massnahmen zur Auswertung des A 4-Starts beschrieb. Eine grüne Flüssigkeit würde die Einschlagstelle auf der See kennzeichnen. Parisius war mit einer schnellen Maschine aufgestiegen. Die Messgeräte hatten als Gipfelpunkt etwa neunzigtausend Meter registriert, und die Weite konnte man bei zweihundert Kilometern annehmen. Auch die letzte schwere Probe, das Wiedereintauchen in die Atmosphäre, war bestanden.

Jede Einzelheit im Bericht des eifrigen jungen Mannes mit dem verwitterten Schlapphut, der ihm verwegen im Nacken sass, bestätigte dem Reichsmarschall, dass er den richtigen Riecher gehabt hatte, entgegen der Meinung aller Skeptiker. Er höchstpersönlich wollte dafür sorgen, dass man diesem Feuerkopf nicht den Schwung nahm mit Querelen und Eifersüchteleien, wie sie zwischen Heer und Luftwaffe vorkamen. Nur mit Elan war so etwas zustande zu bringen, was er, der erste Feldherr nach dem Führer, heute gesehen hatte. Wenn der Marschallstab nicht gewesen wäre, hätte Göring sich wohl die Hände gerieben. Er würde seine Berichterstattung auskosten, im Führerhauptquartier wie bei Goebbels. Der würde zähneknirschend von ihm, seinem persönlichen Gegner, das in Empfang nehmen müssen, was er so dringend für sein Geschäft brauchte: die Beruhigungspille fürs Volk.

Seit den fortschreitenden Luftangriffen im Westen und auf Berlin hatten Worte wie «glauben, gehorchen, kämpfen» viel an Wirkung eingebüsst. Der Rachedurst der Bombengeschädigten musste Nahrung bekommen, das würde auch der Front den Rücken stärken. Die Vergeltung ihrer Leiden manifestierte sich in dem feuerspeienden fliegenden Pfeil, der heute über der Ostsee aufgestiegen war. Bald würde er über den Ärmelkanal fliegen, aus den Stellungen der Ostfront nach Moskau, Leningrad, er würde die Schlüsselposition Stalingrad und das Erdölgebiet im Süden den deutschen Truppen öffnen. – Ja, es war ein guter Tag heute. Göring dachte vergnügt an seine Spontanreaktion beim donnernden Aufsteigen der Rakete. «So ein Start wird die Hauptattraktion auf dem ersten Parteitag nach dem Kriege in Nürnberg sein.» Der junge Doktor lachte auf, als er, sein Marschall, ihm das sagte. Schöne Zähne hatte der Bursche, ein richtiges Raubtiergebiss. Wenn der eines Tages nicht mehr aus Geheimhaltungsgründen im Schatten zu stehen brauchte! Ein Volksheld mit allen Voraussetzungen: selbstbewusst, nicht verweicht, beste deutsche Familie, dazu Grips im Kopf. Von letzterem sogar so viel, dass man ihn im Auge behalten musste.

Über das ganze rosige Gesicht lächelnd, hob der Marschall den

Stab seiner Würde. Schon stand der Wagenschlag offen, da wurde ihm ein Fernschreiben überreicht. Die rosige Siegesgewissheit erlosch. Der Adjutant nahm Haltung an. «Maschine sofort startklar machen», lautete der Befehl. «Die Sowjets versuchen eine Gegenoffensive im Raum von Stalingrad. Gerade heute. Das ist eine Mahnung. Wir brauchen das A 4.»

Diese fatale Nachricht im Ohr, sahen der Doktor und der Generalmajor dem Reichsmarschall nach.

Als Labahn, der Kamerad Blinklicht des Hauses Seestern, die Kate seines Schwagers Peplow verliess, wunderte er sich, Dr. Baer zu treffen. Er kannte ihn von Besuchen bei der Leonhard und der Hasse. Was hatte der denn zwischen den letzten Bruchbuden des ehemaligen Fischerdorfes, wo die Strasse im Ödland der Peenemündung endete, zu suchen? Baer hockte auf dem Sattel, den langen Oberkörper tief über die Lenkstange gebeugt, sogar im Fahren grübelnd. Sekunden später, als Labahn sich umblickte, war der einsame Radfahrer nicht mehr zu sehen. Kopfschüttelnd ging der Alte weiter. Mit seinem Schwager hatte er über den A 4-Start palavert. So geheimnisvoll sie immer taten, an einem Tag wie dem heutigen konnten sie keinem die Augen zubinden. Wo das Ding niederging, da wuchs kein Gras mehr. Wenn es nur kein Bumerang für die Insel wurde.

Hanna Peplows Zimmer hatte schräge Wände. Das Fenster glich einer Augenöffnung im moosüberzogenen Rohrdach. Jürgen Baer musste sich beim Hinaussehen regelrecht zusammenklappen.

«Einen Ausblick hast du!»

Hanna war dabei, im Kanonenofen Feuer zu machen. «Du bist sonst immer erst im Dunkeln gekommen. Jetzt weisst du, was du versäumt hast.»

Die schilfbewachsene Ebene zog sich bis zum Fluss hin. Man meinte, auf einsamstem Vorposten zu sein, nur in Gesellschaft der Wasservögel. Hinter windgebeugten Krüppelkiefern jenseits der Peene ging die Sonne unter.

«Ich hoffte, dass du heute kommst», sagte Hanna, mit dem Blick auf das prasselnde Feuer. «Was hältst du von der Sache?»

Baer setzte sich in den altväterlichen Korbstuhl und schaute zur Decke. «Ich schäme mich, es zu sagen.»

«Es hat dich also begeistert.»

«Hast du's fliegen sehen?»

«Ja.»

«Na und?»

«Mir war's unheimlich. Ich verstehe nichts von Technik. Kann es wirklich kriegsentscheidend werden?»

«Nein. Immerhin – einen psychologischen Sieg hat's heute gegeben. Wenn man nicht wüsste, dass das Ding eine Vernichtungswaffe sondergleichen werden soll – Hanna, es ist die Vorstufe für den Weltraumflug.»

«Nun mal langsam. Bleib auf der Erde und schäm dich.» Sie legte Holz nach. «Das Ding wird gegen England fliegen, gegen die Sowjetunion, wird offene Städte angreifen, Menschen in Massen vernichten.»

«Hätte ich dir von meinen Gedanken gar nichts sagen sollen?»

«Das wäre gegen unsere Abmachung.»

«Du musst über die Folgen dieses geglückten Starts Bescheid wissen. Göring hat es fliegen sehen. Nun läuft die Propagandamaschine.»

«Höchste Zeit, dass wir den Menschen die Wahrheit sagen. Wann, meinst du, werden wir anfangen können zu senden?»

Er sah sie an, zögerte. Sie hatte von Technik wirklich wenig Ahnung, sonst wäre sie nicht immer so ungeduldig, wenn die Sprache auf den Sender kam, den er mit seinen Helfern auf einem Zinnowitzer Hausboden anlegen wollte. Es war ein mühseliges Heranschaffen aller Einzelteile. Aber an den Sender knüpfte Hanna ihre ganze Hoffnung. Aus einem Versteck kramte sie ein Blatt Papier hervor. Sie hatte einen Text entworfen. Es war ein Appell an die deutschen Mütter, das Massenmorden beenden zu helfen, indem sie ihren Söhnen klarmachten, dass sie für eine schlechte Sache kämpften.

«Sich an die Mütter zu wenden ist richtig», sagte Baer. «Aber wir müssen zuerst deutlich machen, *warum* dieser Krieg ins eigene Fleisch geht, warum er gar nicht gut ausgehen *kann*. Nach dem, was wir heute gesehen haben, muss unser Sender eine bestimmte Aufga-

be bekommen: die Menschen aufzuklären über den faulen Zauber mit den Vergeltungswaffen. Wir sind dazu prädestiniert wie niemand sonst.»

Hanna zerknüllte das Papier und warf es in den Ofen. Er empfand ihre Enttäuschung.

«Die Mütter müssen erfahren, dass die neuen Waffen keine Wunder vollbringen können, Hanna. Dass sie nichts anderes sind als Ferngeschosse mit starker Sprengwirkung. Von so etwas lässt sich England nicht ernstlich einschüchtern. Seine Bomber werden weiter unsere Städte zerstören. Wir müssen Goebbels' Zauberformel entzaubern, das Märchen von der Wunderwaffe zunichte machen.»

Jetzt wusste Hanna, wie Baer es meinte. «Ich wollte, ich könnte das bald ins Mikrofon sprechen.»

«Du?» Er schüttelte den Kopf. Der norddeutsche Klang ihrer Stimme war unverkennbar.

«Es muss aber eine Frau sein», beharrte sie.

«Ja, ja, ehe es soweit ist, haben wir eine geeignete gefunden.»

Hanna seufzte. «Wenn man doch mehr tun könnte. Ich habe Moskau abgehört. Die Rote Armee kommt in Bewegung. Sie drückt zurück. Bei Stalingrad.»

«Hoffentlich machen sie Ernst.»

«Die machen bestimmt Ernst.» Sie schob auffällig brüsk seine Hand weg, die sich ihrer Stuhllehne genähert hatte. Mit dem Schürhaken schloss sie die Ofentür. Sie war unzufrieden, ja, ja. In der letzten Zeit hatte sie fast nichts erreicht. Die Verbindung zu den KZ-Häftlingen kam nicht zustande. Eine Frau sollte eingeschleust werden – aber wie?

«Dein Vater», sagte Baer zögernd, «wolltest du nicht mit ihm sprechen?»

«Er ist zuverlässig, aber er hat Angst.»

Baer überlegte. Ihm fiel das Werkbahnkommando ein. KZ-Häftlinge verlegten Eisenbahnschwellen. «Vielleicht komme ich über den Soldaten Axe an die Männer heran», sagte er.

«Ist das der Neue aus dem Zinnowitzer Kreis?»

Baer bestätigte es. Im Pfarrhaus war Axe vor einiger Zeit aufge-

taucht, mit in sich gekehrtem Blick, ein Abseitiger unter den Abseitigen.

«Ich traue solchen Menschen nicht, bei denen man nicht dahinterkommt, was sie eigentlich wollen.»

«Axe kannst du schon trauen. Er ist Anthroposoph.»

«Mir wäre es lieber, du gingest nicht mehr zu den Zinnowitzern, Jürgen. Es sind zu viele geworden. Hier oben können wir doch ganz gut hören.»

Er sah sie aufmerksam an. «Wenn einer von uns mal dran glauben muss, dann darf auf den anderen nicht der geringste Verdacht fallen. Darüber sind wir uns doch schon lange einig, Hanna. Euer Haus liegt zu exponiert, als dass es nicht auffiele, wenn ich regelmässig käme. Was meinst du, wie verduzt dein Onkel heute war.» Baer schob seinen Arm etwas weiter über die Lehne.

Sie wandte sich ab. «Bitte lass, sonst wird alles noch schwieriger.»

Er respektierte diesen Ton an ihr. Er respektierte an diesem fünf- und zwanzigjährigen Mädchen so manches, was er bei anderen fortgelächelt hätte. Er bewunderte ihren Mut, ihre Besonnenheit, und er ahnte, was es sie kostete, ihre Gefühle der Vernunft unterzuordnen. Bisweilen hätte er ihr gern gesagt, sie könnten vielleicht einmal bereuen, nicht alles ausgekostet zu haben an Glück, an Freundschaft. Aber das klang wie ein Todesurteil. Mit ihrem Namen im Gedächtnis und dem Auftrag seines Freundes Heino, sie bei ihrer Vorpostenarbeit zu unterstützen, kam er auf die Insel. Ihre Arbeit war schwierig. Der Leitung hatte sich das Raketenfieber bemächtigt, und die meisten Mitarbeiter suchten dem sogenannten Inselkoller durch eine betont unbekümmerte Lebensweise zu begegnen. Schwer traf Hanna die Nachricht von Verhaftungen in der Berliner Gruppe. «Die Männer sollen sich bei den Verhören grossartig halten. Wer noch kein Kommunist war, wird es jetzt.» Es überraschte sie offensichtlich, dass er, Jürgen Baer, die politische Seite betonte. Es hatte ihr vorerst genügt, dass die Gruppe Menschen der verschiedensten weltanschaulichen Richtungen vereinte. Nun wollte sie mehr wissen. Baer hätte sich keine aufmerksamere Zuhörerinnen wünschen können als diese Fischerstochter, ehemaliges Hausmäd-

chen bei einem Schiffsmakler. Sie überraschte ihn durch einen ungewöhnlichen Ernst. Er musste es hinnehmen, dass sie ihm manchmal Inkonsequenz vorwarf.

Allerdings konnte sie kaum ermessen, welche Schwierigkeiten gerade dieser Frontabschnitt bot, für ihn, den Physiker, Chemiker und Forscher, der er nun einmal war. Wer die Besessenheit des Wissenschaftlers nicht kannte, begriff auch nicht, dass er an manchen Tagen sein Labor verliess mit dem Hochgefühl einer vortrefflichen Leistung und dass es eines inneren Rucks und energischen Eigenbefehls bedurfte, das Erreichte am nächsten Tag zu vernichten. Heino hätte ihn gewiss verstanden, von Hanna konnte er es nicht verlangen.

Mitten in seine Gedanken hinein sagte sie: «Die Leonhard hat eine gute Aussprache.»

«Wie kommst du auf Eva?» fragte er.

Hannas Gedanken kreisten noch immer um den Sender. «Ich kenne ihre Akte. Danach müsste sie gegen die Nazis sein.»

«Wir brauchen reifere Stimmen», sagte Baer ausweichend.

Hanna flüsterte: «Nicht wahr, du liebst sie.»

Er zuckte mit den Schultern. «Kommt es dir so vor?»

«Ja. Und da willst du sie nicht in Gefahr bringen.»

«Sie ist ganz ungeeignet für unsere Sache. In jeder Hinsicht. Keine blasse Ahnung von politischen Hintergründen. Ein reiner Gefühlsmensch. Impulsiv. Schreibt Gedichte.»

«Aber dass sie nichts im Kopf hat, daran glaube ich nicht. Vielleicht geht's ihr nur zu gut hier. Sie ist doch überall vorne dran, wenn es etwas zu feiern gibt.»

Baer pfiff durch die Zähne. Hannas Informationseifer ging ein bisschen zu weit. «Sie wird schon noch etwas für uns zu tun kriegen», sagte er kurz.

Am späten Abend dieses Tages, den die Versuchsstellenleitung mit goldenen Lettern in die Annalen der Forschungsstätte Insel einzugraben gedachte, betrat der Soldat Axe mit Anzeichen schwerer Er schöpfung die Wohnbaracke im VKN-Lager.

Seine sieben Stubenkameraden empfingen ihn mit Gejohle. Of-

fensichtlich war die Branntweinsonderzuteilung aus Anlass des A 4-Starts bereits verkonsumiert.

«Mensch, Axe, das war 'ne Wolke! Ein Pfunds-Budenzauber. Wo hast du denn gesteckt?» Der Gefreite Zobel hieb ihm freundschaftlich auf die Schulter. Einer meckerte hämisch: «Unser Heiliger hat's mit 'nem Mädchen. Statt Schnaps Bratkartoffeln. Und Eier in die Pfanne.» Er verdeutlichte die darauf folgende Zote durch eine unmissverständliche Handbewegung. Zu den Zeugen des verrauschten Budenzaubers gehörten ausser leeren Flaschen und Zigarettenschachteln auch Spottverse. An den Fussenden der Betten baumelten Pappschilder. Axe las das ihm zuge dachte Opus:

Die Achse (Der Axe)
Wir *haben* einen neuen Gott,
der Gott – der heisst: die Achse.
Die Ketzer kommen aufs Schafott,
ob Bayer, Preuss', ob Sachse.

Er fuhr sich mit dem Taschentuch übers Gesicht und begann sich auszukleiden, mit fahrigten Händen. Das Gelächter erstarb.

«Mensch, nun hab dich nicht so», brummte es aus einem Bett.

Axe reagierte nicht. Er vergass, sich vollends auszuziehen, und legte sich lang – in Unterwäsche.

Zobel sah den Kameraden mit geweiteten Augen vor sich hin starren. «Axe, verstehst du denn keinen Spass mehr? Wir haben uns heute abend alle einenjux gemacht.»

Axe nickte krampfhaft und drehte sich zur Wand. Ein Jux. Was war das? Ein Wort aus einer Welt, der er schon lange nicht mehr angehörte. Hinter den elektrisch geladenen Drähten des Konzentrationslagers gab es so ein Wort erst recht nicht. Ob sie ihn schon identifiziert hatten? Sie mussten beim Kommen sein Fahrrad an der Hintertreppe bemerkt haben.

Zu sechst war die Gruppe im Zinnowitzer Pfarrhaus beisammen gewesen. Sendezeit des Londoner Rundfunks. Er, der siebente, holte gerade in der Küche Feuer für die Kerze, als sie hereinstürmten. Er

tastete sich durch den Keller und erreichte auf Umwegen die Landstrasse. Die neun Kilometer bis zum VKN-Lager erschienen ihm endlos. Er fuhr, ständig behindert von seinem zu langen Soldatenmantel, als sässe ihm der Tod im Nacken.

Und hier erwartete ihn ein Jux. Wahrhaftig, sie nannten das einen Jux: Die Ketzer kommen aufs Schafott...

Nach einer Nacht voll schwerer Träume trat Herbert Axe seinen Dienst auf dem Rangierbahnhof der Werkbahn an. Er wunderte sich, was für ein ruhiger, klarer Morgen dem schrecklichen Tag folgte. Unweit des Werkeingangs, wo sein Weg abzweigte, wartete er auf Marlies. Er war zu früh aufgestanden, aber er musste sie sehen. Und je länger er an der kahlen Landstrasse stand, Spott oder Verwunderung preisgegeben, um so mehr setzte sich in ihm der Gedanke fest: Jetzt kommt es auf sie an. Nur noch auf sie. Alles andere ist schon verloren. Ich brauche einen einzigen Menschen. Nur einen einzigen Menschen ...

Er entdeckte Marlies inmitten eines Rudels von Radfahrern, unter denen Dr. Klemt und Traude Hörselmann waren. Sie mussten zur Ausweiskontrolle an der Wache absteigen. Da sah Marlies den einsam Wartenden. Er rührte sich nicht, er blickte sie nur an. Er wartete in diesem Augenblick, wie er nie in seinem vierunddreissigjährigen Leben gewartet hatte. Und weil er so voll innerer Spannung war, bemerkte er auch die kleine Welle der Verlegenheit, die über sie hinging. Sie scherte seitlich ein wenig aus, ohne den Anschluss an ihr Rudel aufzugeben. «Ruf mich morgen mal an.» Ihre warme Stimme klang, als bitte sie um Verzeihung. Dann verschwand sie hinter dem Wachgebäude.

Axe konnte auf seinem Fahrrad kaum die Balance halten. Erwartete er zuviel von den Menschen? Oder hatte Marlies schon erfahren, dass man den Kreis der Schwarzhörer ausgehoben hatte? Befürchtete sie, mit ihm zusammen genannt zu werden? Wer fürchtete sich nicht vor Verhören. Auch er fürchtete sich. Aber er gehörte zu den Menschen, die sich unablässig mit dem beschäftigten müssen, was sie quält. Ein innerer Zwang, dessen er nicht Herr werden konnte.

Er überliess Zobel die rechte Seite der Güterzuglokomotive. Von

der linken aus sah er das Arbeitskommando der KZ-Häftlinge, die unter Aufsicht eines Kapo Schienen verlegten. Ausgemergelte Gestalten in gestreiften Anzügen hoben mit Trägerhaken die Eisenschienen hoch, um sie etwa zehn Meter zu transportieren, auf Kommando und im Gleichschritt über Schwellen, Geleise und Weichen hinweg. Der Kapo fluchte, wenn einer stolperte.

Bald bin ich auch dabei, dachte Herbert Axe. Die weissen Buchstaben auf dem schwarzen Tender der Lokomotive wurden schief. Die Striche des ä liefen aus wie Tränen auf einer Kinderwange. Axe war sich kaum noch bewusst, dass er einen Pinsel hielt und Schablonen auszufüllen hatte. Wörter, die an den Sieg glauben machen sollten. Für ihn gab es keinen Sieg. Und für jene in den gestreiften Anzügen auch nicht. Sieg gab es für die Horde, die gestern abend ins Zinnowitzer Pfarrhaus eingedrungen war, und für alle, die das feurige Menetekel zum Himmel gesandt hatten. Auch für Marlies. Sinnlos, das zu leugnen ... Ein Aufbrüllen, fast tierisch, durchschnitt die Luft. Im Stolpern war einem Häftling der Trägerhaken entglitten. Der Hintermann besass nicht die Kraft, die Last mit zu übernehmen, und die Eisenschiene fiel dem Träger der anderen Seite auf die Füsse. Der qualvolle Schrei des Verletzten war noch nicht verhallt, als der Kapo auf den Urheber des Unglücks losprügelte, blindlings. Ohnmächtig, blutend blieb der Häftling liegen.

Fauchend fuhr eine Lokomotive vorbei. Im Führerstand liess sich keiner blicken.

Herbert Axe sah die schwere schwarze Maschine herankommen. Nur einen Augenblick stark sein, nur einen winzigen Augenblick. Es ist besser als das andere, als *alles* andere. – Er machte ein paar unsichere Schritte, dann rannte er, taumelnd, wie von Sinnen. Der Lokomotivführer vermochte nicht mehr zu bremsen, als der Soldat sich mit erhobenen Armen auf die Schienen warf.

An diesem Vormittag häuften sich beim Betriebsingenieur die Hiobsbotschaften. Zuerst die Nachricht von der Geheimen Staatspolizei, dass man am Vorabend im Pfarrhaus Zinnowitz sechs Leute verhaftet habe, auch Angestellte der Versuchsstelle darunter. Der

Abwehrabteilung war offenbar ein Fischzug gelungen. Schwarzhö-
rer – klare Sache. Die zweite Meldung dagegen war rätselhaft. Ein
Toter auf den Rangiergeleisen der Werkbahn. Selbstmord, wurde be-
hauptet.

Axe, Herbert – woher kannte er nur den Namen? Marlies hatte ihn
ausgesprochen. Es fiel Brettschneider im Moment ein, da der Au-
genzeuge sein Büro betrat.

Der Gefreite Zobel, noch erschüttert von dem Erlebnis, berichtete.
«Axe rannte über die Schienen direkt auf die Maschine los. Ein
Sprung, und er war drunter.»

«Er wird gestolpert sein. Vielleicht wollte er dem Lokomotivfüh-
rer etwas zurufen», sagte Brettschneider. «Was sollte ihn denn zum
Selbstmord getrieben haben?»

«So unverständlich ist das gar nicht, Herr Ingenieur. Wenn ich vor
Ihnen offen reden darf –»

«Heraus mit der Sprache. Sie müssen sowieso aussagen.»

«Axe hat einen Bruder im KZ Dachau. Wenn von KZs bloss die
Rede war, wurde er schon komisch. Und nun hat er das da mit ange-
sehen.»

«Hm. – Das mit dem Kapo behalten Sie mal lieber für sich. Mein
ganz persönlicher Rat, Gefreiter Zobel. Man wird selbstverständlich
diesen Menschen belangen, dafür werde ich sorgen. Verstanden?»

«Jawohl, Herr Ingenieur. Bloss –»

Brettschneider unterbrach den Soldaten: «Was ich noch fragen
wollte, wohnten Sie mit Axe zusammen?»

«Jawohl, im selben Schlafsaal.»

«War er denn gestern schon irgendwie deprimiert?»

«Ja. Er kam auf den letzten Drücker nach Hause, mit dem Rade.
Er wollte mit niemandem sprechen. Wir hatten ein bisschen gefeiert.
Dafür war er sowieso nie zu haben. Also gestern fiel das besonders
auf.»

«Es ist keine Kleinigkeit, einen Kameraden zu verlieren», sagte
Brettschneider in einem Ton, als kondolierte er einem nahen Ange-
hörigen. «Glauben Sie mir, der Tote ruht besser, wenn man ihn als
Verunglückten betrauert. Der Krieg fordert Opfer. Auch der Soldat
Axe ist fürs Vaterland gefallen. Sprechen Sie in diesem Sinne mit
Ihren Kameraden.» Der Gefreite sah den Ingenieur so überrascht an,

hinzufügte: «Ich werde Ihrem Vorgesetzten von Ihrem Kameradschaftsgeist berichten, Herr Zobel.»

Der Gefreite war entlassen. Zobel sah den Nachruf schon vor sich: Für Führer, Volk und Reich gab sein Leben ... Im Grabe würde Axe sich umdrehen.

3

Zwischen den Jahren

Die Menschen feierten auch im Krieg den 24. Dezember als den Tag, da das Heil in die Welt gekommen war. Die Deutschgläubigen machten aus der morgenländisch unarischen Madonna eine Hollefrau und aus dem Weihnachtsmann den Sunnwendmann. «Der Sunnwendmann, wo kommt er her», sangen Jungmädeldchöre im Radio. An die Stelle der «Stillen Nacht» trat die «Hohe Nacht der klaren Sterne», ein Lied mit einer so kühlspäten Melodie, dass Jürgen Baer es spottend «Klare Nacht der kalten Sterne» nannte. Das Radio meldete, der Führer werde den Heiligabend mit Frontsoldaten im Unterstand verleben.

An der Front Insel war man froh, dass kein Halbgott kam, dessen blendendes Beispiel die geplanten Heimatreisen platzen liess. Die drei Züge, mit denen man Anschluss nach Berlin und Hamburg hatte, wurden am 23. Dezember gestürmt. Die Lokomotive ächzte. Ihre Räder hatten Herbert Axes Lebensstränge durchschnitten. Aber daran dachte keiner von denen, die sich in die Vierterklassewagen drängten. Nur an Marlies' Seite reiste die Reue mit: Du hättest Herbert Axe herausreissen können aus seiner Hoffnungslosigkeit. Kleinmütig warst du, statt ihn an euren Zusammenkünften teilhaben zu lassen. War dir seine Uniform zu schäbig? Fürchtetest du den Spott eines Hanke?

Beim Umsteigen wurde Marlies inmitten eines Menschenknäuels weitergeschoben. Sie konnte sich kaum von Traude Hörselmann verabschieden. Eine glückliche Traude. Es war zu erwarten, dass sie mit einem Ring am Finger zurückkehren würde.

Seit Wochen hatte Traude die Heimreise vorbereitet. Als alle

Märchenfiguren für die Kinder ihres Bruders ausgesägt und bemalt waren, buk sie in der Gasheizröhre des Thermolabors Pfefferkuchen mit Sirup, Ei-Ersatz und Mandelaroma. Den Hauptanteil bekam Parisius als Proviant. Er hatte sich mit Uhlig geeinigt, eine Maschine in die Gegend von Emden zu fliegen. Das bedeutete, Traude konnte im hanseatischen Elternhaus sagen: «Wilfried kommt mit seiner Hundertelf.» Sie hockte sich auf ihren Koffer. Baer drängelte sich zu ihr durch. «Vielleicht gibt es in der zweiten Klasse noch Plätze.»

«Für uns – mit Arbeiterrückfahrkarten?» Doch sie liess sich ins Schlepptau nehmen.

In den grauen Polstern der zweiten Klasse rekelten sich einige Kriegshilfsdienstmaiden. Unter Traude Hörselmanns Anleitung hatten sie gelernt, mit Rechenschieber und Logarithmentafel umzugehen. «Diese Gören», grinste Baer. «Keine von denen hat Zuschlag bezahlt.» In der ersten Klasse waren zwei Plätze frei. «Für uns», sagte Baer. «Immer standesgemäss.»

Traude schmiegte sich in die roten Polster. «Ich dachte es mir, dass Sie Anarchist sind.»

«Wieso? Ich bin ein deutscher Gefreiter a.D. Mit diesem Dienstgrad stehen einem bekanntlich alle Türen offen.»

«Wohin fahren Sie eigentlich?» fragte Traude. «Sind Sie nicht aus Marburg?»

«Ich fahre über Güstrow nach Hause.»

«Haben Sie Ihre Braut dort?»

«Nicht dass ich wüsste.»

«Irgend jemand hat mir mal erzählt, Sie wären verlobt.» «Das ist nicht mehr so ganz sicher.» Er lachte kurz.

Traude verzichtete auf weitere Fragen. Ihre Gedanken kehrten zu Parisius zurück und fühlten sich dort recht behaglich.

«Ich kann bis Emden fliegen», sagte Tiefenbach am Telefon.

«Ich wollte dir nur Lebewohl sagen. Wann fährst du?»

«Ich bleibe hier.» Evas Stimme klang nicht sehr fest.

Tiefenbach war deutlich betroffen. «Weihnachten – hier? Wolltest du nicht zu deinen Grosseltern?»

«Das war unbestimmt.»

«Dann bist du doch Weihnachten ganz allein.»

«Ein paar Mädchen bleiben schon noch da.»

«Es tut mir leid. – Was ist da zu machen?»

«Gar nichts. Ich werde mich darin üben, Sentimentalitäten über Bord zu werfen.»

«Wer hat dir denn so etwas eingeredet?»

«Baer.»

«Das sieht ihm ähnlich. Denk lieber an etwas Freundliches. Zum Beispiel, dass man nachfeiern könnte.»

«Will ich gar nicht.»

«Was ist?»

«Nichts.»

«Du wirfst Gepäck über Bord. Sei vorsichtig damit, Ev. – Warum antwortest du denn nicht? – Ev!»

«Ja. – Es war nur, weil Labahn hereinkam.»

«Wenn ich zurück bin, musst du mir viel erzählen. Ich habe dann mehr Zeit. Ich weiss so wenig von dir. – Wo bist du Silvester?»

«Vielleicht im Boddenhaus. – Wir müssen Schluss machen.»

«Auf Wiedersehen, Ev.»

Woher hat das Meerwasser sein Salz? Woher haben Tränen ihr Salz? Sind sie verwandt, diese grossen rollenden Wogen und die kleinen stillen Tropfen, die sich dem Menschaugen entringen? Vielleicht ist das Tosen der See nichts anderes als das Schluchzen der Welt.

Ein kleiner Mensch rätselte um die Weltgeheimnisse, rang Gedichtfetzen in sich nieder und kämpfte an gegen eine Verlorenheit, die den Stimmen Raum gab, welche diesen sturmgrauen Frühwintertag als Vorboten der Heiligen Nacht ausgeben wollten. Nein, so sah keine Heilige Nacht aus, eher eine Nacht der kalten Sterne.

Eva schmeckte die ersten Schneeflocken auf der Zunge. Sie hatte die Hände tief in die Taschen gewühlt und lief gegen den Wind. Die Kapuze hing ihr über den Rücken. Es lohnte die Mühe nicht, sie wieder heraufzuziehen. Eva ging dicht an die auslaufende Welle heran, entflo, eilte ihr entgegen, sank bis zum Rand des Oberleders im feuchten Sand ein. Wieder einmal balancierte sie am Rande der

Welt. Sie wollte der See, der grossen Einsamen, nahe sein. Niemand setzte an einem solchen Tag den Fuss auf den Strand.

Ich grüsse dich, See. Weisst du, was heute für ein Tag ist? Weihnachten nennen ihn die Menschen. In Posen zündet meine Mutter Kerzen an einem Tannenbaum an; in Langenbrück tut es der Grossvater. In Posen denken sie: Das Evchen ist in Langenbrück gut aufgehoben. In Langenbrück hofft die Grossmutter: Geb's Gott, dass das Kind in Posen ein gesegnetes Christkindl hat. – In Langenbrück ist heute der älteste Sohn, mein Onkel Ewald, auf Urlaub gekommen. Er hat lange nach einer Frau gesucht. Nun, mit beinahe vierzig, hat er sie gefunden. Eine Landjahrführerin aus Liegnitz. Er stellt sie in Langenbrück vor. «Ewald schrieb, es wäre besser, wenn du nicht kommst», so steht es im Brief der Grossmutter. Vielleicht stehen ein paar Seufzer dahinter. «Dein Grossvater ist augenblicklich sehr nervös, und ich bete für Alfred jeden Tag.» Alfred, ihr jüngster Sohn, ist in Stalingrad eingeschlossen. Grossvater ist unerträglich, wenn er nervös ist. Grossmutter ist eine gute Frau. In meinem Zimmer steht ein Paket von ihr. Wenn sie mit ihrer zarten, brüchigen Stimme singt «Es ist ein Ros' entsprungen», wird man andächtig.

Eva rettete sich vor einer Welle, schadenfroh lachend. Das Lachen war so hart, wie die Bäche, die ihr übers Gesicht rannen, salzig waren.

Seit wann sind getaute Schneeflocken salzig? Sag, dass ich nicht weine – See, du! Du bist die einzige, die mich hier sieht. Du bist eine schlechte Zuhörerin. Du redest immerfort dazwischen. Und immer dasselbe. Welche Tonart ist heute dran? Moll oder Dur? – Hör auf mit deinem ewig gleichen Singsang. So tröstet man Kinder, Verzweifelte, Erschöpfte. Übers Haar streichen, unablässig die gleiche Bewegung, bis sie ruhig werden, einschlafen. Ich will aber kein Mitleid. Ich bin nicht erschöpft, nicht verzweifelt. Frag nicht, was ich bin. Eva lief fort vom Rande der Welt.

In der Pförtnerloge des Hauses Seestern war Ilse Rubyschewski beim Telefonieren. «Also nicht», hörte Eva. «Da kann man nichts machen.» An der Treppe holte die Bibliothekarin sie ein. «Ich kriege

keinen Besuch. Wollen Sie zu mir kommen? Ich besitze sogar eine Art Tannenbaum.»

Eva hatte am Tage zuvor beim Abholen ihrer Weihnachtslektüre in der Bibliothek den Doktor getroffen. «Feiern Sie Silvester mit uns im Boddenhaus», sagte er liebenswürdig, als er erfuhr, dass sie Weihnachten auf der Insel blieb. Auch die Ru beglückte er mit seiner Festtagsstimmung. Ein Roman über Leibniz lag bereit. «Sie sind grossartig, Fräulein Ru. Wollen Sie nicht meine Sekretärin werden?»

«Ihre langjährige Limmerin wird Sie doch nicht verlassen?»

Der Doktor lehnte an der Barriere der Ausleihe. «Sie heiratet Weihnachten ihren Raibele und will dann nur noch halbtags arbeiten. Was soll ich mit einer Sekretärin, die mittags nach Hause geht, um ihrem Mann Spätzle zu machen! – Wie finden Sie das: Im Leben der Limmerin ändert sich nichts. Sie hat ihrem Raibele auch jetzt schon die Socken gestopft und abends Essen gekocht. Sie wohnen in zwei Zimmern, genau wie vorher.»

«Aber als Frau Raibele hat sie einen Freibrief für Halbtagsarbeit», spöttelte die Ru.

«Ja, du liebe Zeit, was ist denn das für eine merkwürdige Rechnung? – Verstehen Sie das, Leontine?»

Spätzle bereiten und Socken stopfen – o Himmel! Trotzdem sagte Eva: «Ich machte es genauso.»

«Ich nicht», setzte die Ru mit ihrer dunklen Stimme dagegen.

«Sie haben auch einen richtigen Beruf», ereiferte sich Eva. «Aber unsereins – Abitur und dann Arbeitsdienst.»

Der Doktor machte eine wegwerfende Handbewegung. «Für ein Mädchen ist das normal. Sie werden heiraten. Und dann beginnt eben die Kochtopf-Ära.»

Die frostige Erviderung der Ru erreichte ihn an der Tür. «Wenn Sie meinen, das trifft für alle zu, so irren Sie sich, Herr Doktor.»

Er ging, mit dem Leibniz-Buch winkend: «Frohes Fest, meine Damen.»

Eva nahm Stollen und Vanillekipferln aus Langenbrück mit. Die Ru hatte Heringssalat, Weissbrot, Eier und Pudding angerichtet, ein Essen, wie man es für Männer vorbereitet. Auf einem Wärmeöfchen aus Porzellan stand eine Kanne mit Rotweinpunsch. Das Zimmer war schlecht geheizt. Während der Festtage wurde gespart.

Die Bibliothekarin hatte ihren Verlobten erwartet. Er war Wirtschaftsleiter eines Lazarett in Litzmannstadt. Sein Urlaub schien so gut wie sicher. Im letzten Augenblick hiess es irgendwo weiter östlich ein Hilfslazarett einzurichten. «C'est la guerre.» Die Ru klemmte ihre lange Zigarettenspitze zwischen die Zähne und schenkte Punsch ein. Ihre kurz angebundene Art passte zu dem herben Gesicht. Lang und schmal, erinnerte es an einen Pferdekopf. Ein angeborenes Hüftleiden verbarg sie geschickt. Die Fotografie auf dem Bücherregal, ein ironisch lächelnder Männerkopf mit tadellosen Zähnen und welligem Haar in der Uniform des Heeresbeamten – das war der Verlobte. Die Ru bemerkte Evas interessierten Blick und sagte: «Wer seine Weihnachtsgeschenke nicht fertig hat, kriegt nichts beschert.» Sie zeigte auf einen Bastkorb mit Wachstuchtieren. «Der kleine Kram geht nach Thüringen. Eine Freundin betreut Kinder, deren Eltern abhanden gekommen sind. Die Kleinen haben wenig Freude.»

«Sie werden sich auch im neuen Jahr noch darüber freuen.» Eltern, die abhandengekommen sind – wie die Ru das sagte. Eva hatte sie bei der Tanzorgie schätzengelern. Unerschrocken war sie der Püschel in die Parade gefahren.

Die Ru trank den ersten Schluck auf das Wohl ihres Vaters. Er war Journalist, und weil seine Berichte von den Kriegsschauplätzen nicht genehm waren, hatte man ihn in einem Heeresverpflegungsamt sozusagen auf Eis gelegt. Seine Tochter verdankte ihm eine solide Berufsausbildung. Eine schiefe Hüfte und ein verkrümmtes Becken, das war schlimm für ein Mädchen. Jedoch – Hauptsache, im Gehirn ist nichts verkrümmt!

Vater Rubyschewski hätte seine Tochter lieber als Jungesellin gesehen als an der Seite eines Zahlmeisters. Ehemaliger Bürohengst aus einer NS-Reichs-Überwachungsstelle, ein Halbgebildeter mit grossem Maul – sein Schwiegerson. Sie verteidigte ihre Wahl. Es

gab nicht viel Männer, die von vornherein auf Kinder verzichteten. Ausserdem sah er gut aus, und sie wollte mit ihrem Mann «über den Markt gehen können.»

Seit dieser Enttäuschung schrieb ihr Vater selten. Der Weihnachtsgruss aus Hannover war pünktlich eingetroffen: «Wir hatten in letzter Zeit oft Fliegeralarm. Ich teile die Wohnung mit drei Familien. Eine der Frauen hat einen Koffer voll Bücher gerettet. Beinahe der gesamte B-c, einige Th-M und R-R.» Für seine Tochter ohne Mühe zu entschlüsseln als Balzac, Thomas Mann und Romain Rolland.

«Bis jetzt scheint meine Post noch nicht bespitzelt zu werden», sagte die Ru. Kurz nach Axes Tod wollte man von ihr wissen, was für Bücher er sich in der Bibliothek ausgeliehen hätte. Sogar Immisch, der Versuchsingenieur vom Windkanal, versuchte sie auszuhorchen.

«Der A4-Start hat uns die Spitzel herangezogen, wie ein Lagerfeuer im Busch Raubtiere anlockt.» Die Ru krauste ihre grosse schmale Nase. «Das Klima auf der Insel verändert sich – man riecht es förmlich. Aber heute wollen wir nicht daran denken.» Sie betrachtete Eva, die mit einem Tannenzweig spielte. Das Mädchen war ihr aufgefallen, als es nach einem Buch über Masereel fragte. Dann wollte sie «Van Zantens glückliche Zeit» von Laurids Bruun. Einmal hatte sie sich den «Zarathustra» mitgenommen. Jetzt war Hermann Hesse dran. «Warum wollten Sie damals unbedingt den ‚Van Zanten‘ lesen?»

«Jemand sagte, darin ginge es um Rassenschande.»

«Ein Weissler und ein Südseemädchen. Hm – für heutige Begriffe –»

«Tiefenbach hat es wohl ironisch gemeint.»

«Hat er Ihnen auch Masereel verschrieben?»

«Ich hörte ihn mit Baer über den Maler sprechen. Und ich kannte nicht einmal den Namen.»

«Sie kennen viele nicht, die wert sind, dass man sie behält.»

«Ich bin sehr ungebildet. Ich kann nicht abstrakt denken. Wenn Baer manchmal seine Ideen entwickelt –»

Die Ru richtete sich in ihrer Ecke auf. «Vor Baer nehmen Sie sich lieber in Acht. Kommunist, vermute ich.»

Eva stutzte. Für den Grossvater in Langenbrück waren alle, die links standen, Rote, Sozis und Kommunisten. Zur Ru schien ihr solch ein Schablonendenken nicht zu passen.

Eine Kerze blakte. Sie kamen vom Thema ab. In der Hand das Punschglas, krochen sie unter eine Decke. Ihre Zehen stiessen aneinander. Jede nahm ein Quentchen Körperwärme von der anderen auf.

Die Ru hatte viel Erfahrungen in ihrem zweiunddreissigjährigen Leben gesammelt. Als nur noch die Glühspirale der Heizsonne das Zimmer schwach erhellte, sprach sie davon, was sie über das Zusammenleben der Geschlechter dachte.

«Welch bodenlose Überheblichkeit. Alle Männer bilden sich ein, wir Frauen warten nur auf sie. Sie reissen Zoten und glauben, uns damit wild zu machen. Sie sitzen in ihrer Arroganz wie der Affe im Käfig. *Sie* geben das Zeichen zum Beischlaf. *Sie* sind es, die sich herablassen zum Heiratsversprechen. Welche Gnade. Und wir, das dumme Weibervolk, vergiessen Glückstränen für den Vorzug, ihnen die Wäsche waschen zu dürfen. Ist das nicht unwürdig? Ebenso unwürdig wie die Tatsache, dass unsere Arbeit schlechter bezahlt wird als die der Männer. Sehen Sie sich Fräulein Hörselmann an. Sie ist tüchtig genug, um Gruppenleiterin zu werden. Aber Herr Mathesi wird besser bezahlt.»

Eva wusste nicht, ob sie die Ru ernst nehmen sollte. Sie trug den Verlobungsring, das Zeichen eines Heiratsversprechens.

«Was mich angeht», seufzte die Ru, «ich brauche nicht den Mann fürs Bett, aber ich bin ehrgeizig. Ich will nicht zeit meines Lebens als verkleinerte Frau herumlaufen. Unsere Sprache gebraucht wohlweislich für die Unverheiratete die Verkleinerung – Fräulein. Darin liegt schon die Geringschätzung. Sie sind noch jung, Leontine, Sie haben noch die Wahl, aber denken Sie nicht zu spät daran: In unserer Gesellschaft gilt die Frau nur etwas, wenn sie einen Mann ‚abgekomen‘ hat. Sie können Witwe werden oder sich scheiden lassen, alles wird anerkannt, nur nicht ein ‚Fräulein‘. Auch wenn Sie ein ganzer Mensch sind und sich Ihren Lebenskreis geschaffen haben,

wird jede Migräne auf einen Sexualkomplex zurückgeführt. Und die verheirateten Frauen, die Nacht für Nacht ins warme Ehebett steigen, rümpfen die Nase, wenn Sie Ihrer Sehnsucht nachgeben und sich ein Kind zulegen. Meinem Vater gefällt mein Verlobter nicht. Aber wenn ich schon heirate, um die Verkleinerung loszuwerden, dann soll es wenigstens ein schöner Mann sein. Dass er nicht besonders klug ist – nun ja. Jedenfalls will ich mit ihm über den Markt gehen können.»

Eva hatte ihre Zehen eingezogen, als fürchte sie eine Berührung. Wenn Frauen sich nichts aus Männern machen, suchen sie Anschluss an andere Frauen. Soviel wusste sie. Ihr wurde unbehaglich unter der Decke.

Die Ru paffte Rauchkringel in die Luft und theoretisierte weiter. In der sexuellen Abhängigkeit vom Mann schien ihr das Kernproblem für die Unterdrückung der Frau zu liegen. Indem sie sich dem natürlichen Trieb verschloss, glaubte sie es zu lösen. Sie sprach kritisch über die Droste-Hülshoff, die eine späte Liebe zu einem Mann gefasst hatte, der ihr Sohn hätte sein können. Dann kam sie auf Caroline Schlegel-Schelling und Rahel Varnhagen, die auf die geistige Elite ihrer Zeit so stark gewirkt hatten, dass sich ihre Abhängigkeit gewissermassen aufhob.

«Mädchen wie Sie, Leontine, müssen ihre Macht gebrauchen», sagte die Ru. «Sie hatten sich zuerst Uhlig ausgesucht. Dann sah ich Sie mit dem Eichenlaubhelden →»

Eva winkte ab. «Ich scheine in einem netten Ruf zu stehen.»

«Besser so, als ein kleines Mäuschen wie unsere Edith Knorr. Die geht jedem Charmeur auf den Leim.»

«Verliebte sind schlechte Bundesgenossen für Sie.»

«*Sie* sind doch nicht verliebt. Komm, sagen wir du zueinander.»

Am Weihnachtstag waren die Heizkörper im Haus Seestern um zehn noch kalt. Eva wickelte sich in ihre Decke und las, bis Labahn klopfte. Ein Eilpaket aus Posen war eingetroffen. In Seidenpapier gehüllt das dunkelblaue Kostüm mit den Nadelstreifen. Steffi schrieb dazu, Eva möge es um Gottes willen annehmen, obwohl es

sie vielleicht an einen bösen Tag erinnere. Es sei so gut geraten, und wenn sie es ablehne, nütze sie niemandem. Es passe keinem im Hause, auch Gilda nicht. Ja, das setzte Steffi hinzu. Gilda bekäme zu Weihnachten Mutters geänderten Wintermantel, der noch recht gut sei. – Die Mutter hatte eine Karte als Weihnachtsgruss beigelegt. Sie setzte «wir» statt «ich» und umging es auf diese Weise, Schwendtmayr zu erwähnen.

Der Stoff hatte kaum Knitterfalten. Eva stand vor dem Spiegel, als die Ru kam. Bewundernd strich sie über den langen faltenlosen Rücken. «Beste Massarbeit».

«Mir ist nicht recht wohl dabei. Ein Pole hat es gemacht. Für einen Hungerlohn.»

Die Ru hob die Schultern. «Im Krieg muss manch einer seine Arbeitskraft verschleudern.»

Am Abend half Eva, das Spielzeug fertigzumachen für die Kinder, deren Eltern abhandengekommen waren. Als sie einem Dackel Ohren annähte, fragte sie: «Haben die Kinder ihre Eltern durch Bombenangriffe verloren?»

«Ich glaube nicht», sagte die Ru. Nach einer Pause erst setzte sie hinzu: «Es gibt viel Unglück unter den Menschen. Manchmal ist es besser, man weiss die Ursachen nicht zu genau.»

Von meinem Vater würde sie wohl auch sagen, er sei abhandengekommen, dachte Eva. Am zweiten Feiertag ging sie wieder zum Strand. Die See war für sie kein Ding, die See war ein Gefährte. Und die See hatte sie schwach gesehen am Heiligabend.

Dünen, um welche die Winde wehn,
schweigt stille von allem, was ihr gesehn,

dachte es in ihr. Wieder zu Hause, führte sie den Vers weiter. In ihr Tagebuch trug sie ein: Mein künftiger Beruf muss etwas mit Literatur zu tun haben. Die Ru ist zu beneiden. Sie hat eine abgeschlossene Ausbildung und steckt zwischen ihren geliebten Büchern. Ich dagegen verkümmere über Zahlen und Tabellen.

Am Abend ging sie ins Werk-Kino. Für die Anwohner gab man einen Film um Friedrich den Grossen. Otto Gebühr – Fridericus im

Krieg gegen die Österreicher. Den Platz neben ihr nahm Mathesi ein, nach kräftigem Händeschütteln. Auf dem Heimweg begleitete er sie.

Der Österreicher Mathesi betrachtete den Film mit anderen Augen als Eva, die der Tendenz seiner Hersteller getreulich gefolgt war. Was da vom Grossen König und seinem Anspruch auf Schlesien berichtet wurde, stimmte mit der Geschichtsauffassung ihrer preussischen Schule überein. Mathesi hatte in Linz das Gymnasium besucht. Er wusste um die Opfer, die der Ehrgeiz Friedrichs in drei Kriegszügen das österreichische Volk gekostet hatte.

Dass ich so denke, wie ich denke, sagte sich Eva, liegt am Zufall meiner Geburt und meiner Erziehung. Den Film, den ich für wahr halte, hält ein Österreicher für verlogen. So wird es mit vielen Dingen sein. Wäre ich die Tochter eines Arbeiters im Sägewerk meines Grossvaters, würde ich wohl die Welt auch anders betrachten. Es kam darauf an, Wahrheit zu finden. Über das Denken eines Preussen, eines Deutschen, eines Österreichers hinauszuwachsen, war so etwas möglich?

Sie erinnerte sich ihrer ersten Zweifel an der christlichen Religion. Die hingen mit der Deutung des Geschichtslehrers über die Entstehung des Islam zusammen. Das hitzeflirrende Licht der Wüste, das die Fata Morgana hervorbringt, hätte dem Propheten Mohammed zu seinen Erscheinungen verholfen. Auch den Entschluss, in die Wüste zu gehen, entkleidete der Lehrer alles Mystischen. – Wie nun, fragte sich die vierzehnjährige Schülerin, wenn das Christentum auf ähnliche Weise entstanden ist? Die Mohammedaner können es ebensogut als eine Fiktion ansehen. Wer hat also recht? Auf welcher Seite ist die Wahrheit?

Mathesi sagte: «Dafür ist die Formel noch nicht gefunden. Deshalb gibt es Kriege – bis heute.»

Die Dünenausläufer mit dem schütterten Kiefernbestand waren zu einer Winterlandschaft geworden. Dem Pferd der Boddienhausbesitzer hatte man ein Glöckchen umgehängt und es vor drei zusammengekoppelte Rodelschlitten gespannt. Als das ungewöhnliche Gefährt durchs Dorf fuhr, blieb ein Fischer stehen, kopschüttelnd.

«Die Front braucht Schlitten. Wir haben unsere abgegeben. Die hatten's nicht nötig.» Das Murren drang nicht bis zu den sechs jungen Leuten auf dem Rodelgeleitzug. Der letzte Schlitten kippte an einer Schräge. Wodruba riss seinen Landsmann Mathesi mit in den Schnee. Bonorden, der das Pferd lenkte, liess unbekümmert den leicht gewordenen Rodel hinterhertorkeln.

«Wer fällt, der bleibt liegen,
wer steht, der kann noch siegen,
wer übrigbleibt, hat recht ...»

sang der Leutnant.

«Halt doch an!» bat Edith Knorr, die hinter ihm sass.

Wodruba wollte nicht wieder aufsteigen. Er fror. Er hatte mit den Skiern auch seine Stiefel in die Sammlung gegeben. Die Heimat sollte die Front ausrüsten für den Kampf gegen «General Winter». Wodruba besass nur noch Halbschuhe.

Sobald die Schlitten einen Augenblick standen, froren die Kufen fest; beim Anfahren ruckte es hart. Eva, auf dem zweiten Schlitten, fühlte dann jedesmal wattierte Lederfinger auf ihrer Brust. Die gehörten zum Kommentator eines grossdeutschen Senders. Der hatte auf einer Informationsreise durchs Baltikum Hauptmann Hover kennengelernt. Als Abschluss die Insel. «Lag sozusagen am Wege. Gute Idee Hovers – Silvester im Boddenhaus.» Seine klangvolle kultivierte Stimme hatte bei Tisch alle übertönt.

Die Sonne verschwand hinter den Kiefernwipfeln. Da halfen auch keine Luftsprünge mehr gegen kalte Füsse. Wodruba tröstete sich selbst: «Das Schönste an einer Schlittenpartie ist die Freud' auf den warmen Ofen.»

Eva fühlte, wie ein Gesicht sich an ihrer Kapuze vorbeidrängen wollte. Lederfinger pressten. «Nicht wahr, wir beide frieren nicht.»

Neben dem Kachelofen sass Hans Tiefenbach. Als die durchfrorene Schlittenmannschaft das Zimmer betrat, begann ein ausgiebiger Mathesi-Appell. Der kleine Mathesi hatte buchstäblich alle Hände voll zu tun, denn ausser Tiefenbach war auch der Doktor eingetroffen. Hover war vom Nachmittagsschlaf erwacht, Irene deckte den Tisch.

Mathesi drehte sich wie ein Kreisel, besessen, weitere Opfer zu finden. «Haben wir uns denn schon begrüsst?» Er konnte es kaum erwarten, dass Irene das Tablett absetzte, worauf er ihr fast den Arm ausrenkte.

Sie lachte. «Wir haben uns doch bei Tisch gesehen. Wissen Sie, was Sie sind? Ein richtiger General Wirrwarr.»

Hans Tiefenbach hatte in den lebhaften Anfangssekunden Musse, Evas Überraschung zu geniessen. Sie wurde sogar rot. Weiss der Teufel – er war ihretwegen früher zurückgekommen, war die halbe Nacht gefahren, um rechtzeitig hier zu sein. Weihnachten allein! Silvester sollte sich das nicht wiederholen. Eine kurze krause Strähne an ihrer Stirn war von weissen Kristallen überzogen. «Guten Tag, Schneekönigin. Bin ich lange weggeblieben?» Das Diadem begann zu tauen. Er strich es ihr aus dem Haar.

Sie leuchtete ihn an aus ihren hellen Augen, die er einmal für grün gehalten hatte. «War es zu Hause nicht schön?»

«Doch, aber ich muss arbeiten. Das Buch will geschrieben werden. Du weisst doch, über die graue Theorie.» Sie brauchte nicht gleich zu wissen, was ihn in Wahrheit hergetrieben hatte. Der Abend war noch lang.

Irene rief. In der Küche war Hilfe nötig. Eva eilte. Der Rundfunkmann verstellte ihr den Weg, sie sollte bitten. Doch sie blitzte Spott in die Siegeraugen.

Verstohlen beobachtete der Doktor den Fremden. Fachsimpeln war ausgeschlossen. Leider verbot die Anwesenheit des Besuchers auch sein beliebtes Unterhaltungsthema: Anekdoten vom Rande des Werkalltags. Er wandte sich dem Gast zu. «Sie waren Weihnachten an der Front?»

«Im Nordabschnitt.» Der Rundfunkmann zeigte es auf der Karte.

«Hitler sollte dort bei den Landsern sein. Haben Sie ihn nicht getroffen?» fragte Mathesi.

«Nein. Die Front ist lang.»

«Und wie ist die Stimmung?» erkundigte sich der Doktor.

«Als bekannt wurde, woher ich kam, hat man mich beauftragt, der Heimat zu sagen, die Front steht wie ein Mann. Ich werde von dieser Reise über alle Sender sprechen. Es muss an die Herzen ge-

hen. Die jungen Offiziere haben Zug in ihren Haufen. Eine harte Schule gehabt – alle: Hitlerjugend, Ordensburgen.»

Leutnant Bonorden entging kein Wort. An seinesgleichen hing die Hoffnung des Reichs. Er schämte sich plötzlich, am Kachelofen zu stehen, und trat ans Fenster.

«Wissen Sie Näheres über die Lage in Stalingrad?» fragte die verschleierte, äusserst zivil klingende Stimme Tiefenbachs.

Der Rundfunkmann orgelte zurechtweisend: «Unserer tapferen 6. Armee gilt die Fürsorge der Nation. Ein heisses Ringen. Der Sieg wird in die Geschichte eingehen als zweites Sedan.»

Tiefenbach verliess das Zimmer. In der Küche buk Eva in einer grossen eisernen Pfanne Quarkkeulchen. Bonorden hatte sie als sächsische Spezialität gepriesen. Wodruba ging herum und naschte. Er hatte sich an der Brotmaschine geschnitten. Die Hausfrau kam mit Verbandzeug.

«Was erzählt er da drin von der Front?» fragte Wodruba.

«Macht in Siegesgewissheit. Wie sein Gesetz ihm befiehlt.»

Wodruba seufzte. «Man braucht nur so ein Organ zu haben, und Hinz und Kunz glaubt Wort für Wort.» Die UK-Stellung des jungen Chemikers war aufgehoben. Heldenklau ging wieder einmal um. An der Front konnte es gar nicht zum Besten stehen. Würden sie ihn sonst hier wegholen? Er sah den Doktor über den Hof gehen. Wie zufällig wollte er ihm in den Weg laufen. Wenn einer ihn für unabkömmlich erklären konnte, dann er.

Wodruba hatte etwas von Hitler gehalten, im Gegensatz zu seinem Landsmann Mathesi, der einmal gesagt hatte: «Wenn schon Österreich seine Selbständigkeit verspielt hat, dann hätten sie uns zu Italien schlagen sollen. Das Reich ist für uns doch viel zu preussisch.» Nun sollte es für Wodruba wirklich preussisch werden. Auf der nördlichen Preusseninsel war er ganz zufrieden gewesen, trotz der Kartoffelsserei.

Der Doktor hielt aufs Achterwasser zu. Wodruba umging das Haus. Seine Halbschuhe füllten sich zum zweitenmal mit Schnee.

Der Doktor hackte mit seinen Bergstiefeln auf das Eis des Achterwassers los wie ein Junge. «Ob's hält, Wodruba?»

«Ich würd's nicht riskieren.»

«Ein Held sind Sie nicht.»

«Man will einen aus mir machen. In vierzehn Tagen geht's los.»

«Das ist ja unmöglich.» Der Doktor hörte auf mit Eishacken.

Wodruba schöpfte Hoffnung. «Der Personalchef meint, es sind genug Chemiker da.»

«Quatsch. Wer soll denn Ihre Aufgabe übernehmen?»

«Doktor Baer, soviel ich weiss.»

«Det is 'n Ding.» Wenn der Doktor anfing zu berlinern, hatte es bei ihm gefunkt. Wodruba wusste seine Sache in besten Händen.

Das Essen war angerichtet. Auf den derben quadratischen Tischen, die sommers im Gästegarten standen, lagen blauweiss gewürfelte Decken. In der Mitte standen Holzleuchter mit gelben Kerzen. Der letzte Tag des Jahres konnte festlich beschlossen werden. Da die Weiblichkeit knapp war, wurde sie an die Tische verteilt. Es gab keine Frage, dass Irene zum Doktor gehörte und Edith Knorr an Bonordens Seite. Der Rundfunkmann nahm Evas Arm und rückte ihr einen Stuhl zurecht. An ihrer anderen Seite liess sich Tiefenbach nieder, lächelnd.

«Das Boddenhaus ist eine Insel der Seligen auf unseliger Insel.»

Der Doktor hob sein gefülltes Weinglas und prostete der weisshaarigen Hausfrau zu. Sie bangte um ihren Sohn Hilmar und schien das Schicksal durch Guttaten gnädig stimmen zu wollen. Was bei ihr auf den Tisch kam, war mit Sorgfalt angerichtet. Es ging auch ohne Fleisch, wenn der Fisch frisch geräuchert, der Quark sahnig geschlagen, mit Kümmel oder Tomatenmark gewürzt und der Salat gut gemischt war. Auch die Quarkkeulchen mit Obst schmeckten den Männern. Der Doktor nahm sich schon zum drittenmal davon. Mochte er zulangen. Ausser ihrem Sohn gab es kaum jemanden, dem sie es mehr gönnt hätte als ihm.

Die Maschen der Geheimhaltung waren so dicht nicht gewoben, dass nicht bis zum Boddenhaus gedrungen wäre, was auf dem letz-

ten Zipfel der Insel geschah. Die weisshaarige Frau sah in dem Doktor den Vater des grossen Wunders. Er schmiedete Siegfrieds Schwert. Er war von Anfang an gern in ihrem Hause eingekehrt, wenn er Entspannung suchte. Es musste sehr schwer sein, das Wunder zu machen.

Der Bohnensalat schien dem Doktor auch zu schmecken, obwohl Pfeffer fehlte. Die letzte Reserve ging zur Neige. Als Hilmar das letztmal auf Urlaub war, hatte die Mutter über diesen Mangel geklagt. Er nahm sie lachend in den Arm. «Wir werden die Kolonien ein bisschen schneller zurückerobern, damit du deinen Pfeffer und deine Muskatnüsse bekommst.» Sie wusste, es ging um grössere Dinge: um Lebensraum, um Deutschlands Würde, die besudelt war nach dem Versailler Schanddiktat. Hilmar hatte sich für die Offizierslaufbahn entschieden.

Die lebhafter werdenden Gespräche sprangen von Tisch zu Tisch. «Früher hiess es ‚Mit Gott für König und Vaterland!‘, heute heisst es ‚Für Führer und Reich‘ », sagte der Rundfunkmann. «Das bedeutet völlige Selbstaufgabe. Die eigene Person wird der grossen Idee untergeordnet. Der einzelne ist nichts, das Ziel ist alles.»

Ohne Ironie zerlegte der Doktor die Fakten. «Der Ideenträger ist der Führer. Ziel ist das Reich. – Wie wird es aussehen?»

«Es wird nicht klein sein. Denken Sie an das Antikomintern-Dreieck Berlin-Rom-Tokio.» Der Rundfunkmann lächelte wie einer, der mehr weiss, als er sagen will. «Sie müssen weit in die Geschichte zurückgehen –»

«Bleiben wir doch in der Gegenwart.» Tiefenbach liess die Lerche, die der andere ausgesandt hatte, in ein Windloch sacken. «Einmal finde ich, dass auf der Geraden Berlin-Tokio viele Länder liegen, die nicht die geringste Lust verspüren werden, sich ans Reich anzuschliessen. Weder an den Tenno noch an den Führer. Also ist dieses ‚Ziel‘ utopisch. Zum anderen, und das wollte ich vor allem sagen, glaube ich nicht an Selbstaufopferung der Offiziere. – Herr Bonorden, Sie sind doch Berufssoldat. Was war ausschlaggebend bei Ihrer Berufswahl. Ideelle Erwägungen?»

Leutnant Bonorden erwiderte stramm: «Natürlich ideelle Gründe.»

Er nahm die Hand von Edith Knorrs Schulter und zog verstohlen sein Bein aus der Nachbarschaft ihrer seidenbestrumpften Wade zurück. «Man hat im Arbeitsdienst mein Organisationstalent und meine Führeigenschaften erkannt.»

«Sie sind wendig, drahtig. Sie können gut kommandieren.»

Bonorden schlug im Sitzen die Hacken zusammen. «Wenn Sie wollen, organisiere ich noch in diesem Jahr eine Nachtübung.» Er schaute zur Uhr. «Zwei Stunden – das reicht.»

An Tiefenbachs schwerer Stimme glitt der Spass ab. «Diese Voraussetzungen genügen für eine militärische Karriere.»

«Gelobt sei, was hart macht», kam es aus einer Ecke, österreichisch weich.

Der Rundfunkmann fand es an der Zeit, das Windloch aufzufüllen. Er sagte zu Tiefenbach: «Sie sprechen also dem Berufssoldaten jedes ideelle Motiv ab. Lediglich Befriedigung des Machthungers? Eine Unterstellung!»

«Warum wollen Sie die Gründe, aus denen ein junger Mensch in unseren Tagen Offizier werden möchte, verschleiern? Ohne allzu grossen Aufwand an Arbeit schnell vorwärtszukommen, das ist doch ein verständlicher Wunsch.»

Hauptmann Hover wurde unruhig. Er hätte gern das Gespräch in andere Bahnen gelenkt. Aber der Rundfunkmann war in Fahrt. «In welchem Beruf findet man nach Ihrer Meinung die meisten Idealisten, wenn schon nicht bei den Offizieren, die zum Schutze des Vaterlands bestellt sind?»

Tiefenbach sagte gelassen: «Bei Blindenführern und Krankenwärtern. Ansonsten verteilen sie sich ziemlich gleichmässig.»

Irene mischte sich ein. «Aber die Ärzte! Sie sind doch in erster Linie Helfer der Menschheit.»

«Ich kenne keinen Mediziner, der aus reiner Menschenliebe seinen Beruf gewählt hat. Naturwissenschaftliches Interesse ist gewöhnlich die Triebfeder. Ferner sind Ärzte selten arbeitslos. Und für die breite Masse ist er der ‚Doktor‘ schlechthin.»

«Wie steht es mit den Geistlichen?» fragte Mathesi.

«Die Theologie vergibt reichlich Stipendien, die Fakultät ist nie überfüllt, und wer eine Rednergabe hat, sucht sich eine Kanzel —», Tiefenbach machte eine anmerkende Geste, «nicht jeder gelangt zum Rundfunk. Ausserdem ist eine Landpfarre auch heute noch ein kleines Patriarchat.»

Tiefenbach wurde mit Zurufen eingedeckt. «Wie ist es mit den pädagogischen Berufen?» – «Was ist mit den Forschern?»

Hover atmete auf. Die Unterhaltung weitete sich zu einer Art Gesellschaftsspiel aus. Hinter Evas Rücken beugte sich der Rundfunkmann zu Tiefenbach: «Sie sind ein Ignorant. In welchen Menschheitsniederungen haben Sie Ihre Illusionen denn eingebüsst?»

«Ich bin Physiker, da gilt nur das Exakte», sagte Tiefenbach, auf Vorsicht bedacht.

«Ihre Weltanschauung ist mir zu ingeniös. Und welche Ideale haben Ihre Berufswahl bestimmt?»

«Die reine Neugier.»

Dem Rundfunkmann verging endgültig die Lust an dem Disput, zumal ihm von keiner Seite applaudiert wurde. Er wechselte zu Hover und Wodruha hinüber.

Eva sah Tiefenbach mit leisem Vorwurf an. «Warum hast du geredet, als wäre dir nichts heilig? Du hast mir einmal gesagt, dein Beruf sei voller romantischer Geheimnisse, wie eine Expedition in unerforschte Länder.»

Er neigte sich zu ihrem Ohr. «Denk an Charlotte Löwensköld. Manchmal kommt man an einen Punkt, an dem man mit der Faust in die Schlagsahne hauen möchte.»

Hover schien sich vorgenommen zu haben, noch im alten Jahr ein ernstes Wort mit Eva zu sprechen. Er folgte ihr, als sie die Gebäckschüssel auffüllen ging. «Ich hatte kürzlich in Posen zu tun», begann er. «Ihre Eltern führen ein gastfreies Haus.»

«Ja, sie haben genügend Platz», sagte Eva unverbindlich. Bei Hover hatte sie immer das Gefühl einer Dankesschuld. Sie ahnte, worauf er hinauswollte.

«Schwendtmayr bekommt schlechte Laune, wenn jemand von Ihnen spricht», sagte Hover ohne Übergang. «Es war nicht klug, ihn so weit zu bringen.»

Eva antwortete leise: «Ich musste doch mit mir ins reine kommen.»

Hover sah auf sie hinab. Dieses Mädchen ahnte wohl gar nicht, wie es um sie stünde, wenn er gewusst hätte, dass sie Halbjüdin war. Jetzt hing er drin in der Sache und musste den Mund halten. Auch Schwendtmayr sah sein Verhältnis zu der Stieftochter nüchterner als damals in Berlin. Weil sie mit sich ins reine kommen wollte, verliess sie den Weg, der so generös für sie geebnet war. Nach dem Endsieg der Nationalsozialisten würde sie vogelfrei sein. Sie bewegte sich hier im Boddenhaus zwischen den erlesenen Hausgästen mit einer Selbstverständlichkeit, die an Unverfrorenheit grenzte. Er hatte nicht übel Lust, ihr eine Grobheit zu sagen, bezwang sich aber. Im Ton, mit der er einen seiner Feldweibel abgefertigt hätte, sagte er: «Solange Krieg ist, heisst es gehorchen. Jedes Privatissimum ist eine Aktion, die das Ganze gefährdet. Sie haben Schwendtmayr den Gehorsam verweigert. Das werden Sie noch einmal bereuen.» Steif stakste er hinaus.

Eva hatte mit Missbilligung gerechnet, dieser Ton machte sie bestürzt. Menschen dritter Klasse durften sich nicht erdreisten, zu denken oder gar anständig bleiben zu wollen. So etwas wie Stolz gab es für sie nicht.

Die Spannung, die beim Nahen der letzten Minuten eines Jahres sich einer Gesellschaft mitzuteilen pflegt, lag bereits über dem Zimmer, als Eva sich entschloss, wieder hineinzugehen. Irene hielt sie im Vorbeigehen am Rock fest. Den Scherz wegen allzu langen Ausbleibens verbiss sie sich vor der Trauer in Evas Augen.

Die weisshaarige Hausfrau, Angst um den Sohn im Herzen, sah in dem Gast mit der wohltönenden Stimme einen Mann, der eingeweiht war in die Weltpolitik. Sie suchte seine Nähe. «Wenn man Frieden haben will, muss man verzichten können. Besser ein schlichtes Leben im Frieden, als dass man die ständig wachsenden Ansprüche durch immer neue Kriege zu befriedigen sucht.» Sie war eine einfache Frau und hatte einfache Wünsche. Aber damit fingen sie wohl an, die Ansprüche. Millionen Menschen hatten sie. Und die Summe all dieser Ansprüche, das Immer-mehr-haben-Wollen, war es das nicht, was sie Mangel an Lebensraum nannten? Hing es

nicht zusammen mit dem Ruf nach der Unabhängigkeit von ausländischen Märkten? Ja, ja, ja, das war es doch: ihr Pfeffer, Irenes französisches Parfüm und die reinseidenen Strümpfe. Es war angenehm, holländisches Frühgemüse billig zu bekommen, und es wäre gut, wenn man sich nicht mehr damit abquälen müsste, auf dem sandigen Küstenstreifen Weizen anzubauen. In der Ukraine war er wohlfeiler. Aber das alles kann nur durch Kriege erkaufte werden. Und der Krieg ist Angst. Sie will alle Ansprüche zurücknehmen, die sie einmal hatte, will sie mit dem alten Jahr begraben. Sie will dem neuen Jahr den Frieden abringen. Sie wird es Hilmar schreiben.

Der Rundfunkmann durchbrach den Wall ihrer Gedanken. «Gnädige Frau, die Welt ist für einen Frieden noch nicht reif. Sie steckt voller Zündstoff. Es wird unser Verdienst sein, ihn entschärft zu haben, wenn wir das internationale Judentum entmachteten und den Bolschewismus beseitigt haben.» Er formte die Worte mit Bedacht. «Aber seien Sie unbesorgt, das grosse Ziel ist in erreichbare Nähe gerückt. In geheimen Laboratorien entsteht die Waffe, die uns den Sieg der letzten Schlacht bringen wird. Das Leid der deutschen Mütter wird vergolten werden.»

Der Doktor beugte sich vom Nebentisch herüber, den naiv Neugierigen spielend: «Sagen Sie mal, wissen Sie Näheres?»

Der Rundfunkmann lächelte herablassend. «Es gehört zu meinem Beruf, hin und wieder einen Blick auf das Schachbrett der grossen Politik zu tun. Die Welt wird den Atem anhalten, wenn der Führer seine Trümpfe ausspielt.»

«Ach! – Hat er sie schon in der Hand?»

«Halten Sie ihn für einen Prahlhans, der mit Embryos operiert?»

«Warum setzt man die Waffen noch nicht ein? Berlin und das Rheinland hätten eine Entlastung längst nötig.»

«Sie ahnen nicht, wie gewissenhaft der Führer ist. Ausserdem, das Richtige im richtigen Moment zu tun, ist das Geheimnis seiner Sendung.»

Es fiel dem Doktor offensichtlich schwer, sich die Erwiderung verkneifen zu müssen. Selbst die Hausfrau erkannte die Hohlheit dieses Geschwafels.

Allein der Rundfunkmann empfand nicht die Peinlichkeit des Schweigens um ihn. Er schloss pathetisch: «Immer sind es die grossen Politiker und Feldherren, die Geschichte machen. Ohne Napoleon wäre die Weltgeschichte anders verlaufen. Hätte es Goethe nicht gegeben, der Lauf der Dinge wäre unverändert geblieben.» In seine letzten Worte fiel der erste Mitternachtsschlag. Beim Rundfunk bekommt man Gespür für die Uhr.

Noch während des Glockenläutens verliessen Eva und Hans Tiefenbach das Zimmer. Draussen war es kalt. Der Wind hatte sich gelegt. Nachdem der letzte Glockenton verhallt war, schien die Stille vollkommen. «Nicht ein Flügelschlag geht durch die Welt!» Damit hatte ein Dichter den vollendetsten Ausdruck für die unendlich scheinende Erstarrung gefunden. Eva flüsterte die Verszeile durch die Wolke ihres Atems.

Nichts ist schwerer zu verstehen als ein Mensch, dachte Hans Tiefenbach. Die Quantenmechanik zu begreifen ist einfacher. Eins zum anderen verhält sich wie das Einmaleins zur Integralrechnung. Für Evas Stimmungsumschwung kurz vor Mitternacht hatte er keine Erklärung. Ihm fehlten die Konstanten. Was wusste er schon von ihr. Den Arm auf ihrer Schulter, führte er sie den schmalen gebahnten Weg zum Achterwasser hinunter.

Unvermittelt fragte sie: «Kann ein Buckliger glücklich sein?»

«Wie meinen?» Er glaubte nicht recht zu hören.

«Ob es möglich ist, mit der Welt in Harmonie zu leben, wenn man einen Buckel hat. Das möchte ich gern wissen.»

«Was sind das für Gedanken, Ev. Du hast doch keinen Buckel.» Er packte sie an den Rändern ihrer Kapuze, als gelte es, sie aus schweren Träumen zu reissen.

Ihre Worte: «Es gibt Gebrechen, die man nicht auf den ersten Blick sieht» gingen unter bei der heftigen Bewegung, mit der er sie an sich zog. Danach gab es nichts mehr zu sagen.

Die Kälte trieb sie zurück. «Das nächste Silvester verbringen wir beide irgendwo in den Bergen, wo uns niemand kennt», flüsterte er.

Eva wünschte in diesem Augenblick, Hans hätte die eindrucksvolle Stimme des Rundfunkkommentators. Es fiel ihr dann leichter, ihm zu glauben.

Der Doktor kam mit Irene vom Hause her. Sie hatte ihn aus der Rundfunkmannes Nähe weggelockt. Der Kommentator behauptete, eine grossangelegte Propaganda um die Vergeltungswaffe wäre aus psychologischen Gründen notwendig. Wichtigster Faktor zum Durchhalten – der Glaube an die eigene Überlegenheit. Der Doktor gab zu bedenken, dass man auf diese Weise das Überraschungsmoment gefährde.

«Und was meinte der starke Mann dazu?» fragte Tiefenbach.

Der Doktor lachte breit. «Der Prophet da drin weiss sicherer als wir, dass die Vergeltung alles bisher Dagewesene übertrifft. Er redet, als könnten die Soldaten bald die Gewehre wegschmeissen und mit Hakenkreuzfähnchen auf den Panzern den Feind überrollen. Im Gefolge der Wunderwaffe. – Wenn ich da an die Mucken unserer Zigarre denke!»

«Vielleicht weiss der Mann doch etwas von einer anderen Entwicklung.»

Der Doktor wurde ernst. «Das könnte nur eine atomare Waffe sein. Gäbe es die, wären Sie nicht mehr bei uns, Tiefenbach.»

«Ob der Mann je erfährt, bei wem er seine Weisheiten heute abgeladen hat?» Irene lächelte den Doktor mit unverhülltem Stolz an. Der schob seinen freien Arm unter Evas, was Tiefenbach als Zeichen nahm, mit Irene den Kreis zu schliessen. So standen sie zu viert und traten, die Kälte abzuwehren, auf der Stelle. Das warme Zimmer wurde von einem falschen Propheten blockiert.

«Unsere Geheimhaltung scheint zu funktionieren», sagte der Doktor. «Keine Ahnung hat Herr Superklug von der Sonderstellung der Insel.»

«Mir tut die alte Dame leid», sagte Irene. «Sie schlürft seine Worte. Und auf euch setzt sie ihre Hoffnung.»

«Sie ist eine der Millionen, die der Mann mit der Macht seiner Stimme täglich betört», sagte Tiefenbach.

«Wir sind keine Götter.» Der Doktor nahm Irenes Worte als Vor-

wurf. «Vielleicht fehlt uns Heutigen das Universelle, das die Alten hatten. Einer wie Leibniz. Was war der nicht alles: Philosoph, Mathematiker, Theologe, Pädagoge. Sogar die erste Rechenmaschine hat er gebaut.»

Langsam, wie in Gedanken kramend, ergänzte Tiefenbach: «Das Problem des ewigen Friedens – es liess Leibniz keine Ruhe. Dem universellen Denker schwebte eine Versöhnung aller Gläubigen vor. Die Gründung eines Geistesreiches. Die gemeinsame Entwicklung der Völker auf wissenschaftlicher Ebene könnte den politischen Frieden vorbereiten. In Versen, an den Kaiser gerichtet, heisst es: ‚Höchster Ruhm ist es dir, wenn durch dich die Erde zur Ruhe kommt und nimmer der Krieg Christen durch Christen zerfleischt‘.»

Der Doktor machte aus seiner Verwunderung keinen Hehl. «Ich lese gerade einen Leibniz-Roman. Ein ziemlicher Wälzer. Aber davon kein Wort.»

«Solange offiziell verbreitet wird, es sei zuviel Zündstoff in der Welt, sind solche Verse nicht am Platze.» Tiefenbach schüttelte sich vor Kälte.

«Der Jahresanfang gefällt mir diesmal nicht», sagte der Doktor. «Einer da drin ist bestimmt ein Jonas.»

Eva musste an die Worte der Ru denken, an ihre Befürchtungen, dass es Spitzel im Werk gäbe. Auch Baers Bemerkung fiel ihr ein: Vielleicht kommen die Geier. Die Insel war aus ihrem Schattendasein herausgetreten. Einsilbig gingen sie ins Haus.

Im abgedunkelten Flur zog Hans Tiefenbach etwas aus der Manteltasche. «Ich hab dir etwas mitgebracht. Ein Buch, das ohne Worte eine Menge sagt. Mein Name stand schon drin. Ich hab deinen dazugeschrieben. Mehr Worte hat das Buch nicht.»

Eva öffnete das Geschenk unter der Notlampe. Es waren Holzschnitte von Frans Masereel.

Der Wendepunkt

Das Jahr war genau einen Monat alt. Ein Schläfer, der mit dem linken Bein zuerst aus dem Bett gestiegen war, konnte nicht vernörgelter sein als dieser Einunddreissig-Tage-Jüngling. Jürgen Baer nahm es gelassen hin. Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.

Im Kasino tauchten ständig neue Gesichter auf. Herren von der Industrie, hiess es. Am Generalstisch tafelten nun überwiegend Zivilisten.

Baer versuchte, sich auf die Treibstoffanalyse zu konzentrieren. Vor zehn Tagen hatte Wodrubas sie ihm halbfertig übergeben. Bis zuletzt hatte der Chemiker auf Verlängerung seiner UK-Stellung gehofft.

Das Telefon schrillte. Wodrubas wurde vom Sekretariat des Doktors verlangt.

Baer gab Auskunft, etwas verwundert. Flüsternd gab die Limmerin, kürzlich verehelichte Raibeke, den Bescheid von Wodrubas Ostlandkommando weiter. Plötzlich war der Doktor selber am Apparat. Von Wodrubas Analyse hing es ab, welches Mischungsverhältnis für die Brennversuche bereitgestellt werden musste. «Den Wodrubas mitten aus der Arbeit herauszureissen», grollte er, «das grenzt an Sabotage.»

«Ich denke, Sie wussten davon», gab Baer zurück.

«Keine Silbe!»

«Ach! Dann muss Wodrubas Silvester total blau gewesen sein.»

Vom Direktionsbüro her grollte es nun in veränderter Tonart: «Irgendwo zwischen Eis und Schnee hat er es mir erzählt. – Verdammst noch mal.» Die Sekretärin bekam knappe Anweisungen, dann wieder zu Baer: «Wie lange würden Sie brauchen für die Analyse?»

Baer zögerte. «Ich muss erst sämtliche Protokolle durchsehen.»

«Wodrubas muss sofort her. Wo ist sein Standort?»

«Beim Truppenübungsplatz Gross-Born.»

«Ah, da werden sie ihn schleifen. Übermorgen ist er wieder hier,

Baer, da hilft uns kein Kaiser und kein Gott.»

Jürgen Baer pfiff leise, als er den Hörer auflegte. Bald würden Fernschreiber ticken, denn jetzt entfesselte der Doktor einen Wirbel.

Dieser Wirbel trug Baer zwei Tage später durch tiefhängende Wolken bis zu einem Feldflugplatz hinter der russischen Grenze. Die Ju 52 erregte Aufsehen. «Die armen Schweine denken, wir bringen ihnen Verpflegung», sagte Uhlig. Er war verärgert, dass man ihn mit der grossen langsamen Junkersmaschine losgeschickt hatte. Aber die Erprobungsflüge waren noch um ein paar Grade wichtiger als Wodrubas Rückführung. Der Doktor hatte zwei Tage gebraucht, um die UK-Stellung zu erwirken. In der Eile konnte nur eine provisorische Freistellungsverfügung ausgeschrieben werden. Das Originalpapier sollte vom Generalkommando aus direkt an die Einheit gehen. Aber in Gross-Born gab es nur Achselzucken. An Warthe und Weichsel blieb kein Rekrut lange.

«Kommen Sie mir ja nicht ohne den Wodruba zurück», hatte der Doktor bei der Verabschiedung gesagt und als Verstärkung Baer mitgeschickt, denn der wusste, was auf dem Spiel stand.

Das Bodenpersonal des Feldflugplatzes gab seine stramme Haltung auf, als Zivilisten der Maschine entstiegen. «Was bringt ihr uns denn?» fragte ein Gefreiter.

«Wir wollen etwas holen», antwortete Uhlig.

Der Flugplatzkommandant war ein junger Mensch. Dass er Zivilisten ein Fahrzeug geben sollte, empfand er als Zumutung. «Wenn Sie wenigstens Benzin mitgebracht hätten. Brennstoff ist knapp – hier vorn.» Die letzten Worte betonend, mass er die Ankömmlinge in den langen Ledermänteln. Fliegergrau der eine, dunkelbraun der andere. Ohne Rangabzeichen. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Das Eiserne Kreuz I. Klasse prangte auf der Feldbluse. Sekunden später, nach aufdringlichem Rasseln des Feldtelefons, erlosch jeglicher Hochmut in des Hauptmanns Miene und Gebaren. Nachdem er eine Meldung entgegengenommen hatte, rief er nach seinem Adju-

tanten. Mit einem knappen Seitenblick auf die Besucher verschwand er, wortlos grüssend.

Wenig später sassen Uhlig und Baer in einem Auto mit Allwetterverdeck. Der umgebaute Volkswagen, für dessen künftigen Besitz irgendein deutscher Kleinbürger seine Spargroschen geopfert hatte, zermahlte gefrorene Radspuren auf russischen Landwegen. Der Fahrer schien die Abneigung seines Kommandanten gegen Zivilisten nicht zu teilen. «Rundherum kriselt es», sagte er beim Anblick eines zerschossenen Dorfes. «Vielleicht werfen sie uns noch nach Stalingrad.»

«Das dürfte bald zu spät sein», sagte Baer.

Der Obergefreite preschte an den Ruinen vorbei. «Partisanengegend. Die Russen riskieren was. Da können sie noch so viele Geiseln umlegen.»

Uhlig hatte versucht, durch das vereiste Seitenfenster etwas zu erspähen. «Was sind das für Geiseln?»

«Wen sie gerade erwischen: Frauen und alte Männer. Für einen Deutschen werden drei Russen umgelegt oder vier – je nachdem.»

Uhlig sah zu Baer hinüber. Der sass in der Ecke und rührte keinen Muskel.

Hinter einem Walde bogen sie von der Strasse ab. Der Fahrer wies auf ein Gehöft. «Hier liegt der Kompaniestab. Da können Sie sich nach Ihrem Mann erkundigen.»

Der zum Vorwerk gehörige Ziegeleischornstein war in halber Höhe zusammengestürzt. Mit Schwung lenkte der Soldat das Fahrzeug in den geräumigen Hof. «Recht ruhig hier.» Er sah sichernd durch die Windschutzscheibe.

Baer und Uhlig stiegen aus. Es tat gut, die steif gewordenen Glieder strecken zu können. Frische Autospuren führten kreuz und quer über den Hof. Der Obergefreite beugte sich heraus. «Die haben hier geräumt. Muss gerade erst passiert sein. Wenn Sie sich ein bisschen die Beine vertreten wollen, kommen Sie hinterher, an der Ziegelei vorbei. Da brauche ich nicht zu wenden.» Die beiden stapften ihm nach. Sie hatten die Bemerkung über die Partisanen nicht vergessen. Als Uhlig als erster um die Ecke bog, fiel ihm die Zigarette aus dem Mund. An der Wand des Ziegeleigebäudes, das hier einen rechten

Winkel bildete, sassen und lagen Menschen, stumm und steif in der Kälte. Fünf Tote: drei Frauen, ein alter Mann und ein Kind. Sie lagen nebeneinander, die Gesichter im Schnee. Das Kind hatte die Hände nach oben gebogen, als umarme es die weisse Pracht. Der Mann, ein bärtiger Bauer, sass dazwischen, den Kopf im Nacken, Augen und Mund weit offen. Zwischen den Liegenden schien er auferstanden zu sein und das Unrecht dem Himmel zu klagen.

Uhlig presste die Zähne aufeinander. Sein kräftiger Unterkiefer schob sich hin und her. Vier für einen. – Das hier waren sogar fünf. Das Kind hatte wohl nicht von seiner Mutter lassen wollen. Vielleicht vor einer Stunde erst hatten deutsche Gewehre die fünf Menschen niedergestreckt. Wäre die Erde nicht so hart gefroren, lägen sie schon in einer Grube an der Kieshalde nebenan, und er wäre ahnungslos mit Baer vorbeigegangen. «Weg hier», schrie er, als Baer heran war. Der verharrte mit verschlossenem Blick vor dieser entsetzlichen Leichenschau.

Uhlig dachte: Entweder rührt diesen Menschen nichts, oder er hat alles gewusst. «Ist das nicht Wahnsinn?»

Baer nickte nicht einmal. «Wir sind auf die Spuren der deutschen Herrenrasse gestossen.»

«Ich würde irrsinnig werden, wenn ich hier mitmachen müsste.»

Uhlig schritt rasch aus.

«Wir machen doch mit», sagte Baer neben ihm.

«Das ist wohl ein Unterschied.»

«Kein sehr grosser. Es kommt nicht allein darauf an, mit eigenen Händen jemanden umzubringen. Die das hier befohlen haben, machen sich die Hände nicht schmutzig. Wer wird einmal die Verantwortung für das A 4 übernehmen? Irgendwelche Soldaten, die an der Abschussbasis den Auslösehebel bedienen – oder wir?»

Sie näherten sich dem Wagen. Uhlig zwang sich zur Ruhe. «Genaugenommen sind wir alle Befehlsempfänger. Bis zum Doktor aufwärts.»

«Wir haben es weit gebracht», sagte Baer. «Lakaien mit den Alüren von Grafen und der Moral von Henkersknechten.»

Der Obergefreite liess schon den Motor warmlaufen. Er entschuldigte sich ungeschickt. «Kein schöner Anblick.

Aber die Russen gehen mit unseren Leuten auch nicht anders um. Gefangene machen die gar nicht, sagt der Kommandant. Genickschuss – und fertig.»

«Gibt's dafür Beweise?» fragte Baer.

Der Soldat warf den Kopf zurück. «Auf die Beweise verzichten wir gern. Und wenn's einen doch erwischt, dann lieber gleich die letzte Kugel in den eigenen Kopf.»

«Das würden Sie sich wohl sehr überlegen.»

«So viel Ehre im Leib wie unser Kommandant habe ich auch noch. Wenn unsereiner auch nicht so viel darüber redet.»

Baer fing Uhligs mahnenden Blick auf. Es war besser zu schweigen.

Im nächsten Dorf lag der Kompaniestab. Der Kompaniechef war unterwegs. Sie wurden seinem Vertreter vorgeführt. Der Leutnant, nicht eben gross und mit Brille, gab sich den Anschein, als sei er durch die beiden Besucher in einer wichtigen Arbeit unterbrochen worden. Einen Mann wollte man zurückhaben für ein Projekt der höchsten Dringlichkeitsstufe? Hoffentlich nicht gerade einen Autoschlosser. – Aber nein, es war nur ein Chemiker, ein gewisser Wodruba. Der Leutnant erfuhr Namen und Dienststelle erst, als die Papiere vor ihm lagen. Er knickte förmlich ein. Dann gab er sich einen Ruck. «Da kann ich nichts machen. Das entscheidet der Kompaniechef.» Und raus war er.

Uhlig und Baer sahen sich verwundert an. Baer verzog das Gesicht. «Ausgeliefert. Wir sollen eben merken, dass wir beim Kommiss sind.»

Uhlig machte die Verzögerung nervös. «Wenn der dahinterkommt, dass das wichtigste Papier fehlt!»

Rascher als erwartet kam der Kompaniechef. Baer sah ihn ins Haus gehen. «Teilheim», sagte er. «Arm in der Schlinge und angefüllt mit Ehre.»

Nach einer Weile wurden die Besucher zackig zur Audienz befohlen. Schmalere Kopf, dicht zusammenstehende Augenbrauen. Ehrgeizgesicht, stellte Baer fest. Das EK II war die einzige Auszeichnung. Der verletzte Arm rührte wohl kaum von einem Gefecht her.

Der Oberleutnant erwartete sie stehend, mit unverhohlener Neugier. Er war so gross wie Uhlig. Beim Sprechen futschte ihm der

rechte Mundwinkel nach oben. Es gab ihm etwas Nervöses, fast einen sarkastischen Zug. Er kam sofort zur Sache. «Die UK-Stellung des Schützen Wodrubas wird vom Heereswaffenamt befürwortet, wie Sie sagen. Aber wo ist die Verfügung des Generalkommandos? Ich sehe hier nur eine Dringlichkeitsbescheinigung der V-Stelle Insel.»

«Und das Fernschreiben vom Generalkommando», sagte Uhlig.

«Ein Schreiben ohne Dienstsiegel ist kein Dokument.»

Uhlig erklärte, der Schein sei unterwegs und auf dem Feldflugplatz warte das Flugzeug. Nicht von ungefähr habe die V-Stelle für einen einzigen Mann eine Maschine bereitgestellt.

Vielsagend sah der Oberleutnant zu seinem Stellvertreter hinüber. Der Mundwinkel zuckte. «Wenn *wir* so grosszügig mit Brennstoff umgingen, müssten wir unsere Fahrzeuge demnächst zur Front schieben.»

Baer kam Uhligs Erwiderung zuvor. Er ging scheinbar auf den Ton des Offiziers ein. «Das wollen wir ja gerade verhindern helfen. Brennstoff mangel! Woran liegt es denn? Weil unsere Industrie nicht genügend Fachkräfte hat. Wodrubas ist ein ausgezeichnete Chemiker. Ich habe mit ihm zusammengearbeitet.»

Der Oberleutnant lächelte schief. «Die V-Stelle Insel ist kein Hydrierwerk. Geben Sie sich keine Mühe mit Ihren Erklärungen.»

Jetzt fuhr Uhlig auf. «Sie als Offizier wissen genau, dass wir Ihnen keine näheren Angaben über die V-Stelle machen können. Eins aber steht fest: Wodrubas Tätigkeit dort steht haushoch über jeder Art von Dienst auf diesem Etappenvorposten.»

Wo man Geiseln erschießt, hätte Baer gern hinzugesetzt.

Der Offizier packte die Schlinge, in der sein verletzter Arm ruhte, als wolle er sie herunterreissen. «Meine Herren, Sie scheinen nicht zu wissen, in welcher ernster Lage wir uns hier befinden», sagte er drohend. «Sonst könnten Sie nicht so zynisch über die soldatische Pflicht urteilen. Vor knapp vierundzwanzig Stunden sind Tausende unserer tapferen Soldaten in die Hände der Russen gefallen.»

Das hiess nichts anderes als: Die 6. Armee hatte sich ergeben, Stalingrad war entschieden. Baers breite Brust hob und senkte sich auffällig.

Der Oberleutnant fuhr fort: «Verstehen Sie nun, warum ich auch nicht auf *einen* Mann verzichten kann?» Er gab dem Leutnant einen Wink, sich der beiden Zivilisten anzunehmen. Für ihn war der Fall erledigt.

Uhlig war nicht gesonnen, sich mit diesem Bescheid zufriedenzugeben. Aufgebracht durchmass er das Zimmer vom Fenster bis zum Ofen. Er teilte mit Baer seine Fliegerschokolade. Es war niemandem eingefallen, ihnen etwas zu essen anzubieten. Die verlorene Schlacht um Stalingrad als Vorwand, Wodruha festzuhalten – das roch faul. Sie beratschlagten eine Weile. Dann meldeten sie sich wieder im Vorzimmer.

«Wie lästige Bittsteller.» Baer seufzte verächtlich. «Was tut man nicht alles fürs Vaterland.»

Der Leutnant beachtete die Eintretenden kaum. Uhlig konnte seiner Stimme ohne Anstrengung den Befehlston geben, der auf Litzenträger und Untertanenseelen jeglicher Art Eindruck machte. «Sie haben an unseren Ausweisen gesehen, dass wir – obwohl in Zivil – ebenfalls einer Wehrmachtsdienststelle angehören. Wir sind selbstverständlich unserem Vorgesetzten Rechenschaft schuldig über das, was wir in der Sache Wodruba unternommen haben.»

«Gewiss. Unterrichten Sie nur Ihren Oberstabszahlmeister von den Bedenken unseres Kompanieführers.» Der Leutnant rückte an seiner Brille, lächelnd.

«Oberstabszahlmeister?» Baer lachte kurz auf.

«Jawohl. Laut Unterschrift Ihrer Bescheinigung.»

«Als Leiter der Personalabteilung», sagte Uhlig scharf. «Wir beide haben uns jedoch vor dem Generalmajor zu verantworten – Herr Leutnant. Wir dürfen nichts unversucht lassen, unseren Auftrag zu Ende zu führen. Verbinden Sie uns unverzüglich mit Ihrer nächsthöheren Kommandostelle.»

«Ich glaube nicht, dass das Bataillon auf Ihre fernmündliche Information hin eine Entscheidung treffen wird.» Der Leutnant erhob sich widerwillig.

«Dann werden wir am besten gleich zum Regiment fliegen», sag-

te Baer, ohne eine Miene zu verziehen und obwohl er wusste, dass die Ju spätestens am nächsten Morgen wieder in der V-Stelle zur Verfügung stehen musste.

«Ich lasse die Verbindung herstellen.» Der Leutnant verschwand.

Wieder warteten Baer und Uhlig in dem kahlen Raum und zählten die Schritte zwischen Fenster und Ofen.

«Das dauert aber lange mit der Verbindung.» Uhlig glaubte nach Ablauf der ersten Viertelstunde nicht mehr an die Wirkung des Bluffs. Nach einer weiteren Viertelstunde kam der Obergefreite, um zu mahnen. Der Fahrbefehl des Flugplatzkommandanten war zeitlich begrenzt.

Uhlig stöhnte. Was würde der Kraftfahrer wohl sagen, wenn es hiesse, auch noch den Bataillonsstab ausfindig zu machen?

«Moment mal!» Baer wies auf die Dorfstrasse. Ein Soldat, feldmarschmässig ausgerüstet, mit vollem Gepäck, kam im Laufschrift auf das Stabsquartier zu. «Das ist er. Mann, wir können!»

Franz Wodruha hatte gerade das Haus erreicht, als Uhlig aus der Tür trat. Der Soldat stoppte seinen Eilmarsch und grüsste stramm militärisch. Baer erkennend, verklärte sich sein Gesicht. Trotzdem verharrte er in respektvoller Entfernung. Zwei Wochen Kommiss hatten genügt, um diesem unbekümmerten Österreicher einzuimpfen, wie gross die Kluft zwischen einem Landser und einem normalen Menschen war.

«Einsteigen, Herr Wodruha», sagte Uhlig einladend.

«Entschuldigen S' a Momenteri, ich soll in der Schreibstuben grad noch mei Papierl in Empfang nehmen.» Wodruha strahlte.

Der Kompaniechef liess sich nicht mehr sehen. Im letzten Augenblick, als der Obergefreite den Fuss bereits am Gaspedal hatte, erschien der bebrillte Leutnant in der Tür. Mit lässigem Gruss bedachte er den davonfahrenden Wagen.

Wodruha konnte seine Überraschung gar nicht so schnell verdauen, wie er berichten sollte. Der Kompaniechef, ja, der mit dem Arm in der Schlinge – übrigens keine Schussverletzung, sondern bei

der Räumung einiger Dörfer passiert, wofür er das Eiserne Kreuz bekam –, also dieser Oberleutnant Wedelstedt habe ihn, weil er von der Versuchsstelle Insel kam, sofort zu den rauhesten Burschen gesteckt. Exekutivkommando. Es sei schrecklich gewesen.

Wedelstedt! Baer hatte den Namen von Eva schon gehört. Er wusste nur nicht mehr, in welchem Zusammenhang. Wodrubas kahlrasierten Nacken vor sich, dachte er nach über diesen Beutezug. Er hatte geholfen, die Front um einen Mann zu schwächen, der nun allerdings an dem ihm gemässen Frontabschnitt das Zehnfache für den Krieg leisten würde. Man war mittendrin in dem Schleuderwerk. Die Überlebenden von Stalingrad – die waren raus. Wenn Heino das noch erlebt hätte. Kurz vor Weihnachten vollstreckten sie an ihm das Urteil. Es konnte einen schaudern. Vor wenigen Tagen noch hatte Baer sich vor Hanna Peplow aufgespielt: Wodrubas war weg, nun sollten sie was erleben mit ihrer Treibstoffmischung. Und er selber brachte ihn zurück.

«Dass unsere Helden von Stalingrad kapituliert haben, sehe ich als Verleumdung an. Sie sind ruhmvoll untergegangen.» Also sprach am 3. Februar Rosemarie Klemt zu ihren Gästen, Traude Hörselmann, Christa Keiner und der Maidenoberführerin. Rosemarie wählte sorgfältig aus, wenn sie – zweimal im Jahr – ihren Damentee gab. Diesmal hatte ihr die Unglücksbotschaft den Tag verdorben. Enttäuschend war auch Traude Hörselmann. Weil sie ihren Bruder vor Charkow wusste, stellte sie Vergleiche an. Was wäre, wenn er bei Stalingrad läge?

«Untergang, ob ruhmvoll oder nicht, bedeutet Tod», sagte Traude. «Mein Bruder hat drei Kinder. Ich wäre dankbar für jeden Funken Hoffnung. Auch erkaufte durch Kapitulation.»

Rosemarie antwortete verächtlich: «Lieber einen Menschen in Ehren verlieren als einen Ehrlosen zurückkehren sehen.»

«Der Meinung bin ich auch», sagte die Kelnerin und goss Weinbrand in den Tee. Er stammte aus dem Kasino.

Seit Weihnachten genoss Traude nicht nur das Glück, Parisius' Braut zu sein, sie teilte auch seine Sorgen. «In Russland so weit vor-

zustossen! Napoleons Armeen hatten sich an diesem Land die Zähne ausgebissen. Ich finde es nicht besonders ehrenhaft, für einen Irrtum zu sterben.»

Die Maidenführerin strich ihren runkelfarbenen Rock glatt und sah abwartend auf Frau Klemt. Die Gastgeberin musste doch protestieren. Das war offenkundige Auflehnung!

Rosemarie lächelte spöttisch. Gehorsames Nachbeten der Zeitungs- und Rundfunkmeldungen konnte man wohl von den Kriegshilfsmaiden verlangen, doch Dr. Klemts Umgang waren kompliziertere Menschen. Rosemarie brauchte nur an Tiefenbach und Baer zu denken. Es gab Zweifel, viel Wenn und Aber. Eine Frau Klemt wusste das. Sie verachtete die Kleingläubigen, aber sie rechnete mit ihnen. So sagte sie ganz ruhig zu Traude Hörselmann: «Wenn du die Taktik der rollenden Angriffe an der Ostfront für falsch hältst, sprichst du dem Führer die Fähigkeit ab, unser oberster Feldherr zu sein.»

Traude erschrak. Sobald der Führer auftauchte, drohten Unannehmlichkeiten. Sie dachte an die Sache mit dem Hitlerbild im Haus Seestern. «Ich verstehe nichts von Strategie. Ich dachte nur an die vielen Opfer. Wir können doch die entlegenen Gebiete nie halten.»

«Sie haben sich wohl noch nicht viel mit der nationalsozialistischen Weltanschauung beschäftigt?» fragte die Maidenführerin.

«Nein, ich habe Mathematik studiert.»

«Darum ist Ihnen der tiefere Sinn des Krieges auch nicht aufgegangen. Wir sind es, die das Imperium der weissen Völker gegen die Revolte der Farbigen schützen müssen.»

Traude fühlte sich auf unangenehme Weise belehrt. Weder Stalingrad noch Warschau war von Farbigen bevölkert. Aber irgendwo hatte sie etwas Ähnliches schon gehört. Brettschneider sprach gelegentlich von einer «asiatischen Drohung». Zu den asiatischen Völkern rechnete er auch das sowjetische Russland. Die billigen Exportangebote der farbigen Länder galten als Drohung. Etwas Ähnliches musste die Maidenführerin meinen, auch wenn sie es, hätte man sie gefragt, mit der Rasse, der Überlegenheit des nordischen Blutes verbrämt hätte. Aber Traude erkannte das idealisierende

Mäntelchen. Nach den Tausenden Besiegten von Stalingrad tat man gut daran, sich die Augen zu reiben. Sie war Grosskaufmannstochter, sie wusste, was Märkte bedeuten. Gewinn im Grossen. Besitz und Absatzmöglichkeit von Erdöl, Weizen, Chemikalien, Erzen, Kohle. Dafür starben sie in Stalingrad, vor Moskau und am Don. – Traude kannte auch die Entschuldigung dafür, Volk ohne Raum. Im Würgegriff des Versailler Diktats. Verlust aller Lebensquellen. Dem stand entgegen, was ihr Vater ihr einmal gesagt hatte. Deutschland sei von jeher in der Lage gewesen, die Einfuhr von lebenswichtigen Gütern durch die Ausfuhr seiner hochentwickelten Fertigwaren zu decken. – Wozu also der Krieg? Ein Würfelspiel um die Macht in der Welt? Ein blutiges Spiel. – Ihr klopfte das Herz, denn sie hatte jetzt jemanden zu verlieren. Sie liebte Wilfried Parisius sehr.

Ganz entfernt hörte sie Rosemarie Klemts Stimme: «Die Stalingrader Schlacht ist nur eine Episode auf unserem Wege. Sie wird Früchte tragen. Unsere tapfere Wehrmacht wird um so entschlossener vorgehen, sich um so fester um den Führer scharen.» Fast so, als verrate sie ein Geheimnis, fuhr Rosemarie fort: «Auch auf der Insel wird man sich zusammenreissen. Deutschland ist wie der gehörnte Siegfried. Stalingrad – das war die verwundbare Stelle, das ungeschützte Schulterblatt. Aber lasst das A4 erst fertig sein. Das macht uns unüberwindlich.» Schadenfroh quittierte sie Traudes beschwörenden Blick. Nicht alle Ehefrauen lebten uneingeweiht neben ihren Männern her.

Die Klemtschen Kinder kamen zum Gute-Nacht-Sagen. Die siebenjährige Winifred hatte die lebhaften Augen des Vaters. Der vierjährige Norbert war kühl wie die Mutter. Winifred wollte von Traude zu Bett gebracht werden. Nur zu gern entfloh Traude der unerquicklichen Unterhaltung.

Auf der Treppe liess sich Winifred huckepack nehmen. Norbert stand abwartend. Das sechzehnjährige Pflichtjahrmädchen durfte ihn nicht anfassen. Beim Waschen im Badezimmer riss Norbert ihr den Lappen aus der Hand und warf ihn gegen die Fliesenwand. «Der ist für unten rum. Das lernst du nie!» Das Mädchen tat Traude leid. Es fühlte sich unsicher in diesem Hause.

«Gehst du bald wieder mit uns baden?» fragte Winifred. «Mutti sagt, du hast keine Zeit mehr für uns. Dein Bräutigam erlaubt es nicht.»

Wenn ich erst Kinder habe – dachte Traude, als sie die Treppe langsam hinunterstieg. Aber sie kam nicht dazu, ihren Gedanken weiter nachzuhängen. Oberstleutnant Keiner war gekommen und hatte Oberzahlmeister Hanke mitgebracht.

Die Maidenführerin benahm sich, als gelte Hanks Anwesenheit ihr, doch weder Rosemarie noch die Kelnerin waren geneigt, ihr den attraktiven Mann zu überlassen. Er sass zwischen ihnen in dem Sessel, den Traude innegehabt hatte. Vom Oberstleutnant, den Klemt nebenan noch festhielt, nahmen die Frauen kaum Notiz.

«Meine Damen», Hanke sprach der Lage angemessen, «die Forderung des Tages wird uns allen noch mehr abverlangen. Die Treue ist das Mark der Ehre, danach müssen wir unsere Mitarbeiter einstufen. Ich bin überzeugt, dass die Pläne für den grossen Gegenschlag längst im Führerhauptquartier liegen.» Er blitzte nach drei Seiten.

Traude sass auf dem Klavierschemel und wurde von dem Blitzblick nicht bedacht. Die Maidenführerin hingegen stand gänzlich in seinem Bann. «Für meine Maiden lege ich die Hand ins Feuer – fast ausnahmslos.»

«Für Ausnahmen ist die Insel der ungeeignetste Ort», sagte der Oberzahlmeister.

Unvermittelt schrillten hohe Töne durchs Zimmer. Traude hatte auf dem Klavier ein paar Tasten angeschlagen. Sie entschuldigte sich, schien selbst überrascht. Immerhin hatte sie Klemt und den Oberstleutnant damit ins Zimmer gelockt. Das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Hans Tiefenbachs Zimmer war schmucklos wie das Quartier eines Reisenden, der lediglich sein Gepäck abgesetzt hat. Auf dem Tisch keine Decke, an den Wänden keine Bilder. Ein Leuchter in Handschmiedearbeit mit dicker Kerze und Windschutz aus gelbem Pergament war das einzige, was dieser wehrmachtseigenen Unterkunft – neben Stapeln von Büchern – eine eigene Note gab. Der Leuchter stand erst wenige Stunden dort. Das Licht war mit Eva Leonhard

ins Zimmer gekommen. So hatte Hans Tiefenbach lächelnd gesagt, als sie ihn damit beschenkte, zu seinem Geburtstag, der im Jahr 1943 so verdüstert wurde.

Sie war noch nie bei ihm gewesen. Er hatte sie gebeten, Hausfrau zu spielen. Seinen Mentor, Professor Heinrich Leupold, wollte er gastlich empfangen. Für ihre Gedanken und Gespräche war das Kasino nicht der geeignete Ort, zumal in diesen Tagen, da alles um die Stalingrader Ereignisse kreiste.

Hans Tiefenbach sagte: «Was mir am Nationalsozialismus am unheimlichsten ist, das ist die ungeheure Anmassung. Ein Wahnwitz, so weit vorzupreschen.»

Leupold wartete, bis Eva ihm das Rotweinglas gefüllt hatte. Er dankte ihr mit freundlichem Kopfnicken, trank einen Schluck und sprach, halb zurückgelehnt, die Hände um sein rechtes Knie gefaltet: «Was Sie Anmassung nennen – den Führungsanspruch der Nazis –, das ist nichts weiter als letztes Aufbäumen eines Sterbenden.»

«Wen meinen Sie mit dem Sterbenden?» fragte Eva. «Das Dritte Reich? Es ist doch ganz jung.»

«Unsere Welt meine ich, die bürgerliche Ära. Die künftige Geschichtsschreibung wird einen Begriff dafür prägen. Ich weiss heute nur, dass die Wirtschaftskrise die Herzen für einen Messias empfänglich machte. Dem Ertrinkenden erscheint der Strohalm als rettender Baumstamm. Selbst demokratisch gesinnte Kreise gewann Hitler für sich. Sie nahmen Rassenhetze und Führerprinzip in Kauf, weil er den Antibolschewismus predigt. Die Unternehmer fürchten kommunistische Einflüsse wie die Pest.»

«Sie sehen also in Hitler kein vereinzelt Phänomen?» fragte Tiefenbach mit leisem Zweifel.

«Nein. Er ist für mich die Inkarnation des Abstiegs unserer Gesellschaft. Die Form unseres Abtretens bestimmt er, das ist richtig. Die ist allerdings furchtbar.»

«Demnach wäre der ‚Führer‘ auch nur ein Geführter. Und was Sie sagen, klingt so, als glaubten Sie überhaupt nicht daran, dass Männer Geschichte machen.»

«Das Individuum schält sich aus der Masse heraus, wenn seine Zeit da ist. Eine Gesetzmässigkeit. Rousseau und Voltaire haben die Französische Revolution geistig vorbereitet.»

Aber sie lag in der Luft. Die Ideen reiften allmählich. Aus dem Volk gekommen, kehrten sie dahin zurück und wurden Zündstoff. Die Situation der Majorität bestimmt den Geschichtsablauf. »

Eva verfolgte jedes Wort des Disputes. Da Tiefenbach im Nachdenken verharrte, wandte sie sich an den Professor. «Kürzlich sagte jemand etwas, das mich stark beschäftigt hat. Dichter und Denker wären nicht in der Lage, die Geschichte zu beeinflussen. Wenn es Napoleon nicht gegeben hätte, so meinte der Mann, wäre die Weltgeschichte anders verlaufen. Aber hätte es keinen Goethe gegeben, spielte das weiter keine Rolle.»

«Warum hat Sie das so beschäftigt, Fräulein Eva?»

«Weil mir die Auslegung nicht gefiel und weil ich nichts zu erwidern wusste. Jetzt könnte ich schon eher etwas dazu sagen.»

«Der Mann muss ein sehr oberflächlicher Betrachter sein. Zur Weltsituation gehört auch das geistige Klima, und das hat Goethe innerhalb Europas weitgehend beeinflusst. Was wäre Kolumbus gewesen ohne die Lehre von der Kugelgestalt der Erde? Anaximander und Pythagoras – Philosophen und Mathematiker waren es, deren Erkenntnisse der Tatumensch Kolumbus bedurfte.»

Für diese Stunde an Leupolds Seite hatte Eva der «grosse Baer» vorbereitet, ohne es zu ahnen.

Auch für Tiefenbach war des Professors Geschichtsbild überraschend. «Entsetzlicher Zustand. Sollen wir auf der Stelle treten und uns der Gestapo ausliefern?»

«Das muss jeder mit seinem Gewissen ausmachen», sagte Leupold. «Eines weiss ich seit der Physikertagung in Seefeld: Hitler kriegt die Atombombe nicht. Die wenigen, die sie entwickeln könnten, sind sich noch nicht mal einig in der ganz elementaren Verfahrenstechnik. Die Entwicklung bis zur Waffe würde Jahre beanspruchen. Hitler glaubt, den Sieg früher in die Tasche zu bekommen. Er setzt nicht auf die Atombombe. Was mich sehr, sehr erleichtert.»

«Und wie ist es mit dem A 4?» fragte Tiefenbach.

«Ach, dieses mühsame Kind unseres genialen Doktors. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer und ein glücklicher Start noch

keine Erfolgsserie. Es bewahrt ein paar hundert Wissenschaftler und ein paar tausend weitere Menschen davor, sich töten zu lassen.»

Tiefenbach dachte an den Rundfunkkommentator. «Das A 4 ist auf andere Weise gefährlich. Als Wunderwaffe im Hintergrund. Vielleicht sind auch die Eingeschlossenen in Stalingrad bis zuletzt so hingehalten worden: Einsatz durch den Vergeltungsschlag. Ist es nicht ebenso schlimm, diesen Betrug mitzumachen wie an der Waffe zu bauen? Sie verhindern oder fördern – was ist menschlicher? Professor, wir stecken in einer Sackgasse.»

Leupold schien gelassen. «Das wissen wir doch nicht erst seit heute, lieber Tiefenbach.»

«Sie haben recht.» Tiefenbach fuhr sich über die Augen. «Ich bin ein schlechter Gastgeber. Verzeihen Sie.»

«Bei dieser jungen Dame müssen wir uns beide entschuldigen. Eine Geburtstagsfeier – und nur Politik.»

Hans Tiefenbach machte vor Eva eine winzige Verneigung. «Nicht nötig, Professor. Dieses Mädchen ist ein Aussenseiter. Sie versteht von der fatalen Wissenschaft fast mehr als ich.»

«Dann scheint sie sich in vielen Fakultäten auszukennen. Auch was sie gebacken hat, schmeckt gut.»

Die herabblühende Kerze war der Zeitmesser des Abends. Beide Männer hatten ihren Arm auf die niedrige Lehne der Couch hinter Evas Kopf gelegt und sassen ihr zugewandt. In eine Gesprächspause hinein sagte sie: «Manche Leute hocken vorm Radio und addieren die verlorenen Bruttoregistertonnen und Flugzeuge. Das Ende des Krieges – ein Rechenexempel.»

Leupold kannte diese Sorte Propheten. «So einfach ist das nicht. Die Heeresetats der Grossmächte sind zwar ziemlich bekannt, doch es wird immer weitergearbeitet.»

«Der Krieg 14/18 soll fünfunddreissig Prozent des Weltvermögens gekostet haben», sagte Tiefenbach. «Nur die direkten Verluste gerechnet. Man bedenke, über ein Drittel des Vermögens der ganzen Welt.»

«Dieser Krieg wird noch viel teurer», sagte Leupold.

Wieviel Mann gehörten eigentlich zu einer Armee? fragte sich Eva. Und was war davon übrig, als sie kapitulierte? – Alfred, der

jüngste Bruder der Mutter, war in Stalingrad. Sie glaubte, das Bild aus der Laterna magica vor sich zu sehen. Alfred hatte stets am meisten gelacht, wenn sie davor erschrak.

5

Sonne und Sturm

Eva hatte dunkle Augenränder. Vier Nächte lang das Brausen des Windkanals, Zahlenkolonnen, Protokollblätter mit Dezimalwerten weit hinter dem Komma. Dr. Klemt war die halben Nächte dabei. Sein eigenes Projekt, das «Osterei», hing silbern glänzend in der Messkammer. Das Schlierenbild zeigte am kugelförmigen Heck die gebündelten Luftströme.

Klemt riss nach jeder Messserie dem Versuchsstab die Protokollblätter förmlich aus den Händen, verschwand in seinem Büro und handhabte den Rechenschieber. Müdigkeit schien er nicht zu kennen, obwohl er auch am Tage Dienst tat. Er brauchte die letzte Bestätigung des eigenen Werks.

«Er macht uns den totalen Kriegseinsatz vor», sagte Versuchsleiter Immisch. «Noch ein halbes Jahr in dem Tempo, und wir sind reif fürs Irrenhaus. – Avanti, wir blasen.» Er drückte den Knopf, der Polteschieber öffnete sich, und die Luft wurde in die Messkammer eingesogen. Dreieinhalbmal schneller als der Schall, bestimmt von der Düse, jenen zwei mächtigen Backen, deren streng symmetrische Krümmungen durch komplizierte mathematische Methoden errechnet worden waren.

«Ich denke schon in Kurven und Zahlen», sagte Eva am Ende der Versuchsreihe zu Traude Hörselmann.

«Such dir einen Ausgleich, Lütten.» Traude verabschiedete sie bis Montag. «Schlaf dich aus und – schreib ein Gedicht.»

Eva wurde rot. Seit sie im Gespräch mit Mathesi etwas von ihren literarischen Versuchen erwähnt hatte, war es im Mathematischen Büro bekannt geworden. Aber wirklich geöffnet hatte sie dieses Geheimfach ihres Innern nur vor Marlies, abends, in der Stille des ge-

meinsamen Zimmers. Sehnsüchte, Träume führten ihr die Feder, vor allem das Erstaunen über den Menschen, der Eva hiess ... Ich beginne mich zu entdecken. Es wird Zeit. Sonst ist es zu spät. Der Feldzug in Nordafrika ist verloren. In Italien brodelt es. Die Luftangriffe nehmen zu. Ich will wissen, mit wem ich es zu tun habe, ehe es mich erwischt. Ich kann die Zeit nicht besser nutzen, als mich zu bemühen, Mensch zu werden. Jürgen Baer sagt, das genügt nicht. Aber was er will, ist mir unheimlich. Ich möchte leben – möchte das Menschwerden zu Ende bringen ...

Zuweilen hat man die Empfindung, als wären Träume Wirklichkeit.

Ich hab mir heute einen Traum gefangen.
so bunt und vielversprechend wie ein Sommertag –

dichtete es in Eva. Sie hatte den Nachtschlaf noch nicht nachholen können. Am Vormittag rumorten die Putzfrauen. In den Dünen wärmte die Maisonnette, aber zu tiefem Schlaf kam man dort auch nicht. Am Sonnabendnachmittag wurde es so lebhaft am Strand, dass keine Kuhle entlegen genug war, um allein zu sein. Labahn rief sie in die Pförtnerloge, als sie in ihr Zimmer gehen wollte. Tiefenbach war am Telefon. Soeben zurückgekehrt von einem Sechs-Wochen-Kommando in Italien. Zum Sonntag hatte er das Scharpie bestellt, die «Forelle», die zur Versuchsstelle gehörte. Er setzte voraus, dass sie sich freute. Sie hätte gern ein bisschen gezögert, so, als wäre sie bereits verabredet. Statt dessen flüsterte sie in die Sprechmuschel: «Schön, dass du da bist.»

Noch vor knapp einem Jahr hatte sie darüber gelächelt, wie offen Traude ihre Glückseligkeit zur Schau trug. Was tat sie selber denn anderes, wenn sie ihre Wachträume in Versen festhielt?

– Ich bin ihm weit ins Land hin nachgegangen, bis er im Sonnenschein endlich vor mir lag.

Ein Traum – ein Schmetterling. Berührung ist Zerstörung. – Sie schob das Wachstumheft von sich. Die Verse machten sich selbständig.

– Doch Asche rinnt durch meine schlaffen Finger,
vermischt mit Erde sich und feinem Staub –

Am frühen Sonntag segelten sie. Hans Tiefenbach zeigte ihr vom Boot aus die Stelle, wo er mit Uhlig auf Wildentenjagd war. Wenige Tage danach hatte die Kelnersche Hochzeitstafel stattgefunden und zugleich das Apfelfest in der Blockhütte. «Das war eigentlich der Anfang. Von da ab haben wir ‚du‘ zueinander gesagt. Ohne besondere Formalität, glaube ich.»

Sie nickte. «Du trankst aus meinem Becher.»

Hinter ihm stand die Sonne. Auf dem Schwertkasten des offenen Bootes sitzend, die Focksot in der Hand, sprach sie vor sich hin:

«Was man im Herbst begonnen hat,
sehr bald verdirbt →»

«Wie meinst du?» Der Wind trug ihr Flüstern an ihm vorbei.

«– gleich einem buntgefärbten Blatt,
das sonnentrunken, sommersatt
am Boden stirbt.»

«Dichtest du?» Ein Luftwirbel wehte ihm den Reim zu.

Ärgerlich über ihr vorlautes Herz, antwortete sie: «Nein. Ich male.»

Seine Gestalt schien im Sonnenglast des überhellen Maimorgens zu zerfließen. Sie verengte die Augen zum Spalt. Schlieren, dachte sie. Ich sehe die Luft. Deine Umrisse lösen sich auf. Und jetzt setze ich dich wieder zusammen. Ich male dich neu. Ich male dich so, wie ich dich haben möchte. Und das ist – genau wie du bist. Sie blinzelte, wollte das Flimmerbild löschen, doch es blieb. Er war stark gebräunt. Der helle Hemdkragen lag über dem weinroten Pullover

mit dem ausgeweiteten Halsloch. Seine Blicke glitten über das niedrige Ufer. Der Fluss öffnete sich dem Meer.

Hans hatte ihr erzählt, dass Hanke die «Forelle» für sich haben wollte. Um eine Viertelstunde nur war der Zahlmeister im Nachtrab. Er bot seine ganze Beredsamkeit auf. Gerade an diesem Sonntag! Tiefenbach war ungerührt geblieben. Hinter ihm lagen sechs Wochen in einer Gegend, die der Sahara nicht unähnlich sein dürfte. Dem konnte der Zahlmeister nichts entgegensetzen. Eva hätte gern gewusst, mit wem Hanke unbedingt an diesem Tag segeln wollte. Traude hatte ihr von dem Teenachmittag bei Frau Klemt erzählt. War es die Maidenführerin? Die konnte sich vermutlich nicht jeden beliebigen Sonntag frei machen. Oder Frau Klemt? Ihr Mann war beim Messstab, die Versuchsreihe stand vor dem Abschluss.

Der Wind wehte ablandig. Er erfasste das Scharpie, als Tiefenbach das Ruder herumlegte, das Wrack eines ehemaligen Leuchtturms anpeilend. Der aus dem Wasser ragende Steinklotz erinnerte Eva an einen Segelausflug mit Martin Uhlig, vor reichlich einem Jahr. Die senkrechte Feuerleiter reichte bis zur Galerie. Oben hatte Uhlig ihr gestanden, er hätte ihren Mut erproben wollen. Sie ärgerte sich darüber und kämpfte mit der wahnwitzigen Vorstellung, das Tau könnte sich lösen, das Scharpie würde abgetrieben und sie beide wären hier oben allein, windumtost, kilometerweit vom Land entfernt. Ein buntes Atlasband, das ihr Haar zurückhielt, liess sie über die eiserne Brüstung flattern. Der Wind trieb es in zuckendem, zögerndem Wechsel zwischen Steigen und Fallen der See zu. «Ich opere», sagte sie. «Tu du es auch.» Uhlig hatte dafür kein Verständnis. Er liess nur ein abgebranntes Streichholz fallen.

Heute blieb der Turm an Backbord liegen.

«Wohin segeln wir?» fragte Eva.

«Was fragst du mich? Frag doch den Wind.»

Eine Antwort, so poetisch wie ungenau. Es gab keinen Steinklotz mehr, an dem die Wellen leckten. Alle Wellen hatten sich vereinigt, das Boot vorwärts zu treiben. Eva dachte: Gestern früh fürchtete ich, von meinen Zahlen und Diagrammen nicht loszukommen, und nun

–. Ich hab mir heute einen Traum gefangen. – Aufpassen muss ich auf mich! Sie lehnte den Oberkörper weit über Bord. Das Boot schnitt die Wellen schräg, schien jede einzeln anspringen zu wollen. «Etwas fieren», rief sie.

«Was bedeutet ‚fieren‘?» fragte Hans ruhig.

«Die Schot lockern.»

Er folgte ihrem Rat, und die Fahrt wurde ruhiger. «Danke, Käptn. Du siehst, auch beim Segeln fehlt mir die dritte Schwinge.»

Zuviel Bescheidenheit, dachte sie. Überall, so glaubte er, fehle ihm etwas an der Vollendung. Seine Fliegernadel mit den zwei Schwingen entdeckte sie eines Abends in seinem Portemonnaie. Er trug sie nie. Dass er promoviert hatte, wusste sie von Leupold. Zu ihr sprach er lediglich von dem Werk, an dem er mit dem Professor schrieb. Allein das liess er gelten als Prüfung der dritten Schwinge.

Sie kamen zügig voran. Prall standen die Segel. Die Sonnenkugel kletterte an ihrer blauen Glocke empor und wollte wärmen, aber der Wind, summend in den Wanten, verlachte sie.

Hans legte Bademantel und Jacke vor seine Füsse. «Hier kannst du sonnenbaden.»

Eva liess sich von der Bordkante gleiten. Die Fockschot zwischen die Knie geklemmt, zog sie sich Pullover und Bluse aus. Im Windschutz genügte das Strandzeug.

«Leg doch auch den kleinen Fetzen ab.» Er berührte den Rückenknoschen ihres Brusttuches. «Hier sieht dich niemand.»

«Niemand? – Und du?»

«Nur wenn ich mich nach vorn beuge. Aber das kann ich nicht, denn ich muss ja steuern.»

Sie lachte. «Ja – und nach oben gucken, damit die Segelränder nicht flattern.» Das Tüchlein fiel. Sie lehnte ihren blanken braunen Rücken unbefangen gegen seine Schienbeine, bog, die Augen geschlossen, den Kopf zurück.

Tiefenbach wusste von einer verschwiegenen Badestelle bei Bansin. Heiter fragte er: «Hat sich der Schwedenstrand in die Nähe des Hauses Seestern verlagert?»

«Wieso?» Sie rekelte sich wohligh.

«Weil du so rundherum braun bist.»

«Wie kannst du das sehen? Du solltest dich doch nicht nach vorn beugen.»

«Ich musste ja. Die Ränder der Fock flatterten.»

«Hättest es mir sagen sollen.»

«Ging nicht. Ich habe den Fachausdruck vergessen.» «Fieren?»

«Ja, richtig.»

Sie blinzelte zur Seite. «Alles Lüge. Wenn was flattert, holt man dicht.»

«Ich werde bei dir Unterricht nehmen. Darf ein guter Steuermann Ruderpinne und Grossschot in einer Hand halten?»

«Ich glaube nicht.» Sie hatte die Augen wieder geschlossen.

«Schade. Ich hätte gern eine Hand frei.»

«Was tatest du mit ihr?»

«Ich würde sie auf deine Schulterkugel legen.»

«Warum gerade dorthin?»

«Sie ist so rund und braun.»

Eva hob die linke Schulter bis zur Wange, als wolle sie prüfen, ob er recht habe. Seine linke Hand schob sich dazwischen. Die kräftigen Finger umspannten besitzergreifend das Gelenk mit der mattbraunen Haut.

«Wieso hast du plötzlich doch eine Hand frei?»

«Ich habe die Schot festgelegt.»

«Genial.»

«Genial wäre es erst, wenn wir trotzdem auf Kurs blieben.»

«Bis Rügen hat's noch Zeit.» Sie rutschte auf seiner Jacke hin und her. «Hier drückt irgend etwas.»

Er stutzte. «Teufel noch mal, gib her.» Während er die Jackentasche durchforschte, bediente sie kniend die Segel. Der Wind, der in den Wanten summt, bekam plötzlich Konkurrenz, eine Oberstimme von achtern. Flötentöne – Eva sah sich um.

«Eine richtige Melodie wird das nicht», sagte der Steuermann entschuldigend. «Ich habe dir das Ding aus Italien mitgebracht.»

«Und dann in der Jackentasche vergessen. Wenn ich mich draufgesetzt hätte, wär's jetzt kaputt.»

«Ich wusste, dass du so etwas nicht tust.» Er benutzte den Augenblick, da sie sich etwas umständlich wieder niederliess, sie zu küssen, wohin er gerade traf. Es kostete erheblichen Kursverlust.

Das tönernen Instrument war eine Okarina, gross wie eine Faust, und schien einem Vogelkörper nachgebildet. Unter Evas Fingern begann es zu jubilieren: Rügen in Sicht!

Im Gasthof des Badeortes Thiessow konnte man zwar nicht so gut wie im Boddenhaus, aber preiswerter als in Zinnowitz essen. Danach wanderten sie Arm in Arm die Hauptstrasse entlang. Fern waren der Staub der Campagna und das Getöse des Windkanals.

Der Nordstrand gehörte ihnen allein um diese frühe Nachmittagsstunde. Die Kinder des Dorfes vergnügten sich an der anderen Seite, wo Netze und Angelgeräte getrocknet wurden und auch das Segelboot vertäut war. Hans Tiefenbach zog Pullover und Hemd über den Kopf. Eva lag schon im Sand.

Er streckte sich im rechten Winkel zu ihr aus, seinen Kopf auf die warme Haut dicht unterhalb ihres Rippenbogens lagernd.

«Jetzt sind wir ein T», sagte sie.

«Wie meinen?»

«Ein grosses T sind wir.»

Er lachte. «Der Anfangsbuchstabe meines Namens.»

«Wenn du dich zu meinen Füßen verschiebst, sind wir ein L. Das ist dann *mein* Name.»

«Ich verschiebe mich lieber nach deinem Kopf hin.» Er zwinkerte ihr über Eck zu. «Hast du weitere Vorschläge für lebende Bilder?»

«Vornamen – geht nicht, fehlt der dritte Mann.»

Er spottete: «Zu dumm, hätte ich doch Hanke eingeladen.»

Auflachend rollte sie weg von ihm, blieb auf dem Bauch liegen und häufelte Sand um sich.

Er beeilte sich nicht, wieder in ihre körperliche Nähe zu kommen, statt dessen näherte er sich ihren Gedanken. «Wir sind richtige Inselmenschen geworden. Ist dir das schon aufgefallen? Ich werde nie

den Tag auf der Oie vergessen. Oder das Boddenhaus. Überall, wo wir uns begegnen, ist Inselatmosphäre. Auch ‚Meisje von Amsterdam) war eine schwimmende Insel.»

«Und heute sind wir von einer auf die andere gefahren», sagte Eva. «Das ist ja ein Inselkomplex.»

«Isolierung», sagte er, «Abgeschlossensein. In meinem Leben hat das früh eine Rolle gespielt. Ich bin auf Kirchweihfeste und Rummelplätze gegangen, um mich darin zu üben, mit Menschen zu sprechen.»

Eva rückte zu ihm heran. «Dann hattest du also auch niemanden, der dir in den schwierigen Jahren half?»

«Ich habe meinen Vater früh verloren. Schlimm für einen Jungen.»

«Für ein Mädchen auch.» Seine Hand tastete sich zu ihr. Sie spürte den Druck. «Weisst du etwas – von meinem Vater?» Er nickte. Nach längerem Zögern sagte sie: «Es ist alles noch schwieriger, als was du von Klemt oder Brettschneider wissen kannst.»

Seine Hand fiel herab, nicht plötzlich, nur so, beim Aufrichten. Die Stimme drohte ihr zu versagen. Warum gab es unter den vielen Inseln der Erde keine für sie? Eine Insel ohne Fragen und ohne Angst! – Um einen Vorwand für ihre Tränen zu haben, wollte sie in die Sonne blinzeln, aber eine Wolke, die erste an diesem blauen Tage, schob sich davor. Eva erschauerte, lief ans Wasser. Sie wollte ihn nicht neben sich sitzen sehen, erschrocken, peinlich berührt. Da sauste ein flacher Stein an ihr vorbei, sprang dreimal hoch, ehe er versank – eine Geschicklichkeit, die sie nie erreicht hatte. Ein Arm schob sich in den ihren und zwang sie sanft aus der feuchten Kühle heraus.

Die Sonne hatte die Wolke abgeschüttelt. Hans zog Eva im Weitergehen fest an seine Seite. «Ich ahnte schon, dass du etwas mit dir herumträgst. Aber du wusstest doch, dass ich Einstein verehere und Freud und den Maler Liebermann. Warum hast du mir das nicht längst gesagt? Du bist du – und so gefälltst du mir.»

Sie sah angestrengt geradeaus. Sie fror nicht mehr, doch sie wagte noch nicht zu glauben. Hans würde sie hier nicht im Stich lassen. Das wohl nicht. Er war kein Wedelstedt.

Aber konnte man nicht Einstein verehren und sich trotzdem scheuen –? «Warum verehrst du die drei?»

«Weil sie ungewöhnlich sind. Jeder auf seine Weise.»

«Welche Menschen, die auch ich kenne, hältst du für ungewöhnlich?»

Er überlegte. «Nicht sehr viele. Professor Leupold, den Doktor.» Da er merkte, wie erwartungsvoll sie war, schlug er einen leichteren Ton an: «Auch deine Freundin Marlies. Sie ist weder betulich noch herrschsüchtig, trotz ihres Fürsorgeberufs.»

«Und Frau Klemt?»

«Die ist gescheit, aber weder originell noch witzig.» «Was hältst du von Baer?»

Er zwinkerte ihr zu. «Sicher nicht ganz soviel wie du. Immerhin hat er ungewöhnliche Einzelzüge. – Hör mal, du gehst ran wie ein geschickter Reporter. Du hast Talent zur Journalistin.»

«Vielleicht werde ich das noch.»

«Lieber nicht. Da kriegst du eine spitze Nase, weil du sie in alles hineinstecken musst.»

«Nur in das Ungewöhnliche», sagte sie munter.

Er zog sie an sich. Sie wusste, dass es nur ein Zipfel Glück war, der sich ihr bot. Aber sie ergriff ihn begierig. – Ich hab mir heute einen Traum gefangen. – Sie wollte ihn ausschöpfen, bevor er zu Asche wurde.

Die Wolkenbank kam vom Lande her. Hinter dem Wald hatte sie sich aufgetürmt. Als den beiden Strandläufern bewusst wurde, wie schnell der Himmel sich bezog, griffen sie ihre Sachen und liefen zum Strand der Fischer. Das Wasser war gestiegen, der Wind drückte in die Bucht. Es bedeutete bei der Rückfahrt ständiges Abhalten vom Land, einen grossen Umweg, weil man nicht hart am Wind bleiben konnte, und schliesslich ein schwieriges Manövrieren vor der Peenemündung. Einige Fischer, die Pfeifen im Mund, verfolgten die Vorbereitungen der Segler. «Wenn dat man god geht», sagte einer warnend. «Wollt ihr nich do bliewen?»

«Wir müssen zurück», rief Tiefenbach von den schaukelnden Planken her. Eva zerrte eine Öljacke aus dem Bootskasten und warf sie ihm zu. «Zieh sie an.»

«Nein. Zieh du sie an.»

«Du brauchst sie nötiger am Ruder. Ich habe meine Windbluse.»

Mit einem zurrenden Geräusch stieg das Grosssegel am Mast hoch. «Gode Fahrt!» rief der Fischer und kratzte sich im Genick.

Hans Tiefenbach war – auch ohne genaue Kenntnis der Seemannssprache – ein besonnener Steuermann. Seine Sicherheit teilte sich Eva mit.

Die Wellen in der Bucht waren zahm gewesen gegen das, was sie auf dem Greifswalder Bodden erwartete. Schräg von vorn kamen sie herangerollt, schaumgekrönt. Unablässig rauschte, gischtete, wuchtete es an die Bootswand. Eva sass auf der Steuerbordkante. Was sie am Vormittag im Übermut getan hatte, wurde jetzt zwingende Notwendigkeit. Die Füsse am Schwertkasten festgehackt, schob sie sich bis zu den Oberschenkeln hinaus, ihr ganzes Körpergewicht einsetzend. Trotzdem schäumten die Brecher herein. Vom Gischt übersprüht, troff ihr Gesicht.

«Wir kehren um.» Tiefenbach sah keine Möglichkeit, ihr die Öljacke zu geben. Er durfte das Ruder nicht einen Atemzug lang aus der Hand lassen. Ein schlecht genützter Augenblick konnte das Boot zum Kentern bringen. Evas Körper, der nur noch an zwei Punkten Berührung mit der festen Materie hatte, schien zu schweben.

«Kannst du nicht eine Kleinigkeit vom Wind abfallen?»

«Wir sind schon weit vom Kurs ab. Was wir jetzt verlieren, müssen wir später mit Kreuzen bezahlen.»

«Dann bleib so. Ich halte schon aus.»

«Täusch dich nicht. Das Schlimmste kommt vor der Flussmündung. Die Düse wird uns immer wieder ausspeien wollen.»

«Vielleicht legt sich der Wind bis dahin.»

«Er wird eher stärker, wenn das Gewitter ran ist.»

Über dem Festland zuckte der erste Blitz. Gleichzeitig tauchte der Bootsbug tief in ein Wellental. Hans konnte es nicht verhindern, dass der Gischt das Focksegel nässte und am Mastbaum vorbeisprühend Eva überschüttete, eine breitgefächerte Kaskade.

«Nein!» brüllte er. «Jetzt ist's genug. Wir wenden.»

Ihre Hände waren so klamm, dass sie nur noch mit Mühe die Fockleine halten konnte. Das Boot schien nicht von der Stelle zu kommen. Stundenlang würde es so weitergehen, ohne Atempause. Trotz dieser entmutigenden Aussicht rief sie: «Wir müssen den Kahn heute abliefern. Auf mich brauchst du keine Rücksicht zu nehmen.»

Er reagierte nicht darauf. «Klar zur Wende!»

Der Bug drehte sich gegen den Wind, und, dem kräftigen Ruder Schlag gehorchend, wieder heraus. Knatternd schlug das Grosssegel herum. Die Bootsplanken, bis dahin eine glitschige Rutschbahn, kamen einigermassen ins Gleichgewicht.

Tiefenbach gelang es, seine Jacke aus dem wasserdichten Bootskasten zu zerren. Auch jetzt konnte er seinen Posten nicht verlassen. Wenn das Gewitter losbrach, mussten sie an Land sein. Er warf ihr die Jacke zu. «In zwanzig Minuten haben wir es geschafft.»

Geschafft – eben nicht. Rügen lag wieder vor ihnen, und die Dreiviertelstunde höchster Anspannung und zäh verbissenen Ringens war umsonst gewesen. Hatte Hans Angst gehabt? Sie versuchte, in seinem Gesicht zu lesen. Er erwog, am Nordstrand anzulegen. Dort kam man leichter heran.

Wie hätte sich Martin wohl an seiner Stelle verhalten? Er hatte an dem verlassenen Leuchtturm eine Mutprobe von ihr verlangt, als er auf den schmalen Sprossen hoch über dem Wasser ihr vorausgeklettert war. «Nicht umsehen!» befahl er auf halber Höhe. Hans war anders. Er hatte zurückgeblickt.

Wie ist das im Krieg? fragte sie sich. Der Soldat muss durchhalten, was immer auch kommt. Die Frage beschäftigte sie derart, dass sie davon anfang, als sie unter der Persenning Schutz suchten vor dem Platzregen. Sie hatten den Nordstrand knapp erreicht. «Warum bist du umgekehrt?»

«Weil es Wahnsinn war, mit dem kleinen Boot.»

«Ein Soldat kann nicht umkehren, wenn er einen Befehl auszuführen hat.»

«Diese Fahrt hatten wir uns ja selbst befohlen, und wir haben den Befehl revidiert.»

«Genaugenommen kommt der Befehl für uns von der Versuchs-

stelle. Das Boot soll heute abend im Hafen sein, und wir müssen morgen früh zum Dienst.»

«Du überlegst sehr gründlich, Ev. Aber was wäre das für ein Kommandeur, der seine Befehle um jeden Preis durchgeführt wissen will. Einsatz und Ziel müssen sich die Waage halten. Andernfalls verlieren Befehlsgewalt und Soldatengehorsam ihren Sinn. Pünktlicher Dienstbeginn – dafür war mir der Einsatz zu hoch.»

«Wir hätten es geschafft.»

«Vermutlich wären wir nicht gerade gekentert. Aber du hättest es mit völliger Erschöpfung bezahlen müssen. Vielleicht mit einer Lungenentzündung.»

«Und was wird nun?»

«Wir werden vom Gasthof aus den Ingenieur vom Dienst anrufen. Morgen sieht es hoffentlich anders aus. Wir segeln dann, sobald es hell wird.»

Eva seufzte unernst. «Das war Hankes Rache.»

Hans hob die Plane an. Sie troff. «Statt den Mast anzusägen, hat er Petrus aufgehetzt.»

Der Wirt hatte den Tisch für seine neuen Gäste weiss gedeckt. Die Leute aus dem Dorf waren an Holzplatten gewöhnt. Sie sassen beim Bier oder Kôm, redeten über den Krieg und warteten auf neue Rundfunkmeldungen. Einem Alten in der Ecke der Bank, die sich unter den niedrigen Fenstern hinzog, stellte der Wirt ein Abendessen hin. «Nu hau man rin, Vadder.»

Mit grossem Appetit machte sich der Alte über die Bratkartoffeln her. Bei den Schlussfanfaren des Wehrmachtsberichts fuhr sein stoppliges Kinn herum. In der Lautstärke eines Schwerhörigen fragte er seinen Banknachbarn: «Nu segg bloss mal, Willem, wat sün denn eigentlich Tisanen?»

Der Fischer guckte ihn verdutzt an. «Tisanen?»

Der Alte wies mit dem Messer auf den Radioapparat. «Wat se eben seggt hebbben.»

Der Fischer nahm die Pfeife aus dem Mund, um dem Alten das Hören zu erleichtern. «Par-tisanen meenst woll?»

Der Alte sah ihn empört an. «Paar Tisanen? – Nee, nee, Willem, Dutzende von Tisanen, segg ich dir, Dutzende!

Nich bloss 'n paar. Sonst würden die da in Radio gor nich von reden.»

Der Fischer zog den Alten am Ärmel zu sich heran und sprach auf ihn ein, schmunzelnd, geduldig.

Eva war die einzige Frau im Lokal. Nur hinter der Theke ging ein Mädchen dem Wirt zur Hand. Wortlos, ohne ein Lächeln auf dem hellen Gesicht, das von streng gescheiteltem, dunklem Haar umrahmt war, schenkte sie Bier aus. Keiner der Männer nahm Notiz von ihr, obwohl sie sehr hübsch war.

Hans Tiefenbach kam durch die Küche vom Telefonieren. «Die Wirtsleute sind ausserordentlich gefällig.» Er sah Eva mit leisem Lächeln an. «Der Ingenieur vom Dienst war ausgerechnet Baer.»

«Ach!» entfuhr es ihr. «Was sagte er?»

«Gelacht hat er über unser ‚Pech‘.»

«Und gedacht hat er: Feiglinge, was?»

«Die Verständigung war schlecht. Er sagt Traude Hörselmann Bescheid, dass du mittags kommst. Du wirst dich ja erst umziehen müssen.»

Hans hatte ihr seinen Pullover gegeben mit dem zu weiten Halsloch. Da auch ihre Bluse durchnässt war, hätte sich das Kleidungsstück recht kahl ausgenommen, aber ein seitlich geknüpftes Tuch gab dem Männerpullover eine überraschend weibliche Note. Hans haschte nach einem Zipfel. «Wie hübsch! Wo hast du denn das her?»

Sie tat geheimnisvoll. «Herbeigezaubert.»

Da fiel es ihm ein. Er breitete die Hände über seine Brust. «Das ist doch der kleine Fetzen, der heute morgen zuviel an dir war.» Sie nickte, und er flüsterte: «Ich finde es wundervoll, mit dir zusammen schiffbrüchig zu sein.»

«Fordere Hanks Rache nicht noch einmal heraus.»

«Bist du so abergläubisch?»

«Alle Fahrenleute sind's. Ich weiss sogar, was uns heute noch einmal hierhergezogen hat.»

«Da bin ich aber neugierig.» Er setzte sich behaglich zurecht, als warte er auf eine Geschichte.

«Die Okarina.»

«Was? Das kleine Ding?»

«Wir müssen sie am Nordstrand verloren haben. Bei unserem hastigen Aufbruch.»

Der Wirt brachte das Abendbrot: Spiegeleier, ein Stück Räucher-aal und Krautsalat.

«Haben wir ein Glück», sagte Tiefenbach anerkennend.

Der Wirt blieb ein Weilchen am Tisch. Er hatte öfter junge Paare als Wochenendgäste. Vom Flugplatz Garz kämen die meisten Offiziere in Zivil. Manchmal sei das Treffen mit dem Fräulein Braut das allerletzte gewesen. Ja, es sei schon schlimm mit dem Krieg. Aber die Herrschaften sollten sich man den Appetit nicht verderben lassen.

Eva war ernst geworden. Hans hingegen wollte den Abend ungetrübt auskosten. Welch ein Geschenk. Kein Mensch in diesem Gasthaus, in diesem Ort kannte sie. Weder er noch Eva würden wohl jemals wieder hierherkommen. Das Inselgefühl war vollkommen. Er versuchte, die Gedanken des Wirts, die Eva offensichtlich bewegten, für sich zu nützen..

«Sei so lieb und löse mir den Aal aus der Pelle. Bei allem Fischigen bin ich so ungeschickt.» Als sie sein Besteck nahm, setzte er leise hinzu: «Nun brauchen sich die Einheimischen nicht länger über uns die Köpfe zu zerbrechen.»

Bei einem verstohlenen Seitenblick bemerkte sie die auf ihren Tisch gerichteten Augenpaare. «Ist es ein besonderes Zeichen von Vertrautheit, wenn ich dir den Aal zerlege?»

«Ich finde, ja. Man ist dann mindestens verlobt, wenn nicht jung verheiratet.»

«Wie die Gäste, die aus Garz herkommen?»

«Eben. Könnte ich nicht so ein Fliegerleutnant sein? Die stehen doch bei Frauen hoch im Kurs.»

«Du bist nicht der Typ dazu.»

«Das schmerzt mich tief. Warum nicht?»

«Dann wärest du heute nicht umgekehrt.»

Er legte die Gabel hin. «Das kreidest du mir also doch an.»

«Im Gegenteil. Bis heute habe ich geglaubt, es sei ehrenvoll, eine begonnene Sache unbedingt zu Ende zu führen. Ich dachte, das gehört zum Mut. Und ich wollte immer gern mutig sein.»

«Es gehört manchmal auch Mut dazu, einen Irrtum einzugestehen.»

«Das habe ich heute begriffen. Aus Angst, sich eine Blöße zu geben, spielt manch einer den Mutigen. Der höchste Grad der Feigheit.»

«Verblüffend – deine Logik, Mädchen.»

«Ist doch wie in der Mathematik. Wenn der Ansatz einer Aufgabe falsch ist, hilft nur, noch mal von vorn anfangen.»

«Da hilft uns kein Kaiser und kein Gott», zitierte Hans eine beliebte Redensart des Doktors. «Du hast recht. Wir hatten heute die Grössen unterschätzt. Übrigens kostet diese Grundtorheit die Menschheit ungezählte Opfer. Der Krieg ist das beste Beispiel.»

Eva fiel ein, dass auch Jürgen Baer von den Grössen, die man nicht unterschätzen dürfe, gesprochen hatte: Wer über den Sieg in Polen gejubelt hat, dem kann man noch verzeihen, denn selig sind, die da geistig arm sind. Wer den Luftkrieg gegen England für unvermeidlich hielt, war ein schlechter Rechner. Den Überfall auf die Sowjetunion konnten nur Wahnwitzige begrüssen.

Die Sonne brach vor ihrem endgültigen Versinken noch einmal durch die Wolkenbank, die jetzt gewittermüde am Horizont lagerte. Als Eva und Hans aus dem Haus traten, stand der Wirt in der Tür. Er schien auf sie gewartet zu haben. Ob die Herrschaften wohl ein junges Mädchen in ihrem Boot mitnehmen könnten. Maria sei eine entfernte Verwandte. Sie habe ihren Schatz beim VKN. Die Bahnverbindung nach Usedom sei so umständlich, dass ein Besuch kaum lohne, zumal man Maria schwerlich länger als einen Tag bei der Arbeit entbehren könne. Wenn aber die Überfahrt in aller Frühe vonstatten ginge, könnte sie immerhin ein paar Stunden bei ihrem Liebsten sein.

Hans und Eva sahen keinen Grund, abzulehnen.

Der Nordstrand war glatt wie eine Tenne. Wenn Eva nicht die Stelle gewusst hätte, wäre die im Sand eingeschwemmte Okarina unauffindbar geblieben. Eine Wölbung wie eine umgestürzte Untertasse. Eva pulte Sand aus den Schalllöchern. «Die Flöte hat schon allerlei aushalten müssen.»

«Bedeutet dir das kleine Ding so viel?» fragte er.

«Ich meinte, du hättest dir etwas dabei gedacht, als du es für mich gekauft hast.»

«Das habe ich auch.»

«Darauf kommt es bei einem Geschenk an; nicht darauf, ob es aus Gold ist oder aus Ton.»

Er trat dicht zu ihr, legte beide Arme auf ihre Schultern und drückte seine Stirn gegen die ihre. «Es macht nicht nur Spass, mit dir auf eine Insel verschlagen zu werden, es ist auch wunderbar, dir etwas zu schenken. Was hast du sonst noch für Untugenden?»

«Untugend nennst du das?»

«Es sind Verführungskünste in höchster Vollendung.»

«Ich habe nicht vor, dich irgendwie zu verführen.»

«Das ist es ja! – Und tust es unaufhörlich.»

«Wozu – verführen?»

«Muss ich das sagen? Ich spreche das Wort so ungern aus.»

«Befürchtest du, es könnte sich abnutzen?»

«So ungefähr.»

«Ich erlasse dir die Antwort.»

Lange hielt er sie umarmt, als wolle er ihr vergelten, dass sie auf das Wort, das jedes Mädchen gern hört, verzichtet hatte.

Einsam, mit kahlem Mast, schaukelte die «Forelle» in der Düning. Gemeinsam legten sie den Bootskörper schräg. Glucksend sammelte sich das Wasser an der tiefsten Stelle.

«Morgen früh verlieren wir viel Zeit mit Ausschöpfen.»

«Machen wir es jetzt», riet Eva.

Im Boot fand sich nur eine flache Fischdose. Aber sie waren an einer Schutthalde vorbeigekommen. So ein Sammelort menschlichen Abfalls ist ein öder Flecken. Besonders im Halbdunkel, wenn man befürchten muss, beim Herumtasten an Exkreme zu geraten. Eva hatte eben eine Büchse aufgeklaut, als sie zwei Menschen aufeinander zugehen sah, einen Mann und ein Mädchen. Das Mädchen trug ein dunkles Kopftuch. Verdeckt durch einen verbeulten Kinderwagen, wollte Eva, um das Paar nicht zu erschrecken, leise davongehen, doch da war die Stimme des Mädchens. «Jutro pokazemy tym przekłętym hitlerowcom, że z nami niema zartow ...»

Evas erster Gedanke war – Gilda. Die Sprache des polnischen Mädchens in Posen. Das Wörterbuch in Schwendtmayrs Bücher-schrank hatte sie zuwenig genutzt, um den Sinn dieser Worte verstehen zu können. Aber «przeklęte» – verfluchte, das wusste sie noch. Und für «hitlerowcom» gab es nur eine Deutung. Die beiden Menschen mochten sich an diesem hässlichen Ort vor jedem Lauscher sicher fühlen. Eva hieb mit der erbeuteten Konservenbüchse gegen den alten Kinderwagen. Die leise Unterhaltung hörte sofort auf. Der Mann begann, an einem Fahrradrahmen herumzufummeln. Im Vorbeigehen stockte Eva der Atem. Dieses helle Gesicht – das Mädchen aus der Wirtsstube. Das war keine Verwandte des Wirts, das war eine Polin. Eine Polin hat keinen Liebsten beim VKN. Was wollte sie also auf der Insel? Vom Peenehafen aus gelangte man unkontrolliert in den ersten Sperrgürtel der Versuchsstelle.

Eine Polin wie Gilda! Wie das Mädchen auch, das beim Posener Arbeitsamt vergeblich gefleht hatte, bei seiner gebrechlichen Mutter bleiben zu dürfen. – Und was bist du? Während Eva den kurzen Weg zum Strand zurücklegte, hielt sie Zwiesprache mit sich: Du gehörst auch zu denen, die man zum menschlichen Kehricht machen will. Der grosse Baer hat einmal gesagt, man darf nie den Menschen in sich verleugnen. Er meinte damit die vielen Soldaten, die den Menschen abstreifen, wenn sie den Militärrock anziehen. Aber du, Eva, du hast es schon einmal verleugnet, das Menschliche, und somit jene, zu denen du gehören müsstest. – Wenn ich Ihnen sage, Sie sind Vierteljüdin, dann sind Sie eben Vierteljüdin! – Du hast den Richterspruch des Bannführers als Geschenk gewertet. – Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: der Hahn wird nicht krähen, bis du mich dreimal verleugnet hast. – Wem galten diese Worte Jesu? – Judas Ischarioth? Petrus?

Sie stand auf der Düne. Unten am Wasser arbeitete ein Schatten. Sie sehnte sich danach, neben ihm zu sein, zu fühlen, dass er kein Schemen war. – Ich habe ja Angst, dachte sie, richtige Angst. Ich möchte mit ihm in einem hellen Zimmer sitzen.

«Du wolltest, dass es hell ist», sagte er leise.

«Bitte – nur die Nachttischlampe.»

Es gab in diesem Zimmer im ersten Stock des Gasthofs nichts, was lohnend gewesen wäre, ins Licht gerückt zu werden. Bett, Stuhl, Schrank und Waschkommode waren wurmstichig. Bemerkenswert allenfalls die Waschschiessel, ein umfangreicher Porzellantrog, mit Phantasieblumen bemalt.

Vor diesem porzellanenen See stand Eva. Stand da wie ihre Stammutter aus dem Garten Eden. Stand und wusch. Sie tauchte immer wieder dieselbe Stelle des Lakens in die Schüssel. Emsig rieb sie. Blut löst sich in kaltem Wasser. Sie wrang und drückte mit rührender Beflissenheit.

Hans trat hinter sie. Seine Hände glitten zärtlich unter ihren Brüsten entlang. «Du tust, als müsstest du eine Schande beseitigen.» Er nahm ihr das Laken aus der Hand, warf es achtlos über den Stuhl. «Du bist die grösste Überraschung meines Lebens. – Mein Wunsch, zu dir zu kommen – du erlaubtest es ohne Zögern, mit einer Überlegenheit ...»

In ihren Augen begann es zu glimmen. Er hatte sie also für oberflächlich gehalten, leicht zu erobern. Leise sagte sie: «Für mich war das heute eine grosse Einheit: die Gewitterfahrt, der unbekannte Gasthof, der Spaziergang am Nordstrand – und du. Ich wusste es. Warum sollte ich die Spröde spielen? Die Okarina hat es so gewollt.»

Er umfing sie und trug sie zum Bett. Sein Gesicht über dem ihren, wurden beider Augen Wanderer in einer geliebten Landschaft, die es noch tiefer zu erforschen galt.

Eva regte sich lange nicht. Dann nahm er ihren Mund, ungestüm und plötzlich. Sie wehrte ab, gab nach, wurde weich. Als er sie liess, richtete sie sich auf und warf ihren Kopf auf seine Brust. Das dunkle Haar breitete sich über ihn wie ein glänzender Fächer.

Wie weit kann man miteinander eins werden? Eva glaubte, neben dem Pochen seines Herzens, das beglückend nahe an ihrem Ohr schlug, leise Schritte zu hören. Sie drangen durch die Zimmerdecke und wollten nicht erkannt werden. Sie waren um diese späte Stunde

so wenig für die Ohren der Gäste bestimmt wie die Worte: Jutro pokazemy tym przekłętym hitlerowcom ...

Eva lauschte verstohlen nach oben, wo sich ein Mensch für einen schicksalsschweren Weg vorbereitete. Als sie kurz vor dem Schlafengehen noch einmal über den Hof gegangen war – denn es war ein ländlicher Gasthof mit ländlichen Einrichtungen –, hatte sie das Mädchen an der Hintertür getroffen. Aus fragenden Augen ein Blick, der bereit war zu verachten, wenn die Antwort gegen sie ausfiel. Eva brachte heiser hervor: «Gute Nacht. Bis morgen.» Der Antwortgruss der Polin klang wie der Dank für ein Geschenk.

Vielleicht muss ich morgen für diese Stunde bezahlen. – Eva lag still zwischen zwei Wänden. Hinter der lebendigen schlug des Mannes Herz, hinter der gekalkten Zimmerdecke schlurften die Schritte. Das gleichmässige Klopfen unter ihrer Hand verriet nichts darüber, wie weit dieses Herz bereit sein würde, mitzubezahlen. – Sie sah Hans schmerzlich berührt an, als sie ihn sagen hörte, er bedaure, dass sie auf der Rückfahrt nicht allein wären. Gab es denn nichts, was den Gleichklang der Gedanken zu erzwingen vermochte? Nicht einmal die tiefste geheimnisvolle körperliche Nähe?

Die morgenkühle See tat, als wüsste sie nichts von gefährlich anrollenden Wogen, in denen die Drohung der Elemente grollte, nichts von der Ohnmacht des offenen Segelbootes, wenn der Sturm dwars stand. An diesem Montagmorgen waren die Schaumkronen der Wellen nicht viel mehr als koketter Zierat.

Das Boot machte stetige Fahrt. Im Schatten zwischen Mast und Focksegel hockte das Mädchen Maria. Sie war als erste am Nordstrand gewesen. Unerschrocken stieg sie ins kalte Wasser, nachdem sie gemeinsam mit Tiefenbach den Bug aus dem Sand gehoben hatte, der tief eingespült war. «Das Fräulein kann schon einsteigen. Ich habe Kraft.» Als Eva ihr hereinhalf, standen sie einen Augenblick dicht nebeneinander.

«Danke», sagte Maria schlicht.

«Ihre Kennkarte haben Sie doch bei sich», sagte Tiefenbach. «Am Hafen wird vielleicht danach gefragt.»

Maria war mit dem Zusammenlegen ihrer Jacke beschäftigt. Sie bejahte nachlässig.

Eva hatte es durchzuckt. Bei manchen Worten klang der fremde Akzent durch. Um Hans abzulenken, sagte sie leise: «Sie ist sicher noch müde.»

Ihm war es nur recht, wenn sich die Fremde zurückhielt. Sein linker Fuss schob sich mit leichtem Druck über Evas rechten; eine verstohlene Geste des Einverständnisses im Beisein eines Dritten. Der Tag schritt langsam bergan im Rhythmus der Sonnenbahn. Den verlassenen Leuchtturm grüssend, sagte Hans: «Dem Steinklotz kann kein Unwetter etwas anhaben. Den hätte es nicht gerührt, wenn wir hier gekentert wären. Die Werke der Menschen sind mitunter dauerhafter als der Mensch selbst.»

Das helle Gesicht Marias wurde sichtbar. Sie blickte in die Runde, als wolle sie sich orientieren. Eva rückte ihr etwas näher, sagte scheinbar beiläufig: «Am Hafen brauchen Sie nicht auf uns zu warten. Wir machen das Boot noch fertig. Sie müssen mit Ihrer Zeit haushalten. Bis zum VKN-Lager brauchen Sie eine Dreiviertelstunde. Halten Sie sich rechts, wo die Katen liegen. Vor der Hauptwache biegen Sie wieder rechts ab, denn ins Werk wollen Sie ja nicht.» Sie sah das Mädchen fest an und hoffte, dass jene auch verstand, was sie nicht aussprechen konnte: Beim Fischerdorf traf man keine Wachen.

Als sie auf der Peene waren, zog eine Heinkelmaschine eine Schleife über ihnen, kam im Tiefflug zurück und nahm ihnen den Wind aus den Segeln. Da Maria trotz Tiefenbachs Warnruf den Kopf nicht schnell genug einzog, gab es einen Zusammenstoss mit dem Grosssegel.

Tiefenbach schimpfte hinter der Maschine her. «Das war Martin. Unser Abenteuer hat sich wohl herumgesprochen.»

Maria presste die Hand gegen die Stirn und lächelte krampfhaft.

«Ich werde unserem Freund heute abend erzählen, was er angeht», sagte Tiefenbach.

Maria wehrte ab. «Nein, nein. Schmerz ist schon vorbeigegangen.» Sie liess ihre Stirn los und beschäftigte sich angelegentlich mit ihrer Handtasche. Nach einer Weile sagte sie, ohne aufzublicken:

«Nicht viele sollen erfahren, dass Sie mich mitgenommen haben. Besser für meinen Bräutigam. An einem Arbeitstag soll ein Mädchen seinen Schatz nicht besuchen, eigentlich.»

«Da können Sie unbesorgt sein, Fräulein Maria. Wenn Ihnen jemand dieses Wiedersehen gönnt, so sind wir es.» Er fing Evas Blick ein, der vorauseilte, auf die Insel zu. Er verstand sie heute morgen nicht. Jeder Anspielung auf das Erlebnis der vergangenen Nacht wich sie aus, während der ganzen Fahrt schon. Nach der verhaltenen Zärtlichkeit beim Frühstück in der stillen Gaststube war ihm die Scheu vor dieser Maria, die doch auch einer Liebesstunde entgegengefuhr, unverständlich.

Das Mädchen machte sich Evas Hinweis zunutze. Kaum im Hafen, kletterte sie auf den Steg und verabschiedete sich mit einem kurzen Dankeschön.

«Komisches Mädchen.» Tiefenbach sah ihr nach. «Heute morgen beim Start half sie so emsig, und jetzt hat sie nicht mal Zeit, den Tampen festzulegen.»

«Du hast ihr selbst gesagt, du hättest Verständnis für sie», wandte Eva ein.

«Sie tat mir leid. Dass wir ihr noch eine Beule verpassen mussten! Dem Martin stecke ich's doch.»

«Lass es lieber», bat Eva. «Es braucht wirklich niemand zu wissen, dass wir jemanden hier eingeschleust haben.»

«Eingeschleust ist gut», sagte er. «Klingt nach Verdunklung. – Aber du hast recht: Dieser Sonntag ist unser Ureigenstes, was niemanden etwas angeht.»

Am Bootskasten kniend, reichte sie ihm den Bademantel. «Ja, Hans.» Da war endlich wieder der Ton, den er auf der Fahrt vermisst hatte.

6

Veränderungen

Die grauen und die braunen Uniformen hielten sich zahlenmässig etwa die Waage im Konferenzzimmer der Direktion. Dennoch war die braune Gruppe die stärkere. An ihrer Spitze stand der Minister für Bewaffnung und Munition.

«Meine Herren, der Führer hat geträumt, dass niemals ein A 4 England erreichen wird.» Damit schlugen die braunen Sendboten aus Berlin alle sachlichen Einwände aus dem Felde. «Es ist trotzdem gelungen, bei der obersten Führung der NSDAP Interesse zu wecken. Geben Sie die Garantien dafür, dass mit der Produktion unverzüglich begonnen wird. Totaleinsatz aller verfügbaren Kräfte für das Fertigungswerk.»

Der Sprecher des Ministers war ein geübter Redner. Ein Traum als ernst zu nehmendes Argument – das war Goebbels' Schule. Wie bei dem Rundfunkmann, dachte Tiefenbach. Er sass dem Doktor schräg gegenüber. Vorgestern noch hatte jener in einer Vorbesprechung im Kreise seiner Mitarbeiter gesagt: «Dass die Industrie uns schlucken wollte, haben wir abbiegen können. Mir scheint in der gegenwärtigen Situation das Waffenamt ein verständnisvollerer Antriebsfaktor zu sein als der Aufsichtsrat einer GmbH. Wir müssen uns Bevormundungen möglichst vom Halse halten.»

Der General pflichtete ihm bei, sprach von langjähriger Waffenbrüderschaft zwischen den Raketenforschern und dem Heereswaffenamt. Man könne die Versuchsstelle ebensowenig in eine GmbH umwandeln wie ein Regiment Soldaten in zivile Verwaltung überführen. – Nun sass man um den gleichen Tisch, und der Keil wurde hineingetrieben in den Arbeitsstab.

Der Minister hatte ausgearbeitete Pläne mitgebracht. Aber er war nicht so unklug, sie dem technischen Direktor, von dessen Genie der Reichsmarschall und der Reichsführer SS überzeugt waren, aufzwingen zu wollen. Der Sprecher fragte loyal, wer für jene von der NSDAP geforderten Garantien verantwortlich zeichnen werde. Dem Doktor sei es ja in Zukunft kaum noch möglich, das Werk in seiner komplizierten Struktur zu überblicken.

Der General dachte an die Waffenbrüderschaft und wartete.

Brettschneider, langjährig bewährt, wartete.

Der Doktor schwieg.

Der Minister ergriff das Wort. Die Würfel fielen.

«Der Doktor hat den Kopf eingezogen und klein beigegeben», sagte Tiefenbach, als Uhlig ihn im Kasino mit Fragen eindeckte. «Jeder Abteilungsleiter kriegt einen Aufpasser vor die Nase, und darüber schwebt ein Ressortchef.»

«Was sagt denn der General dazu?»

«Der tut sich schwer damit, seine Wut zu verdauen. Er als einziger hat versucht, es abzuwenden. Er berichtete über meine Verhandlungen mit Eckener in der Friedrichshafener Zeppelinwerft. Auch die Umsicht der jetzigen Leitung lobte er über den grünen Klee. Die Idee, uns von Eckener Montagehallen auszuborgen, ist zwar nicht das Ei des Kolumbus, aber als Vorlauf, bis das Fertigungswerk steht, dafür hat es schon Bedeutung.»

«Sahen das die Berliner nicht ein?»

«Sie wollten nicht, sie lenkten ab auf den wunden Punkt.»

«Kirschkern?» fragte Uhlig, peinlich berührt.

«Ja. Es ist tatsächlich erwiesen, dass ihr einen davon unfahrplanmässig in Nachbars Garten gespuckt habt.»

«Das Ding ist uns ausgebüxt.»

«Auf Bornholm ist es niedergegangen. Peinlicherweise spurlos verschwunden. Man rechnet damit, dass es Leute der dänischen Opposition beiseite geschafft haben.»

Uhlig lehnte an der Theke und trommelte nervös auf die Nickelplatte. Natürlich war es eine fatale Geschichte mit der ausgerückten Flügelbombe. Die Steuermaschine hatte versagt. Argwohn ging wieder um in der Versuchsstelle. Man tat gut daran, selbst vor seinen nächsten Mitarbeitern den Mund zu halten. Nun sollte auch noch SS für die Bewachung eingeschaltet werden. Himmler zeigte sich stärker als Heer und Luftwaffe zusammen. Der Doktor hatte heute klein beigegeben, wohl um sich den starken Arm und die offene Hand des Ministers zu erhalten.

Uhlig trug seit drei Tagen die Luftwaffenuniform mit orangefarbenen Spiegeln und Silberschnüren auf den Schultern. Aus war es mit der stolzen Überlegenheit gegenüber den Militärs, die auf Abzeichen und Dienstränge angewiesen waren. Die Etappe Insel war Front geworden, hiess es. Es gab keine Flieger in Zivil mehr. Sie stuften die Diplomingenieure ein, nicht nach Was-leistest-du, son-

dern nach Wie-alt-bist-du, also nach Schnauze. Sein militärischer Abteilungschef, der Eichenlaubträger, hatte ihm gratuliert und süffisant dabei gegrinst.

Gratulation fürs Kleinbegeben! Unbehagen, wohin man blickte, fand Uhlig. Alles ging schief. Seit Stalingrad, oder vielmehr, seit er die fünf toten Russen im Schnee gesehen hatte. Am 10. Juli waren die Amerikaner auf Sizilien gelandet. Bei Kursk setzte man die vielgepriesenen Tigerpanzer ein und wurde trotzdem wieder zurückgeworfen. Eigentlich konnte es dem Doktor keiner verdenken, dass er nach jeder Stütze griff, die sich bot. Nicht nur ein Kirschkern konnte durch die Lappen gehen, auch KZ-Häftlinge schafften es. Eine ganz vertrackte Sache war auch mit Klemt noch im Busch. Uhlig dachte ungerne an die Debatte um das «Osterei». Für ein Lufttorpedo war die Flügelbombe zu labil. Er verlangte nochmalige Kontrolle auf dem Prüfstand bei unterschiedlichen Druckverhältnissen. Klemt reagierte sauer und gewann Parisius für den Testflug. Bei klarem Wetter würde der sich morgen das «Osterei» unter den Bauch binden.

Carla Winter kam als eine der ersten aus dem Offiziersspeisesaal, wo das Essen mit den Berliner Gästen stattgefunden hatte. «Warum haben Sie nicht mit uns gespeist, Tiefenbach? Die wichtigsten Verhandlungen wurden jetzt erst geführt. Wie üblich, zwischen Suppe und Fisch.»

«Was wird schon dabei herausgekommen sein.»

«Seien Sie nicht so skeptisch. Bestellen Sie lieber eine Flasche Wein, damit wir auf Ihre Ernennung anstossen können. Sie sind der neue Verbindungsmann zur Zeppelinwerft.»

«Woraus schliessen Sie, dass mir daran gelegen ist?»

«Ich weiss, dass man mit Ihnen hier wenig anfangen kann.» Carla rückte näher. «Weil ihr die Atombombe ja doch nicht zustande bringt. Ausserdem fühlt ihr euch in Pommern nicht wohl.» Sie lachte siegesgewiss. «Martin wird uns in Friedrichshafen oft besuchen können.»

Uhlig horchte auf. «Du gehst auch an den Bodensee, Carla?»

«Ja, mein Lieber. Ich werde mutige Jungen um mich scharen, die

einen aufsässigen Kirsch kern besser dressieren lernen, als es eure Wunderwerke von Steuermaschinen vermögen.»

«Du bist verrückt, Carla.» Uhligs Hände umklammerten die Tischplatte, als wolle er aufspringen. «Total verrückt, Menschen in den sicheren Tod zu schicken!»

«Sie werden sich opfern, damit Millionen leben.»

«Wenn wir zu solchen Mitteln gezwungen sind, dann ist unser vielgerühmtes Rüstungspotential für die Katz, und wir Entwicklungstechniker sind ein trauriger Haufen. – Hans, bring mir einen doppelten Köm mit!» rief er Tiefenbach zu.

Tiefenbach musste an der Theke warten, bis Brettschneider seine Wahl getroffen hatte. Hanke empfahl einen griechischen Wein zum Dessert.

Der Oberzahlmeister spottete hinter Brettschneider drein. «Der hat auch noch beim Portwein einen sauren Geschmack auf der Zunge. Die drei ausgerückten KZler kommen ihn teuer zu stehen. Es sollen schwere Politische sein.»

«Wie die Männer das bloss geschafft haben», sagte Tiefenbach.

Hanke klemmte eine Weinflasche, aus der die Ordonnanz den Korken nicht herausbekommen hatte, zwischen die Beine. «Man vermutet Helfer von aussen.»

«Das kann ich mir nicht denken. Wer kommt denn schon in unseren Sperrgürtel herein?»

«Vielleicht auf dem Wasserwege. Am Hafen wird selten kontrolliert.» Der Korken war in Stücke gegangen.

«Wie meinen Sie das?» fragte Tiefenbach befremdet.

«Man macht einen kleinen Törn, fährt zu zweit aus und kommt zu dritt wieder.» Hanke schwenkte mit dem verdorbenen Wein ab in die Küche.

Tiefenbach war zumute, als hätte der Zahlmeister ihm die Flasche über den Schädel gehauen. Er erinnerte sich mühsam: Die letzte halbe Stunde der Rückfahrt von Rügen – das fremde Mädchen: Nicht viele sollen erfahren, dass Sie mich mitgenommen haben. Und Eva: Es braucht niemand zu wissen, dass wir jemanden hier eingeschleust haben. – Ja, war sie denn von allen guten Geistern verlassen?

Edith Knorr war zum Mittelpunkt des Hauses Seestern geworden. Traude Hörselmann, die Ru und Marlies Hasse sassen an ihrem Bett. Am Fenster stand Eva.

Die ehemalige Tanzschülerin mit dem Gemmengesicht war tagelang dem Dienst ferngeblieben, ohne ärztliches Attest. Auf Bitten der Betriebsfürsorgerin kam der Stabsarzt ins Wohnheim. Der fünf- und vierzigjährige Witwer hatte lange vergeblich um die hübsche junge Tanzelevin geworben. Nun wollte sie sich gerade von ihm nicht untersuchen lassen. Sie wusste, sie war schwanger.

Edith fühlte sich als das unglücklichste Wesen der Welt. Vor zehn Tagen hatte Leutnant Bonorden seine Sachen gepackt. Versetzung nach Danzig. Ja, wenn er erst befördert wäre! Aber der Krieg. Und seine Eltern. Und die Kameraden. Er sei doch noch so jung. – O wie gern hatte er sich immer mit ihr sehen lassen! Der Stabsarzt war für ihn «der alte Bock». Blind war sie gewesen vor Glück, hatte die Arroganz seiner dreiundzwanzig Jahre für männliche Sicherheit genommen.

Ediths stets sorgfältig nach oben gekämmtes Haar hing aufgelöst herab. Evas Herz klopfte heftig beim Anblick des trotzigen, verweinten Gesichts. Nach der Rügenfahrt hatte die bange Frage auch sie verfolgt: Wenn ich nun ein Kind bekäme? Sie erinnerte sich an Romane, in denen Mädchen, wenn sie liebten, ungewöhnlich edel waren. Sie trotzten der Familie und der ganzen Welt. Selbst wenn es die Umstände verlangten, dass der Geliebte sie verliess, taten sie so, als wäre es das Höchste, eine Leibesfrucht von ihm auszutragen. – Nein, Eva wollte kein Kind. Neun Monate sich nicht ungehindert bewegen können! Und dann – ohne Heim und Sicherheit. Hatte sie nicht immer noch damit zu tun, selber erst ein Mensch zu werden? All das konnte kein Mann nachfühlen. Bonorden nicht, der sich schleunigst versetzen liess, um der Verantwortung zu entgehen, und Hans Tiefenbach nicht, der zwischen Friedrichshafen, Berlin und der Insel pendelte als wissenschaftlicher Reisender.

Es gelang Marlies, Edith etwas zu beruhigen.

Lakonisch sagte die Ru: «Ich habe Sie zeitig genug gewarnt, Edith.» Sie hatte Bonorden sofort durchschaut. Als wohlzogener junger Mann stellte er sich in der Bibliothek ihr vor. Dabei sprach er

seinen Namen so aus, dass man «von Norden» verstehen musste. Selbst bei bestem Gehör. Sein Hang zu blenden ging ins Groteske.

Edith sah mit beinahe feindseligen Blicken auf die Besucherinnen. «Sie haben gut reden. Sie haben alle Ihren Beruf.»

«Was soll das heissen?» fragte Traude Hörselmann.

«Ich kann doch nie mehr tanzen. Und mein Leben lang Manometer ablesen, da würde ich verrückt. Ich verstehe das alles gar nicht richtig. Wie eine Formel zustande kommt, keine Ahnung. Bald bin ich selber eine Rechenmaschine.»

Ediths Verzweiflung ging Marlies nahe. Wo die Grundlagen für eine gesunde Entwicklung fehlten, blieb alle Fürsorge Stückwerk. Ihre Sozialarbeit war ein Almosen, das der Staat den Menschen gab, nachdem er sie zu Bettlern gemacht hatte. Aus Furcht vor einer unerfüllten Zukunft war Edith Knorr auf Heirat aus und war an einen Windhund geraten.

Die Ru durchmass einige Male das Zimmer wie geistesabwesend. Plötzlich, vor Ediths Bett, sagte sie trocken: «Ich werde Ihr Kind adoptieren. Essen Sie tüchtig, damit das Würmchen kräftig wird. Und verscheuchen Sie den Leutnant aus Ihren Gedanken. Sollte es ein Junge werden ... Aber das hat wohl noch Zeit.» Sie fing an zu lachen, weil sie sich dabei ertappte, dass ihr das Herz über die Zunge sprang.

Durch die Tür schallte Henny Rosenows Stimme herein. Eva wurde gesucht. Vor ihrem Zimmer wartete Hans Tiefenbach. Er spürte sofort, dass etwas Ungewöhnliches sie bewegte.

«Edith Knorr kriegt ein Baby», sagte sie ernst.

«Ach!»

«Und Bonorden hat sie sitzenlassen.»

«Hm-m.»

«Du findest das wohl in Ordnung?»

«Keineswegs. Aber es gibt Menschen, von denen man nichts anderes erwartet.»

«Wie du das sagst! Ist es vielleicht ein typisch männlicher Charakterzug?»

«Was redest du da. Für einen jungen Dachs wie Bonorden ist so eine Situation natürlich unbehaglich.»

«Unbehaglich! Dass er sein Mädchen vielleicht in Gefahr bringt, spielt das etwa keine Rolle?»

Hans Tiefenbach hätte sich zu jeder anderen Zeit für Edith Knorrs Schicksal lebhaft interessiert, und er hätte sich des langen und breiten darüber ausgelassen, jetzt aber ging es um Eva. «Es gibt Mädchen, die bringen sich selber in akute Gefahr.» Er sprach langsam, bewusst mit Nachdruck: «Man schleust eine Fremde auf die Insel in den Sperrbezirk, und diese Unbekannte verhilft politischen Häftlingen zur Flucht. Was, meinst du, geschieht mit den Hehlern, wenn die Beihilfe nachgewiesen wird?»

Eva sah ihn starr an.

«Hast du gewusst, wen wir ins Boot nahmen?» fragte er und fand die Antwort in ihren Augen. «Warum hast du mir nichts gesagt?»

«Ich hatte Angst, du würdest sie nicht mitnehmen. Nicht wahr, du hättest es abgelehnt?» Er zögerte. «Sie ist Polin», sagte Eva leise.

«Für wen bringst du dich in Gefahr?» Er schlug sich gegen die Stirn. «Für wen – Ev?»

Sie wurde unsicher. «Danach habe ich nicht gefragt. Ich merkte nur, dass da ein Mensch war, der eine Aufgabe zu erfüllen hatte. Und in Posen habe ich gesehen, wie die Polen behandelt werden.» Irgendwie wollte ich etwas wiedergutmachen.»

«Wer heutzutage seinem guten Herzen nachgibt, landet eher hinter Gittern als die schlimmsten Bösewichte.»

Sie sah gequält zur Seite. Er fasste ihre Schultern und zog sie zu sich heran. «Mir wird angst und bange. Wenn ein Mann wie Hanke den geringsten Verdacht gegen dich hegt, dann genügt schon die halbe Wahrheit, wie sie in deinen Personalakten steht. – Ev, das wäre entsetzlich.»

Ihre Lippen begannen zu zittern. Sie hatte ihn noch nie so aufgequält gesehen. «Aber gegen das eigene Gewissen ...»

Dicht an ihrem Ohr flüsterte er: «Ich will dich nicht verlieren. Wir wollen übrigbleiben. Du und ich. Gemeinsam leben – nach dem

Krieg. Du musst dich bewahren. Versprichst du mir das?» Die Tränen rannen ihr übers Gesicht. Er fühlte seine Schläfe feucht werden. «Du willst doch dasselbe, nicht wahr?» Er strich ihr übers Haar. «Du versprichst es mir? Ich könnte sonst nicht ruhig Weggehen.»

«Wohin?»

«Sie schicken mich nach Friedrichshafen. Ich werde immer nur für ein paar Tage herkommen können.»

«Warum lässt dich der Doktor gehen?»

«Es ist in seinem Interesse. Und ich bin hier ja nirgends fest verankert.»

«Doch – du bist.» Mit leidenschaftlicher Geste umfasste sie sein Gesicht und küsste wahllos Stirn, Augen, Wangen.

Er atmete erleichtert auf. «Ja – bei dir. Gottlob, dass du es mich noch fühlen lässt. Aber das zählt bei denen nicht.»

«Eigentlich gehst du doch gern weg. Jeder schimpft hier. Ich durfte kein Bild in dein Zimmer hängen, keine Decke für deinen Tisch besorgen. Die Insel sollte nichts als Durchgangsstation sein.»

«Im Krieg sich Heimstätten zu schaffen, das geht gegen mein Gefühl. Ich will nicht mehr Gepäck haben, als was ich im Koffer wegtragen kann.»

Sie wurde still und nahm seine Hände von ihren Schultern. Er wollte sie doch frei haben. Auch Bonorden hatte sich wohl kein neues Gepäck aufladen wollen, deshalb liess er Edith zurück. Man rettete sich leichter, wenn man die Hände frei hatte. Auch ein Kind war hinderlich. Jemanden zu lieben war hinderlich. Alles war hinderlich, was die Rettung der eigenen Haut in Frage stellen konnte. Wie armselig war man schon geworden, wie armselig. – Sie verbarg Schluchzen und Anklage hinter hausfraulicher Geschäftigkeit. Er sollte sie heiter in Erinnerung behalten. Sie wollte ihm nicht einmal die Gedanken beschweren.

Die Flucht

Mussolini war gestürzt und verhaftet. Jürgen Baer brachte die Nachricht mit ins Kasino. Er tischte sie Eva und Marlies gewissermassen zum Abendessen auf. Zu dritt schlenderten sie zum Wohnheim. Baer war in Hochstimmung. Das Likatorenbündel war also schwächer als das Hakenkreuz. Wenn doch einer stark genug wäre, den Unruheherd im Süden zu schüren, damit die Flammen über die Grenzen griffen! Der Geheimsender in Zinnowitz hatte vor vierzehn Tagen zum erstenmal ausgestrahlt. Was in seiner Macht stand, würde Baer tun, um den Menschen die Wahrheit zu sagen über den Krieg, über ihren Wunderwaffenglauben. Hanna Peplows Appell an die Mütter war neu formuliert. Ihn zu sprechen sollte Marlies Hasses erste Aufgabe sein. Herbert Axes Tod hatte das Mädchen reif gemacht für den aktiven Widerstand. Sie kam durch ihren Beruf mit vielen Menschen zusammen. Das war gut und gefährlich zugleich. Es galt neuerdings, noch vorsichtiger zu operieren. Dass sich die SS in die Bewachung des Werks einschalten wollte, liess auf allerlei schliessen. Warf man der Abwehr des Heeres bereits vor, dass ihre Maschen nicht eng genug seien? Der Ausbruch der KZ-Häftlinge musste viel Staub aufgewirbelt haben.

Baer hatte nicht damit gerechnet, auf dieser Strasse Häftlinge zu treffen. Die graue Kolonne kam ihnen von der O₂-Anlage her entgegen. Eva schien jedes Gesicht zu mustern. Marlies stand wie gelähmt, den Kopf gesenkt.

«Drei sind ausgebrochen.» Baer blickte der Abteilung nach. Marlies sagte leise: «Wieviel Mut dazu gehört. Und wieviel Kraft.»

«Ohne Hilfe schafft es hier keiner.» Baer streifte Eva mit raschem Blick. Sie fühlte ihn, obwohl sie ihm auswich.

Seit Tiefenbachs Abreise war sie Jürgen Baer aus dem Wege gegangen, als könne sie dadurch die Gefahren mindern, vor denen Hans sie gewarnt hatte. Dass Marlies seit einigen Monaten in Jürgens Leben eine Rolle spielte, hatte Eva zunächst befremdet. Die Freundin reagierte merkwürdig, wenn das Gespräch darauf kam. Sie

schwieg oder wurde unsicher und verwechselte Baers und Axes Namen. Die Begegnung mit den Häftlingen brachte sie ganz aus der Fassung.

«Manchmal wünsche ich mir, viel Macht zu haben», sagte Marlies. «Ich würde die armen Menschen alle freilassen.»

«Das würdest du nicht tun», sagte Baer bestimmt.

Beide Mädchen sahen ihn missbilligend an. «Warum nicht?» sagte Eva. «Auch ich würde die Häftlinge laufenlassen.»

«So einfach liegen die Dinge nicht.» Baer verfiel ins Dozieren. «Gesetzt den Fall, ihr hättet die Macht in unserem Staat, so hättet ihr trotzdem nicht die Freiheit, das zu tun. Ihr wäret Gefangene des Systems. Und die Häftlinge sind die Feinde dieses Systems. Sie würden sich sofort gegen euch wenden, obgleich ihr sie befreit hättet.»

«Das begreife, wer will», sagte Eva.

«Was müsste man also tun», fragte Marlies, «um zu der Freiheit zu kommen, sie befreien zu können?»

«Das System abschaffen. Eure guten Herzen plus die Macht können uns nicht retten. Man muss die Wurzel herausoperieren.»

«Meinst du, dass schon jemand die Zange angesetzt hat?» fragte die Zahnarzttochter Eva.

«Ich hoffe es», sagte Baer mit Nachdruck.

In der Nähe des VKN-Lagers begegnete ihnen ein offener Dienstwagen. Eva erkannte Traude Hörselmann. Das liess auf Aussergewöhnliches schliessen.

Wilfried Parisius war tot. Ein Unfall bei der Ersterprobung des Lufttorpedos «Osterei».

«Wir sind in einer Pechsträhne», sagte Brettschneider. «Das ist wie in einem Leitstrahl. Man kommt nach keiner Seite heraus.»

Marlies Hasse sass vor ihm. Sie hatte sein Büro nicht wieder betreten seit Herbert Axes Tod. Sie wusste, dass es ein Freitod war, denn sie hatte Zobel, seinen Kameraden, ausfindig gemacht. Der Nachruf für Axe in der Gefallenenrubrik war ihr wie eine Beschimpfung vorgekommen. Nun hatten sie Parisius zur Strecke gebracht.

Anders als Axe, aber auch durch ihre Methoden. Uhlig bekam den Mund verboten, als er mit der Faust auf den Tisch schlug und Klemt unverantwortlichen Leichtsinns vorwarf. Dass Rosemarie Klemt die völlig verstörte Traude Hörselmann nun in ihre Obhut nahm, war der klägliche Versuch einer Wiedergutmachung.

Marlies war nicht mehr die sanfte, unbedarfte Fürsorgerin aus der Anfangszeit. Brettschneider hatte die Veränderung längst bemerkt. Um so schwerer fiel es ihm, sich einer Pflicht zu entledigen, die keinen Aufschub vertrug. Als Fürsorgerin, begann er, hätte sie auch auf ihren politischen Ruf zu achten. Es ginge nicht an, dass ausgerechnet sie mit einem Mädchen zusammenwohne, aus dessen Verhalten Schlüsse schlimmster Art zu ziehen wären. Der Bootswart hatte an jenem Maitage das überfällige Segelboot nicht selbst in Empfang genommen. Ein seltener Fall übrigens, schlaue abgepasst vermutlich. Bald danach sei den Häftlingen die Flucht gelungen.

Marlies sagte verächtlich: «Heinz, wenn du nicht mein Vetter wärst, würde ich jetzt auf dem Absatz kehrum machen. Tiefenbach und Eva waren auf Rügen, und sie kam sehr glücklich zurück. Warum habt ihr denn Tiefenbach nicht gefragt, ob er jemanden hierhergebracht hat?»

«Wir können es uns nicht leisten, Doktor Tiefenbach zu verärgern.»

«So, und um die kleine Rechnerin ist es nicht schade.»

«Du weißt, warum unser Vertrauen ihr gegenüber sehr begrenzt ist. Es geschieht ihr ja nichts, weil es keine Beweise gibt. Willst du es übernehmen, sie zu beobachten?»

«Verschone mich. Dazu bin ich völlig untauglich.»

«Ich mache dir einen Vorschlag. Carla Winter hat sich bereit erklärt, für Parisius einzuspringen. Sie muss ein gutes Einzelzimmer haben. Das bedeutet, in eurem Heim ein paar Leutchen zu verlegen. Wenn du es geschickt einfädelst, wird die Leonhard nicht merken, dass du Gründe hast, dich zurückzuziehen.» Brettschneider war auf Widerstand gefasst, doch seine Kusine verlangte nur Aufschub bis zu ihrer Rückkehr aus dem Urlaub. Sie fuhr für eine Woche zu ihren Eltern.

Marlies fand Eva mit Edith Knorr am Strand. Sie hatten Traude Hörselmann in der Burg der Klemtschen Kinder besucht. Traude wollte am nächsten Tag ins Haus Seestern zurückkehren. Sommerliche Bräune milderte die Tiefe der Augenringe. Aber in den Augenwinkeln zeigten sich schmerzliche Fältchen, die Lider zuckten häufig, und mit dem krampfzig zusammengezogenen Mund sah sie aus wie ein Mensch, der gezwungen wird, unablässig in grelles Licht zu blicken.

Niemand hatte Traude zugetragen, was Uhlig Dr. Klemt nachsagte. Sie empfand uneingeschränkten Dank gegenüber der Familie. Die siebenjährige Winifred war ihr besonders zugetan. Parisius hatte viele Kinder haben wollen. Vor allem kleine Mädchen. Warum mussten es denn immer die «krummen Jungen» sein, auf die die Väter so stolz waren? Er, der grosse, starke Bursche, wollte liebevolle Mädels haben. Und Traude hatte seine Wünsche zu ihren eigenen gemacht. Nun, da er nicht mehr war, gab es nur noch eine fürchterliche Leere.

Eva und Edith hatten Wini bis zum Hals in den Sand eingebuddelt. Spitzbübisch arbeitete sie ihre Zehen immer wieder heraus, so dass die Baumeister nie fertig wurden. Der vierjährige Norbert wollte auch drankommen, und Marlies bekam zu tun, als sie sich dazugesellte. Es war gut, wenn sie bei dem, was sie sagen musste, beschäftigt war. Sie rief Eva zu: «Komm, hilf mir, Norbert will auch zugedeckt werden.»

«Bis zum Kinn, wie Wini», verlangte der Kleine ungeduldig.

Eva wechselte den Bauplatz und türmte Sand hinter Norberts Rücken. Marlies war neben ihr. «Verstehst du dich gut mit Edith Knorr?»

«Sie ist nett. Ich glaube, sie braucht jetzt viel Freundlichkeit.»

«Könntest du dir vorstellen, mit ihr zusammen zu wohnen?»

Marlies wusste plötzlich nicht mehr, was ihre Hände taten, so stark fühlte sie Evas zwingenden Blick.

Norbert schimpfte: «Du buddelst mich ja wieder aus.»

«Es ist nämlich so», fuhr Marlies fort, zugleich darauf bedacht, Norberts Wünschen nachzukommen, «wir müssen für Carla Winter

ein Einzelzimmer frei machen. Da kommt nur Henny Rosenows Eckzimmer in Frage. Aber Henny ist für Edith zu eigenbrötlerisch.»

«Und da willst du mit Henny zusammenziehen?»

«Es muss sein. Vielleicht ist es nur vorübergehend. Die Winter bleibt bestimmt nicht ewig hier.»

Eva sah blicklos in den Sand. War sie auch schon für Marlies Gepäck geworden, das man lieber absetzte, um die Hände frei zu haben? Gab es im ganzen Haus Seestern keine andere Möglichkeit der Zimmerverteilung? – Aber Marlies brauchte keine Angst zu haben, dass sie sich aufdrängte. Sie wollte für niemanden Gepäck sein – für niemanden!

«Sprich mit Edith», sagte sie spröde. «Mir ist es recht.»

Jürgen Baer kam an jenem Abend ohne Fahrrad. Das war verwunderlicher als die Tatsache, dass es, als er leise an Evas Tür klopfte, schon dämmerig war. Sie war im Begriff, ins Bett zu gehen, und dachte, es sei Labahn, der wegen mangelnder Verdunkelung mahnen wollte.

Jürgen Baer schob sich schnell ins Zimmer. Er versuchte, spöttisch zu sein wie immer, aber er war anders. Eva merkte es gleich. «Hat dich Kamerad Blinklicht noch hereingelassen?»

«Ich habe es abgepasst, als er nicht in seinem Zimmer war. Mich hat niemand kommen sehen. Kannst du mich für ein paar Stunden hierbehalten?»

Um zehn durfte kein Mann mehr im Hause sein. Er kannte die Hausordnung. Es war also etwas passiert, das jede Hausordnung ausser Kraft setzte. Plötzlich wusste sie: Er war in Gefahr. Sie brauchte nicht lange zu fragen. Ihre gemeinsamen Gespräche waren oft voll verbotener Gedanken gewesen. Dass er dem Zinnowitzer Kreis nahestand, von dem einige verhaftet waren, schien ihr ziemlich sicher. Sie wusste wohl, warum sie ihn mied, seit Hans in diesem Zimmer gestanden und von einer gemeinsamen Zukunft gesprochen hatte. Es war ihr keineswegs gleichgültig, dass Jürgen sie seitdem spöttisch lächelnd grüßte und dass er neuerdings mit Marlies Radausflüge machte. Nun stand er vor ihr, und ihr war, als nähme sie noch ein-

mal das fremde Mädchen mit dem hellen Gesicht an Bord.

«Wenn Labahn dich nicht gesehen hat, bist du hier sicher», sagte sie leise. «Suchen sie dich schon?»

«Ich bin gewarnt worden. Für mich wäre es Selbstmord gewesen, noch einmal in mein Zimmer zu gehen.»

«Wo warst du bis jetzt?»

«Wir haben ein Versteck. In den Kuscheln, nach Trassenheide zu. Dort habe ich Nachricht bekommen. Es ist zu unsicher, länger im Freien zu bleiben. Sie werden Streifen ausschicken. Ich dachte mir, wenn im Hause alles schläft, könntest du mich in den Fahrradkeller hinunterbringen.»

«Das ist eine Mausefalle. Labahn schliesst erst früh um sechs auf. Und die Fenster sind vergittert.»

«Verdammt! Was nun?»

«Du musst solange hierbleiben.»

«Du weisst, dass es für dich sehr gefährlich ist?»

«Wir wollen versuchen, dass niemand etwas merkt. Du musst morgen früh in der unteren Diele aus dem Fenster steigen.» Eva nahm ihr Handtuch. «Ich gehe ins Bad. Du kannst dich hier waschen. Dann musst du etwas essen. Schliess hinter mir zu. Ich drücke nur die Klinke herunter, wenn ich wiederkomme.»

Als sie in ihr Zimmer zurückging, klopfte Labahn an eine Tür auf der anderen Flurseite und sagte dringlich: «Es ist gleich zehn. Der Herr muss nun gehen.»

«Ja, ja, schon gut», antwortete eine unbekümmerte Stimme.

Eva wünschte dem Pförtner freundlich gute Nacht.

Baer hatte seine Jacke abgelegt und die Schuhe ausgezogen.

«Du kannst dich in Marlies' Bett legen», sagte sie.

Er wehrte ab, als sie aufdecken wollte. «Ich streck mich nur ein bisschen obenauf. Ich darf die Zeit nicht verpassen.»

Sie bestrich ihm dicke Schnitten mit Schmalz.

«Darf ich mir eine in die Tasche stecken?»

«Die isst du jetzt. Ich habe noch Leberwurst da.»

«Dann hast du morgen nichts.»

«Ich verhungere nicht.»

Er ass auch noch den Kunsthonig und einen Rest Pudding. Sie

sass, in ihren roten Bademantel gehüllt, schweigend dabei. Er dachte daran, wie er in ihr den grauen Zwerg gesehen hatte, an dem kühlen Abend am Strand. Es war fast ein Jahr her. Ich liebe dich, sollte sie zu ihm sagen. Es war ein Spiel, ein Lehrspiel, das sie nachdenklich machen sollte. Ihn regte es dennoch auf, und von da ab wollte er sie nicht mehr für die Gruppe gewinnen. Hanna Peplow hatte schnell erfasst, dass er Eva heraushalten wollte. Aber es lag nicht nur an ihm, was sie tat und wofür sie sich einsetzte. Sie hatte die Polin eingeschleust, und der Ausbruch der drei Häftlinge war gelungen. Er wusste niemand anders, zu dem er hätte gehen können.

Es wär die Ru, die ihn gewarnt hatte.

Die Bibliothekarin traf am Nachmittag, als sie dem Doktor Fachbücher ins Jungesellenheim bringen wollte, den Hausmeister ganz verwirrt an, Baers Zimmerschlüssel in der Hand. Durchsuchungsbefehl – in diesem Hause?! Eine Art Vorwarnung hatte drei Tage zuvor Hanna Peplow gegeben. Die neuen Mitarbeiter in der Abteilung Brettschneider liessen sich sämtliche Personalakten der leitenden Angestellten und Akademiker kommen. Seit Monaten schon, mit dem Einzug der von Berlin verfügten Ressortleiter, war es unruhig in der Versuchsstelle. Die politischen Schlappen mochten dazu beigetragen haben: die Krise in Italien, Rückschläge an der Ostfront, die Landung der Amerikaner in Europa. Und auf der Insel: der Ausbruch der Häftlinge, der Fehlschuss mit dem Kirschkern, Parisius' Absturz. Man witterte überall Verrat. Die Tatsache, dass Baer zu seinen letzten Treibstoffuntersuchungen mehr Zeit als früher benötigte und dass ihm bei einer Versuchsreihe Ungenauigkeiten nachgewiesen wurden, die er sich – im Vertrauen auf Wodrubas Wuscheligkeit – geleistet hatte, alles zusammen mochte den Verdacht auf ihn gelenkt haben. Dem Sender jedenfalls war nichts geschehen.

Jürgen Baer fühlte, wie die innere Anspannung nachliess. Als Eva sich in ihrem Bademantel aufs Bett legte, fragte er: «Willst du nicht schlafen?»

«Nein. Ich kann nicht.»

«Du bist so weit weg. Bitte, leg dich zu mir – bitte.»

Zögernd setzte sie sich zu ihm auf das unabgedeckte Bett. Er rich-

tete ihr ein Kissen für den Kopf und breitete die Decke aus. «Ich möchte nur einen Menschen in der Nähe haben. Heute zwischen den Kiefernkuscheln kam ich mir vor wie ein Tier, auf das man Jagd macht. Und das war erst der Anfang.»

Sie gab ihren Vorbehalt auf. Er war so nichtig geworden wie die Hausordnung. «Wie willst du nun leben?»

«Ich habe ein paar Adressen. Die nächste ist bei Stettin. Fürs erste muss ich mich versteckt halten, illegal leben.»

«Kann man denn das?»

«Viele tun es.»

Sie sagte beschämt: «Du hast dir so viel Mühe mit mir gegeben, aber ich war ein sehr untaugliches Objekt.» Er schüttelte den Kopf, mit einem wunderlichen Lächeln. «Ja, ja», fuhr sie schnell fort, «ich sehe ein, wie hassenswert alles ist – der Krieg, die Lügen drumherum, das Getue mit Grossdeutschland und dem Heldenrummel. Ich weiss, dass ich hassen müsste, so einen wie Hanke etwa. Aber ich bringe es nicht fertig. Neulich erzählte der so lustig im Kasino, dass ich dachte, eigentlich ist er ganz nett. Ich möchte die Menschen immer so einschätzen, wie sie wirklich sind, und nicht, wie sie zu mir sind. Ich möchte objektiv sein.»

«Objektiv kann man erst dann sein, wenn man unterscheiden gelernt hat zwischen Wahrheit und Lüge.»

«Das kann ich wohl noch nicht?»

«Du bist auf dem Wege dazu.»

«Woran erkenne ich denn, dass ich es geschafft habe?»

«Wenn dir völlig klar geworden ist, dass in diesem Krieg nicht unsere Sache ausgefochten wird und dass ein Deserteur kein Feigling oder Verräter sein muss. Keiner ist es, der Widerstand leistet. Auch ich nicht. Auch – nein, genug. Versuch zu begreifen: Es geht in diesem Krieg nicht um Deutschland. Die vaterlandslosen Gesellen sind nicht wir, die man jagt; die Jäger selbst, die das Vaterland dauernd im Munde führen, sind es. Sie gebärden sich als Erneuerer der Nation und sind ihre Totengräber. Bezahlte Totengräber! Merk dir das gut. Es wird sich erweisen, wer *ihre* Herren waren, wenn Bilanz gezogen wird, nach dem Krieg. Wohnviertel legen die Flieger in Schutt und Asche, aber die internationalen Werke verschonen

sie. Die grossen Krämer handeln auch im Kriege weiter, gehen in die Kirche und finanzieren Hitler. Es hilft nichts, Mädchen, man muss hassen lernen. – Woran denkst du?» Er stützte sich auf und betrachtete ihr stilles Gesicht.

«An vielerlei. An Antigone, die unfähig zum Hass und gross im Lieben war. Und an Iphigenie.»

«Goethe?»

«Ja. – Er sagt uns von der Stimme der Wahrheit: Es hört sie jeder, geboren unter jedem Himmel, dem des Lebens Quelle durch den Busen rein und ungehindert fliesst.»

Baer seufzte. «Ich wollte, wir wären wieder soweit, dass wir Goethe bei uns wohnen lassen könnten. Aber der Alte wird böse auf uns sein. Wir lassen es zu, dass sie in Frankfurt sein Geburtshaus zerschlagen. Ich wäre dir lieber begegnet im Sinne des Alten, auf weimarisch sozusagen. Er verstand zu leben – und zu lieben. Aber die Zeit ist gegen uns, und so habe ich dich gequält mit Problemen und Philosophien. Mit dem, was dein Herz brauchte, habe ich dich zu andern gehen lassen.»

«Ich hätte dich gar nicht anders haben wollen, Jürgen. Es war schön mit dir. Was wäre denn aus mir geworden ohne dich?»

«Du hast eine besondere Gabe, einen mit ein paar einfachen Sätzen zu beschenken. Schreibst du noch?»

«Marlies sollte doch nicht darüber sprechen. Impulsives Gestammel, nichts weiter.»

«Du brauchst Rat. Bist erst am Anfang.»

«Marlies kann gut urteilen. Aber nun werde ich ihr nichts mehr vorlesen können.»

«Habt ihr euch gezankt?»

Eva erzählte, wie die Freundin sie enttäuscht hatte. «Vermutlich hat ihr Brettschneider die Hölle heiss gemacht.»

Nach einer ganzen Weile sagte Baer: «Sie hat dir also nicht erzählt, dass sie eine Aufgabe übernommen hat.» Er nickte, anerkennend, befriedigt. «Bitte vergiss es wieder. Sie hat die zuverlässige Kusine Brettschneiders zu bleiben, die Fürsorgerin, vor der die Wachmannschaften strammstehen.»

«Oh, und ich war so biestig zu ihr.»

«Sie wird es dir nicht nachtragen.» Er sah zur Uhr. Es war kurz

vor zwei, das Haus totenstill. Nur die Skalenlampe des Radios gab einen matten Schein, nachdem Eva die Nachttischlampe ausgeschaltet hatte.

«Wieviel Zeit ist noch?»

«Eine gute Stunde.»

«Wirst du nun für deine Familie verschollen sein?»

«Ja.»

«Für deine Verlobte auch?»

«Wie kommst du darauf?»

«Du hast einmal von einer Verlobung gesprochen. Aber es kam mir vor, als wäre es nicht ganz das richtige. Darum habe ich nie danach gefragt. Wird sie dich sehr vermissen?»

«Ich glaube nicht. Seit ich vom Weihnachtsurlaub zwei Tage für Güstrow abgezwickelt habe ...»

«Was hast du denn in Güstrow gemacht?»

«Eine Graphik abgeholt und mich dabei in Barlachs Nachlass vertieft.»

«Wer ist Barlach?»

«Er ist nicht, er *war*. Einer von den ganz Grossen. Bildhauer, Maler, Dichter. Später, wenn die ‚tausend Jahre‘ um sind, wirst du alles kennenlernen, was er geschaffen hat.»

«Gehört Barlach zu den ‚Entarteten‘?»

«Er hat die Ehre, dazuzugehören. Seine Freunde in Güstrow hüten die Schätze. Mein Vater hat ihn gekannt.»

«Ist er so ähnlich wie Masereel?»

«Anders. Aber auch grossartig herb.»

«Dann hätte dich deine Verlobte verstehen müssen.»

«Sprechen wir nicht mehr davon. Wer nicht existent ist, kann keine Verlobte haben. Du willst ja auch nicht, dass ich einen gewissen Wedelstedt erwähne.»

«Einen, der Geiseln erschiessen lässt, kann ich nicht lieben.» Sie schaltete kurz die Lampe ein. «Wieviel Zeit noch?»

«Eine halbe Stunde.»

«X minus dreissig. Zeit läuft.»

«Für die meisten Menschen gibt es einmal die Stunde X. Wenn nun jemand merkt, dass ein Mann die ganze Nacht bei dir war?»

«Dann werde ich sagen, was am nächsten liegt.»

Nackten. Schwerfällig stand er nach einer Weile auf. «X minus fünf. Ich nehme die Schuhe in die Hand.»

Sie flüsterte: «Was kann ich denn noch für dich tun?» «Hinter mir das Fenster schliessen.»

«Sonst nichts?»

«Das ist sehr viel.»

«Nein, nicht genug.» Im matten Lichtschimmer wirkte seine Gestalt ungewöhnlich gross. Er wird es schwer haben unterzutauchen, dachte sie, als sie seinen Kopf zu sich herabzog. Er nahm ihren Kuss mit einer Inbrunst, als wolle er dem Schicksal einen Vorschuss auf das Glück abtrotzen.

Eva führte den grossen Jungen die Treppe hinunter. Die Diele mit dem verglasten Erker befand sich in der Mitte des Hauses. Labahns Zimmer lag ausser Hörweite. Die Papierverdunklung raschelte, als Eva sie vorsichtig beiseite schob. Über der See lagerte ein schwach rötlicher Schein.

Baer schwang sich aufs Fensterbrett, blickte hinab. Der Fensterflügel war schmal. Eva drängte plötzlich. In der Toilette gegenüber lief die Wasserspülung. Baers Jacke hatte sich am Riegel verfangen. Während sie ihn befreite, ertönte hinter ihr ein schlecht unterdrückter spitzer Aufschrei.

Eingehüllt in ihren Morgenmantel, stand Henny Rosenow an der Toilettentür. Sie starrte auf Eva, die ein Paar Männerschuhe aus dem Fenster reichte und beschwörend den Finger an den Mund legte. Mit kleinen Schritten lief Henny in ihr Zimmer zurück. Mein Gott, wozu doch die Jüngeren imstande waren, während man schlief. Sicher war Edith Knorr auf ähnliche Weise zu ihrem Kind gekommen. Dass die Leontine so weit ging, hätte Henny nicht gedacht.

Im Morgengrauen verliessen die ersten Lkw des «Baustab Speer» den Parkplatz der Versuchsstelle. Sie trafen sich mit den heimkehrenden Männern der Nachtstreife an der Hauptwache, wo der Posten, Ausweise und Fahrbefehl kontrollierend, seiner Pflicht streng genügte, obgleich Fahrer und Wachmannschaften einander kannten. Zwei Wagen passierten. Beim dritten stutzte der Posten. «Wie bist du denn schon von Freest rübergekommen? Hattest doch gestern früh den Kanal gestrichen voll von der Überlandfahrt.»

«Musste einspringen.» Die Stimme des Fahrers klang rau.
«Meine Ablösung ist krank geworden. Sauerei!»

«Hast bei der Brandwache geschlafen, was?»

«Um diese Zeit lässt niemand 'nen Dampfer für mich fahren.»

Der Mann am Steuer dachte: Jetzt kommt's drauf an. Nur gut, dass die beiden anderen Wagen ihm ein Stück voraus waren. Doktor Baer würde sich nicht gerade winkend auf die Strasse stellen.

Hannas Vater, der alte Peplow, kam nach Freest herüber, gegen Abend. Seine Tochter hatte ihm wohl beigebracht, dass es eine Sache war, bei der es um Tod oder Leben ging. Sonst hielt sich der Fischer aus allem heraus. Aber für diese Fahrt gab es ein Alibi. Seine Nichte, die Freester Gastwirtsfrau, lag im Wochenbett.

Werkbahnhof Karlshagen. Hier in der Nähe sollte Baer auf den Lkw warten. Der Fahrer nahm Gas weg und fuhr unvorschriftsmässig weit an die linke Strassenseite heran, wo der schütterere Kiefernwald bis zum Chausseeegraben reichte. Rechter Hand lagen Bahngleise und dahinter Felder.

Er hielt an und klappte die Motorhaube auf. Eine geraume Weile hantierte er an den Eingeweiden des Wagens herum. Warum kam denn Baer nicht? Die vereinbarte Zeit war bereits um eine Viertelstunde überschritten. Ob sie ihn erwischte hatten?

Von Minute zu Minute wurde es gefährlicher, hier herumzustehen. Bald musste der nächste Wagenschub von der Versuchsstelle kommen. Es gab nur eine Fahrstrasse auf diesem schmalen Inselteil.

Beunruhigt ging der Fahrer um den Wagen herum – und erschrak. An der Ecke, wo es zum Kameradschaftsheim ging, stand ein Mann an einen Telegraphenmast gelehnt, wie einer, der in der Nacht unkontrollierbare Wege gegangen ist und nun auf die erste Werkbahn wartet. Er sah so aus, aber es konnte auch anders sein. Wie lange mochte der Kerl schon dort stehen und ihn aus den Augenwinkeln heraus beobachten? Der Mann aus Freest drückte in gespieltem Gleichmut die Motorhaube zu, klapperte mit dem Handwerkszeug und bestieg den Fahrersitz. Jetzt nichts als fort!

Vor ihm zog sich die Chaussee in kilometerlanger Gerade hin,

und kein Zeichen, das auf Baers Nähe schliessen liess. Mit zusammengekniffenem Mund legte der Fahrer den Gang ein. Wer weiss, wo die Spitzel den Flüchtigen gestellt hatten.

Jürgen Baers lange Beine griffen aus, soweit es am Waldrand auf dem sandigen Hügelgelände möglich war. Er rannte, sprang, stolperte, raffte sich wieder auf. Sein Atem ging schwer. Durchatmen – befahl er sich. Durchatmen! Ich muss die Gerade schaffen. Hinter der Kurve kann ich mich bemerkbar machen. Der Mann am Telegraphenmast – er darf mich nicht aufsteigen sehen.

Die Kuhlen waren wie Fussangeln. Aber um auf die Strasse hinauszutreten, war es zu hell. – Noch zweihundert Meter. Baer lauschte auf jedes Geräusch. Zwei Lkw waren schon vorbeigebraust. Wenn nun die fremde Gestalt an der Ecke den Freester Kumpel so irritiert hätte, dass er gar nicht wagte zu halten? Noch dazu mit einem zweiten Wagen auf den Fersen? Baer überlegte fieberhaft. Ehe er zu Fuss bis Wolgaster Fähre kam, waren die Strassen belebt. Im allergünstigsten Falle – wenn am Vorabend noch keine Fahndungen begonnen hätten, weil die Durchsuchung seines Zimmers ergebnislos verlaufen war – musste bei Dienstbeginn sein Verschwinden offenbar werden. Dann hatte er kostbare Stunden verloren, und seine Chance, aus der Umgebung der Insel ungeschoren wegzukommen, war gleich Null. Gering war seine Chance sowieso. Aber sie erschien ihm unvergleichlich gross gegenüber der Tatsache, dass er ohne die geringste Hilfe von der Insel herunterkommen sollte.

Endlich – die Kurve. Schwerfällig vor Ermattung übersprang er den Strassengraben und nahm sofort Deckung.

Da hörte er Motorengeräusch. Einen Lidschlag lang hatte er das Gefühl, sein Herz setze aus. Noch sah er den Lkw nicht, hörte aber, dass er mit Tempo fuhr.

Er rechnet nicht mehr mit mir, schoss es Baer durch den Kopf. Und wenn es der Kumpel gar nicht ist?

Das Motorengeräusch schwoll an. Der Wagen ging in die Kurve. Ein Zeichen! – Baers Hirn arbeitete angestrengt. – Ich muss ein Zeichen geben. – Er griff nach einer kniehohen Kiefer, riss sie ruck-

artig aus dem Sandboden und schleuderte sie auf die Chaussee, im gleichen Moment, als der Lkw aus der Kurve kam. Hinter dem Strauch geduckt, wartete er bange Sekunden, ob ein fremder Fahrer nach dem Attentäter Ausschau halten würde.

Mit quietschenden Bremsen rollte der Lkw über das geopferte Bäumchen. Dann stand er, und die Tür des Führerstandes flog auf. «Mensch, Baer!»

Die brüchige Stimme erreichte den Flüchtling und wog alle Unsicherheit und Anstrengung der letzten Stunden auf.

8 Am Pranger

Henny Rosenow trug es Eva nicht nach, dass sie ihretwegen um einen Teil ihres Nachtschlafs gekommen war, aber ihr spitzer Schrei hatte Fräulein Haugk aus dem Bett getrieben. Deren Zimmer lag neben der Diele, und weil sie eine Heldensammlerin, jedoch keine Heldin war, schien es ihr geraten, die nur angelehnten Fensterflügel einzuklinken. Dabei sah sie, wie sich aus dem Erkerfenster eine Hand reckte, die ein Paar Männerschuhe fallen liess. Der helle Rand des Ärmels konnte nur zu dem auffallenden Bademantel der Leon-tine gehören. Fräulein Haugk war entrüstet. Erst die Knorr, jetzt die Leonhard. Dieselben, die Niggertänze aufführten angesichts des Führerbildes. Fräulein Haugk verlangte eine Untersuchung.

Henny war unglücklich. Sie hatte Evas stumme Bitte um Schweigen respektieren wollen. Nun sollte sie als Zeugin auftreten. Ratlos lief sie zu Traude Hörselmann.

Die Gruppenleiterin hatte nicht mehr die rasche Art, mit der sie brötchenkauend plötzlich hier und dort in den Büros ihrer Rechnerinnen auftauchte. Die zu ihr kamen, traten ein nach vorsichtigem Klopfen. Jede glaubte sich entschuldigen zu müssen, dass sie mit irgendeiner profanen Frage störte, aber diesmal war Traudes Interesse offenkundig.

«Doktor Baer soll es gewesen sein?»

«Die Haugk sagt es. Ich habe ihn nicht erkannt.»

«Das sieht böse aus. Baer ist nämlich verschwunden.»

Henny presste erschrocken die Hand vor den Mund. «Ausgerückt? Aber warum denn?»

«Was weiss ich. Lass dich von der Haugk nicht einwickeln.»

Traudes plötzliche Entschlossenheit setzte Henny in Erstaunen. Ohne zu zögern, griff Traude zum Telefon und sagte sich bei Klemt an.

Durch ein unbedachtes Wort Mathesis hatte sie erfahren, dass das «Osterei» zur Erprobung als Lufttorpedo noch nicht reif gewesen war. Klemts Ehrgeiz, angefacht durch den Druck von oben, die Wunderwaffen schneller zu entwickeln, hatte Parisius' Tod verschuldet. Wilfried war gewarnt worden, von Uhlig, aber andere setzten auf sein naives Vertrauen, und so wurde er zermahlen. Sie hatten auch Axe zermahlen. Baer war ihnen entwischt. Nun kam Eva Leonhard dran.

Noch nie war Traude ihrem alten Freund und Vorgesetzten so bestimmt gegenübergetreten. Klemt lief, die Hände in den Hosentaschen, in seinem Büro auf und ab. «Du hast also mit der Leontine gesprochen. Und sie will nichts von dem Verdacht gegen Baer gewusst haben? Das glaubst du doch selber nicht.»

«Warum nicht? In Evas Leben spielen Männer eine grosse Rolle. Du hast dich auch schon über ihren stattlichen Verschleiss amüsiert. Nicht ohne Hochachtung übrigens. Aber um Politik hat sie sich nie gekümmert.»

«Ich dachte, sie hätte sich inzwischen für Tiefenbach entschieden. Sie scheint doch sehr oberflächlich zu sein.»

«Lass man, sie ist ganz in Ordnung. Wir sollten sie stützen.»

«Es geht nicht um unseren guten Willen, Traude. In ein paar Wochen sitzen wir hinter einem Sperrgürtel der SS. Weissst du, wer mit mir über den Fall Leonhard sprechen will? Herr Hanke.»

«Der Kasino-Hanke?»

«Ja. Seine Talente gehen über das Kasino weit hinaus.» Klemt musste sich damit abfinden, dass sich seine Frau zuweilen, wenn ihn

der Ehrgeiz seiner Berufsarbeit von der Familie fernhielt, mit dem Zahlmeister tröstete. Ähnliches wurde von Christa Keiner gemunkelt, was nicht verwunderlich schien, wenn man an den fünfundfünfzigjährigen Asthmatiker Keiner dachte. Dass die Maidenführerin, mit der sich Hanke offiziell gern sehen liess, damit einverstanden war, konnte man kaum annehmen. Der Mann musste äusserst geschickt sein. Klemt verübelte seiner Frau weniger ihre Untreue als ihre Wahl. Jetzt reiste sie erst einmal zu ihren Eltern und nahm Norbert mit. Was danach werden sollte, war noch nicht abzusehen.

Nun wollte dieser Schürzenjäger, sekundiert von der Maidenführerin, über Eva Leonhards Vergehen rechten. Scheussliche Situation.

«Hanke ist der grösste Gauner auf der Insel», sagte Traude.

«Eben», stöhnte Klemt. «Möchtest du dich ihm ausliefern?»

In Traudes Stimme schien ihr Herz zu klopfen. «Wenn du vor diesem Halunken kriechst, ist es mit unserer Freundschaft aus, Reinhold. Dann gibt es nicht nur eine Untersuchung über den Fall Leonhard, dann verlange ich auch eine über den Fall Parisius. Ja, ich werde zum Ankläger. Ich habe nichts zu verlieren, denn ich bin nichts mehr – gar nichts, seit ihr ihn in den Tod geschickt habt.» Traude verlor die Fassung.

Klemt berührte unsicher ihre Schulter. «Du hättest dich noch ein paar Wochen ausruhen sollen, Traude. Du siehst Gespenster.»

«Nein, es ist wahr. Ich schweige nur deinetwegen und weil Wilfried durch keine Klage und keine Sühne wieder lebendig wird.» In plötzlicher Aufwallung stiess sie den Briefbeschwerer vom Schreibtisch, ein Modell der Flugbombe «Osterei», hergestellt in der Werkstatt des Windkanals. «Wie ich das Ding hasse. Ich kann es nicht mehr sehen.»

Klemt bemühte sich, ruhig zu bleiben. «Meinst du, dass wir die Leontine nach Adlershof schicken könnten? Anstelle der Rosenow? Dadurch gewinnen wir Zeit und können uns Bundesgenossen suchen.»

«Dort sind nur Messungen auszuwerten. Ich denke schon ...»

Klemt war erleichtert, dass sie ihn nicht abwies. «Behalt deine Parteinahme für dich, Traude. Sprich auch im Windkanal nicht darüber, etwa zu Immisch – oder zu sonst jemandem.»

Eva war zumute, als stünde sie nackt vor Hanke und Klemt. Zugleich wusste sie, dass diese Nacktheit ihre einzige Rettung war. Nicht einmal in das Fischgarn der klugen Bauerntochter durfte sie sich hüllen. Hanke hätte sich gewiss nicht gescheut, sie auch noch nach Einzelheiten auszufragen über die Nacht mit ihrem «Geliebten» Dr. Baer, wenn nicht die Maidenführerin und Traude Hörselmann dabeigewesen wären. So begnügte er sich mit Fragen, vielfach variiert: «Wie lange bestand Ihr Verhältnis mit Baer schon? Hatten Sie ihn öfter über Nacht bei sich?» – Dann kam das Schlimmste: «Und auf Rügen? Hatten Sie da nicht einen anderen Bettgefährten?»

Hankes Rache, dachte Eva. Wäre Hans Tiefenbach hier, bekäme er wohl einen Bericht über ihre moralische Verkommenheit. Was würde er sagen? – Wir wollen doch übrigbleiben, du und ich. – Um übrigzubleiben, musste sie am Pranger stehen. Ob er nun noch Wert auf das «du und ich» legte? Was hatte es doch für ihn bedeutet, dass er der erste war, dem sie sich hingab!

Befangen stand die Einundzwanzigjährige im Direktionsbüro. Plötzlich sah sie, wie Dr. Klemt den Briefbeschwerer, Modell des «Ostereis», unter einem Haufen Schriftstücke verschwinden liess. Er hatte etwas zu verstecken. Alle haben etwas zu verstecken. Auch Hanke, der Klemt mit seiner Frau betrügt.

Eva straffte sich, sie war Eva-Charlotte Löwensköld. – Was wollt ihr? Euer Pranger befleckt mich nicht. – Sie hörte Hanke tönen: «Zum Segeln hatte sich das Fräulein Herrn Tiefenbach gekapert. Die Fahrt konnte um keinen Preis verschoben werden.» – Dieses vieldeutige Grinsen! Sie fasste Hanke fest ins Auge. Jetzt, jetzt muss ich in die Schlagsahne hauen! Allen Mut zusammennehmend, sagte Sie: «Ja, denken Sie sich, Herr Oberzahlmeister, und dann so ein

Pech: Herr Tiefenbach war schlecht disponiert. Da blieb mir nichts anderes übrig, als mit dem Wirt ins Bett zu gehen.»

Der Schlag sass. Die Maidenführerin kroch vor Scham fast in den Kragen ihrer Jacke. Klemt verbiss sich das Lachen.

Hanke wurde unsicher. Er hatte den Bogen zu stramm gespannt. Durchzuschneiden die Sehne – allerhand! Politisch war ihr noch nichts nachzuweisen. Den Verdacht wegen der Rügenfahrt hatte Tiefenbach schon zerstreut. Was war an der Sache mit Baer? Offenbar sehr sinnlich, das Mädchen. Er kriegte sie schon noch! Jetzt hiess es erst einmal, das Gesicht zu wahren.

In Anbetracht der berechtigten Empörung Fräulein Haugks sei es unerlässlich, Fräulein Leonhard aus dem Haus Seestern zu entfernen, sagte er von oben herab und liess sich von der Maidenführerin bestätigen, dass die ehemalige KHD-Maid Leonhard die Gemeinschaft moralisch gefährde. Sie könne sich ein privates Zimmer suchen.

Traude wollte Aufschub erreichen. «Sie reist übermorgen in dienstlichem Auftrag nach Berlin.»

«Schicken Sie sie augenblicklich auf Zimmersuche. Dann kann sie morgen umziehen.» Hanke grüsste und ging.

Eva war bis zum Abend in der Siedlung fast von Haus zu Haus gelaufen. Die Frauen der Techniker und Wissenschaftler, die dort in den Eigenheimen wohnten, betrachteten misstrauisch das braungebrannte Mädchen und sagten «nein». Wozu gab es denn die Junggesellinnenheime auf der Düne? Den Mädchen ging es dort gut. Da zog keine freiwillig aus.

Eva kam niedergeschlagen ins Haus Seestern zurück. Sie verzichtete auf warmes Abendbrot, um in der Küche niemandem zu begegnen. Sie fürchtete sich vor der Schadenfreude der Haugk und der Püschel wie vor dem Mitleid der übrigen. Wenn doch Marlies da wäre. Die kannte viele Familien und war überall sehr angesehen. Plötzlich fiel ihr ein, wie einfach sich das Problem ihrer Trennung nun löste. Brettschneider würde zufrieden sein.

Eva verschränkte die Arme unter dem Kopf. So konnte sie den Wolkenkratzerreflex hinter dem Radio besser sehen. Das war die

einzigste Beleuchtung gewesen, vorgestern nacht. Wo Jürgen wohl jetzt sein mochte? Er hatte gesagt, er könnte ihr keinerlei Nachricht geben. Vielleicht ging alles gut, weil sie jetzt für ihn bezahlte. Die Ausweisung aus dem Heim war noch ein geringer Preis. Sie wusste das, und sie wollte sich nicht unterkriegen lassen. Morgen mittag musste sie eben weitersuchen.

Am nächsten Morgen in aller Frühe schob Labahn einen gefalteten Zettel durch den Türspalt. «Ist abgegeben worden», brummte er, davonschlurfend.

Der alte Leuchtturmwärter hatte Eva in den letzten Tagen vorwurfsvoll angesehen. Gerade diejenigen, die er gut leiden mochte, missbrauchten seine Gutmütigkeit. Er musste vom Chef der Unterkunftsverwaltung einen gehörigen Anpiff einstecken, weil es Baer gelungen war, unbemerkt ins Haus zu kommen. Eva hatte Verständnis für Labahns Groll. Um so überraschender nun seine Eile, ihr den Zettel in aller Herrgottsfrühe heraufzubringen. Wegen Zimmer Peenemünde-Dorf Nummer 7 melden, hiess es darin.

Als sie beim Verlassen des Hauses nach dem Absender fragte, zuckte der Pförtner mit den Schultern. «Lag plötzlich hier.» Aber sein Blick verriet ihn. Kein Groll mehr, dafür ungläubiges Staunen, fast verstohlene Abbitte.

Eva radelte noch vor Dienstbeginn zu den letzten Häusern des ehemaligen Fischerdorfes. Eine ältere Frau wusch Wäsche vor dem Haus Nummer sieben. Sie trocknete sich die Hände an der Schürze ab und stieg mit Eva eine schmale Treppe hinauf. Das Zimmer war ein enger Schlauch, mit dem Nötigsten versehen, aber der Blick durch das Fenster in der Dachschräge auf die Flusslandschaft wog manches auf.

«Wann kann ich denn einziehen?» fragte Eva.

Die Frau wunderte sich. «Was die Hanna ist, die sagte, Sie kämen heute noch. Ich hab schon aufgewischt.»

Eva liess sich ihre Überraschung nicht anmerken. Sie kannte keine Hanna. Oder doch? Jürgen hatte Fräulein Peplow aus der Personalabteilung Hanna genannt, damals auf dem Sportplatz. Das war Labahns Nichte. Der Kreis schloss sich. Sie war gar nicht so allein.

Das erleichterte ihr den Abschied vom Haus Seestern. Ein Kaminenofen ersetzte nun die Zentralheizung, die Funktion des Badezimmers musste ein Waschocker übernehmen, dessen viertes Bein lose war. Zum Strand brauchte man eine Stunde. Mit den Schreien der Wasservögel würde sie nun leben.

Traude ermöglichte ihr den Umzug während der Dienstzeit. Labahn lud ihre Koffer auf den dreirädrigen Wagen der Fahrbereitschaft. Er winkte ihr nach, verstohlen und ein wenig unbeholfen.

9

Der Bumerang

Die Ausmasse des Windkanals der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt Berlin-Adlershof erlaubten Männern aufrecht stehend zu hantieren. Profile von Flugzeugen hingen in der Messkammer, Teile von Leitwerken, eine Flugzeugkanzel im Längsschnitt – alles in Originalgrösse.

Es fiel Eva auf, dass die Beschriftung der Protokolle, die sie zur Auswertung auf den Rechentisch bekam, noch verschlüsselter als gewöhnlich waren. Die Laboranten in Adlershof sollten wohl in dem Glauben gehalten werden, sie machten aerodynamische Messungen für den auswärtigen Auftraggeber an einer gewöhnlichen Fliegerbombe. Als ihr der Ingenieur, dessen Abteilung sie zugeteilt war, die Messkammer zeigte, fragte er: «Messen Sie auf der Insel im Über- oder Unterschallbereich?»

Seit dem Hanke-Verhör funktionierte in Evas Hirn eine Art Warnzentrale. Vielleicht lag ihr Steckbrief schon in Adlershof vor. Sie sagte: «Würden Sie mir denn verraten, zu welchem Flugzeugtyp dieses Flügelprofil gehört?»

Der Ingenieur schmunzelte. «Sie sind besser auf Geheimhaltung geeicht als Ihre Ingenieure. In den nächsten Tagen bringt einer 'ne Menge Arbeit für Sie.»

Für Evas Aufenthalt waren etwa vierzehn Tage vorgesehen. Bei der Auswertung der Messprotokolle musste sie sich auf den Rechenschieber umstellen. Es gab keine Traude Hörselmann, an die sie sich vertrauensvoll wenden konnte.

Die gleichaltrigen Laborantinnen traten sehr überlegen auf gegenüber der Neuen aus Pommern.

Sie hatte sechs Arbeitstage hinter sich und sass mit dem Ingenieur in der Kantine beim Essen, als ein Mann an ihren Tisch trat. Eva errötete vor Überraschung. Endlich ein vertrautes Gesicht: Martin Uhlig.

Bei den Adlershofer Aerodynamikern war er bekannt. Auch im Labor tauchte er auf. Er schien so beschäftigt, dass er nicht einmal zu Evas Platz herübersah. Doch bei Dienstschluss stand er am Haupttor. Er schloss sich ihr an, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt.

«Ich muss bis morgen auf ein Gerät warten», sagte er auf dem Weg zur S-Bahn. «Kann man irgend etwas unternehmen? Oder bist du besetzt?»

«Man kann nichts unternehmen. Zwischen neun und zehn gibt es Fliegeralarm, regelmässig.»

«Aber zu Abend könnte man irgendwo essen.»

«Ja, das könnte man.» In Eva wuchs langsam ein Gefühl der Überlegenheit. Ähnlich wie beim Hürdenlauf, wenn der Gegner einem auf den Fersen ist. Man kann ihn nicht abhängen, man weiss nur, dass ihn jede weitere Hürde Anstrengung kostet, eine Spur mehr, als einem selber. Die neue Uniform gab Martin etwas affektiert Krampfes. Der abgeschabte Ledermantel, seine zweite Haut, stand ihm besser.

Sie schlug ein kleines Ecklokal am Kaiserplatz vor, wenige Minuten von Rothackers Wohnung entfernt, die sie, ein Angebot Sigrids nutzend, allein bewohnte. Eva scheute die Sammelschutzräume im Zentrum, nachdem sie bei einem Kinobesuch schon nach der Wochenschau unter die Erde gescheucht worden war. «Die Berliner haben es jetzt schwer», sagte sie, als sie in der verglasten Veranda des Restaurants sassen. «Bei meinem letzten Besuch nahm man die Fliegeralarme hier noch nicht so ernst.»

«Wann war das?»

«Voriges Jahr im Mai.» Sie fing Uhligs Blick auf, und ihr wurde jäh bewusst, dass er nichts vergessen hatte. Ihr «ich bin verlobt» und sein «dann ist es besser, wenn wir uns nicht mehr so oft sehen» waren ihrer letzten Berliner Reise vorausgegangen. Sie hatte dann mit

Hartmut Wedelstedt «alles ins reine gebracht». Es gab Stunden, in denen sie sich gewünscht hatte, ihr Besuch in Uhlig's Zimmer mit den Fliegeraufnahmen an den Wänden wäre anders verlaufen. Aber die lagen hinter ihr. Dieser Mann mit dem eigensinnigen Kinn wäre eifersüchtig darauf bedacht gewesen, sie von Menschen wie etwa Jürgen Baer fernzuhalten. Unmöglich, sich das letzte Jahr ohne Jürgen vorzustellen. Trotzdem war es gut, jetzt neben Martin zu sitzen, selbst wenn er über so utopische Pläne redete, wie es eine Weltreise im eigenen Sportflugzeug war.

«Suchst du immer noch nach der idealen Reisegefährtin?»

«Gewiss», sagte er. «Ich bin nämlich entschlossen zu überleben.» Er sah sie vielsagend an. Über die peinliche Affäre mit Bear schien sie nicht reden zu wollen. Beider Namen waren in aller Munde. Warum Bear getürmt war, erfuhr man nicht.

Seit einiger Zeit schienen die Abwehrleute beweisen zu wollen, dass man sie nicht umsonst bezahlte. Das fing nach dem Tod des Soldaten Axe an. Die Vermutung, es sei Selbstmord gewesen, wurde von gewissen Leuten mit einer Verbissenheit gezeugnet, dass man es besser vermied, darüber zu reden. Nach dem Ausbruch der KZler hatte sich Uhlig in ein Gespräch verwickeln lassen, das er nicht anders als mit dem bissigen Satz beenden konnte: «Vielleicht unterstellen Sie mir noch, ich hätte mit der He 111 die Flüchtlinge ausgeflogen.» Ob sich Eva im Klaren darüber war, wie weit ihre Männergeschichten sie gebracht hatten?

Als der Kellner die Verdunklung vorlegte und ihnen damit den Ausblick auf den Kaiserplatz nahm, verliessen sie das Restaurant.

Ein Mann hastete auf das Rothackersche Haus zu. Es gäbe gleich Voralarm, behauptete er.

Eva sah Uhlig betroffen an. «So früh schon.» Gewohnheitsmässig sahen sie nach dem Himmel. Über dem Band der Grossstadtstrasse ein schwach besterntes Stück. «Bis nach Tempelhof kommst du nicht mehr. Der Luftschutzraum im Hause ist gross.»

«Eine Zigarettenlänge werden uns die englischen Kollegen wohl noch gestatten. In welchem Stock wohnst du?»

«Im dritten.»

«Na denn – auf in den Kampf.»

«Ich finde es angenehm. Weiter unten würde ich ersticken.»

«So?» sagte er anzüglich. «Du wärest vielleicht doch eine ganz gute Fliegerfrau geworden.»

«Nein. Dafür hätte ich zuviel Angst.»

«Angst – vor was?»

«Nicht vor was – *um* was! Um den Mann natürlich. Man liebt jemanden, und der ist ständig in Gefahr. Grässlich.»

«Du theoretisierst. Angst kommt aus dem Herzen, aber du liebst bloss mit dem Verstand.»

Sie ging ihm voraus in die Wohnung. Eine Wandlampe neben dem Berliner Ofen beleuchtete nur einen Teil des grossen Rothackerschen Wohnzimmers, Martin Uhlig blieb im dunklen Bereich stehen. Eva hatte das unbehagliche Gefühl, dass der Hürdenläufer die Hindernisse schwingvoller zu nehmen begann, während ihre Kräfte nachliessen. Sie ging zum Rauchtisch. Nur für eine Zigarettenlänge. Währenddessen musste sie eine schwierige Hürde nehmen. Ihre Unsicherheit überspielend, sagte sie: «Du unterstellst mir da etwas. Ich werde drüber nachdenken. Wenn du recht hättest –»

«Tu nicht so. Du weisst genau, dass ich recht habe.» Er ging auf sie zu, vorbei an Sesseln und Tischchen des vollgepfropften Zimmers. «Aber vielleicht sollte man dir nacheifern: Gefühle über Bord – und mitnehmen, was sich bietet.»

«Was redest du da? Ich verstehe kein Wort.»

Er lachte herausfordernd. «Du bist ein kluges Mädchen. Hast schneller erkannt als unsereiner, dass der Krieg lang und bösartig wird. Dass es sich nicht lohnt, für etwas Zukünftiges zu sparen, Geld oder Gefühle anzuhäufen. Weltreise im eigenen Flugzeug, was für ein Geschwätz! Nur das Heute gilt. Schnelle Umsätze. Überall Durchgangsverkehr. In Städten, auf Flugplätzen, in Luftschutzbunkern. Heute kämpft einer in Afrika, übermorgen fällt er in Russland. Du hast recht, was uns morgen erwartet, ist nichts. Was sich heute bietet ...» Mit einem Überraschungsgriff packte er sie am rechten Handgelenk.

Sie fuhr zurück, aber die Klammer war geschlossen. Da holte sie mit der Linken aus und schlug ihm ins Gesicht.

Er liess sofort los. Nach sekundenlangem frostigem Schweigen sagte er: «Wenn du jeden, der dir die Wahrheit sagt, so behandelst, wirst du wenig offene Worte zu hören bekommen.» Er wandte sich zur Tür, und sie liess ihn gehen.

Sie stand noch am gleichen Fleck, als die Luftschuttsirene aufheulte. Er konnte noch nicht weit sein. Sie lief ins Treppenhaus. Türen klappten, zu rufen wagte sie nicht.

Dann sah sie ihn am Eingang der Gasschleuse. Der Luftschutzwart hatte ihn nicht mehr aus dem Haus gelassen. Sie war erleichtert. «Wir werden uns auf eine Weile einrichten müssen!»

Einer Frau, die sich mit unförmigen Gepäckstücken zwischen ihnen hindurchzwängte, nahm er eine Reisetasche ab. Über ihnen dröhnte es dumpf.

Der Luftschutzwart schloss die Kellertür. «Die erste Welle ist ran.» Das Dröhnen brach nicht mehr ab. Uhlig folgte der Frau. Sie bot ihm Platz auf der Bank neben sich. Im Verbindungsgang zum nächsten Raum stand eine Rotkreuzhelferin, den Kopf gegen die Wand gelehnt, die Augen zur Decke gerichtet, als bete sie leise.

Wenn sie so getötet würde, dann würde sie in derselben Haltung wie der alte russische Bauer im Schnee ... Uhlig brachte den Gedanken nicht zu Ende. Ein fürchterliches Krachen liess die Wände schwanken. Putz löste sich von der Decke. Das elektrische Licht ging aus. Ein Kind weinte laut.

Wo war Eva? Er hatte sie beleidigt. Wenn etwas passierte, nicht auszudenken. So dicht beieinander und trotzdem –!

Im matten Schein einiger Kerzen tastete er sich in den Nebenraum. Er musste von Bank zu Bank gehen. In der Angstminute hatten viele ihre Gesichter verhüllt. Augenlose Wesen sassen da.

Erst im übernächsten Raum, nachdem eine weitere Detonation Wände und Decken erschüttert hatte, fand er Eva. Als hätte sie schon lange nach der Tür geblickt, gab sie ihm ein Zeichen. In ihrem Arm lag ein Kind, das ausdruckslos vor sich hin starrte, Speichel

am Mund. Eva hatte Tränen in den Augen. «Die Kleine bekommt Krämpfe bei Alarm.»

«Warum wurden die Leute mit den Kindern nicht evakuiert?»

Ein neuer Stoss erstickte den Versuch einer Antwort. Das Kind wand sich in Zuckungen. Die Mutter nahm es Eva aus dem Arm.

«Morgen machen Sie aber, dass Sie fortkommen, Frau König», sagte jemand aus dem Halbdunkel.

Die Frau schluchzte: «Ich halte doch nur meinem Mann zuliebe aus. Er hing so an der Wohnung, an seinen Sammlungen und Büchern. Aber man gibt ihm keinen Urlaub.»

«Nur Ihr Kind ist wichtig», sagte die Stimme streng. «Das kriegt ja etwas weg fürs ganze Leben.»

«Als ob wir nicht alle etwas wegkriegt hätten fürs Leben, wenn wir Nacht für Nacht wie die Ratten hier unten hocken müssen», schrillte eine Frau dazwischen. Eine Hand, so schien es, legte sich mahnd auf ihren Mund.

Eva sass mit zusammengepressten Lippen, das Kinn gehoben, mit zurückgelegtem Kopf.

Auch sie – wie der Russe im Schnee. Uhlig strich sich über die Stirn. War er denn schon so weit, dass er keinen Menschen mehr mit aufwärts gerecktem Gesicht sehen konnte? Es war nach der Kapitulation von Stalingrad gewesen, dem Tag der Wende. Das konnte man nicht vergessen. Nichts war zu vergessen. Alles ist aus der Ordnung, alles läuft verkehrt. Man tötet, wo man nicht hasst, man beleidigt, wo man liebt. Er tupfte Eva die Tränen von den Wangen. Dass sie es geschehen liess, reichte aus für ein zages Glücksgefühl. Dazu ihre impulsive Geste, mit der sie nach seinem Arm griff, während erneut das Haus bebte. Das unheimlich nahe Dröhnen riss die Menschen von den Bänken hoch und zwang sie in die Knie. Kalkbrocken fielen herab, Steine polterten, Scherben klirrten.

Martin hatte Eva mit sich gerissen, Deckung suchend vor dem Luftdruck. Sie hockten eng beieinander zwischen umgestürzten Bänken und Koffern. Er stützte sie beim Aufstehen.

«Hast du dir weh getan?»

«Was hat denn das zu sagen. Wir leben ja noch.» Durch das Uniformtuch fühlte er den festen Druck ihrer Finger. Er griff nach der Hand. Vielleicht stimmte es, dass gemeinsam überstandene Gefahr Menschen zusammenschmieden vermochte. Aber es war nicht die Zeit, darüber zu sprechen. Der Luftschutzwart meldete Entwarnung und rief nach Männern, die zufassen konnten. Man musste zum Nebenhaus. Der Eingang des Nachbarkellers war verschüttet.

Eva half der Frau mit dem verstörten Kind. Im Treppenhaus war die Luft dick von Kalkstaub. Das Mietshaus gegenüber schien von einem riesigen Fallbeil aus der Häuserreihe herausgeschnitten zu sein. Auch der Vorbau des kleinen Ecklokals stand nicht mehr.

Als Eva Martin wiedersah, bedeckte eine Maske aus Russ und Mörtelstaub sein Gesicht.

In der Rothackerschen Wohnung war Eva nur das Wohnzimmer geblieben. Die Wände waren rissig, die Fenster mit Pappe benagelt. Zwei obdachlose Familien stritten sich um das Vorrecht in der Küche.

Eva zählte die Tage bis zur Abreise. Alles war dort besser – das Zimmer in der Kate am Schilfwald, das kalte Wasser aus der Pumpe, sogar die Gesichter von Hanke und der Haugk – alles schien ihr erträglicher als die steinernen Leichen dieser anonymen Strasse, das tägliche Bangen vor noch Schlimmerem. Wie hielten das die Menschen nur aus – wochenlang, monatelang?

In Wannsee, wo die Häuser lockerer stehen, von Gärten umschlossen, lebte man noch etwas ruhiger. Eva rief nach dem Bombenangriff bei Professor Leupold an. Wenn Sie mal nach Berlin kommen, melden Sie sich bei mir, hatte er im Februar gesagt. Nun, sechs Monate später, fürchtete sie, er werde sich ihrer nicht mehr erinnern. Doch im Gegenteil, er hatte eine wichtige Nachricht für sie. –

Die Besitzerin der Wannseevilla, in der er ein möbliertes Zimmer bewohnte, wurde Frau Oberst genannt. Dem Professor und seinem Gast servierte sie auf der Terrasse einen Auflauf aus Äpfeln. Eva hatte lange nicht so etwas Gutes gegessen.

Hier gab es noch keine verklebten Fenster. Die Sonne schien, aus

den Büschen leuchteten die Sterne der Dahlien, und im Steingarten blühte es gelb und violett.

«Tiefenbach rief vorgestern an», sagte der Professor, «daher wusste ich, dass Sie hier sind. Er ist auf der Insel und kommt morgen früh nach Berlin. Ich soll Sie grüssen. Freuen Sie sich nicht?»

«O ja. – Das heisst, ich hätte ihn lieber auf der Insel gesprochen. In Berlin ist es jetzt zu schrecklich.»

«Sie können sich hier treffen. Frau Oberst ist einverstanden.»

Der Auflauf schmeckte Eva nicht mehr. Mindestens seit gestern würde Hans wissen, dass man sie aus Haus Seestern ausgewiesen hatte. Martin Uhlig konnte sie Taktlosigkeiten verzeihen, doch wenn Hans sie beleidigen würde, könnte sie das nicht verwinden. Sie hatte Angst.

Leupold führte ihre Beklommenheit auf die zermürbenden Luftangriffe zurück. Sie liess es dabei. Sie hatte sich wahrhaftig nicht heldisch gefühlt und begriff die Menschen nicht, die Heim und Habe verloren und es hinnahmen wie Krankheiten. Die Bezugsscheine waren wie die Rezepte des Arztes. Was man darauf bekam, heilte zwar die Krankheit nicht aus, aber besserte sie und verhalf zum Weiterleben.

Der Professor sagte: «Der Durchschnittsmensch sieht im Krieg eine Schicksalsmacht, die Gläubigen nehmen ihn als Strafe Gottes an, die Ökonomen als natürliches Mittel, um das Potential der vorhandenen Bedarfsgüter zu reduzieren und Platz zu schaffen für den Absatz der laufenden Produktion.»

«Und was sagen die Intellektuellen dazu?» fragte Eva müde.

«Die meisten resignieren, nachdem sie als Studenten von Freiheit und Gleichheit geträumt und beides im Lebenskampf nicht gefunden haben. Sie kapitulieren vor den zweifelhaften Wahrheiten, die in den Geschichtsbüchern stehen, wonach der Krieg der Vater aller Dinge ist. Seit Heraklit. Wenn ein Fehlschluss ein paar tausend Jahre hindurch propagiert und praktiziert wird, gelangt er automatisch ins Pantheon der klassischen Wahrheiten. Er wird als Tradition heiliggesprochen. Ein klarer Kopf wie Lessing hat sich nicht gescheut, an

den Lehrsätzen des Aristoteles Kritik zu üben, aber Heraklits These verkeilt bis heute die Köpfe vieler Akademiker. Wie gesagt – es macht den Theologen schliesslich nichts aus, die Waffen zu segnen. Und die Ärzte flicken die Verwundeten zusammen, damit sie schnell wieder auf die Schlachtfelder können. Nehmen Sie den Doktor: Naturwissenschaftler, Techniker und ausgezeichneter Organisator in einem, grosszügig, unkonventionell. Er scheut nicht davor zurück, den Krieg zum Vater seiner Weltraumpläne zu machen. Der Schuss über den Kanal ist für ihn eine Vorstufe. Die Kriegsmaschine finanziert seine Generalprobe. Er ist der begabteste und gewandteste Phantast, den ich kenne. Ein bisschen phantastisch sind die meisten Physiker, aber er ist zugleich ein moderner Machiavelli. Redegewandt wird er nach dem Krieg jedem beweisen, dass er gar nicht anders konnte, als Grossraketen zu bauen. Der Zweck heiligt die Mittel. Mit keiner anderen Moral kontrolliert er seine Handlungen.»

Die Sonne verschwand hinter den Bäumen, und die Dahlien verloren ihre Farbe. Welch heuchlerische Friedlichkeit hier draussen. Es schauderte Eva vor der Rückkehr in die Stadt. Um sie ein bisschen hinauszuzögern, sagte sie: «Und die wenigen Intellektuellen, die nicht resignieren?»

«Sie fragen sehr methodisch. Was haben Sie studiert?»

«Nichts. Als mein Leben beginnen sollte, kam der Krieg.»

«Mögen Sie die Naturwissenschaften?»

«Ich bin nicht besonders begabt dafür. Leider! Mich reizt die andere Seite: die Lehre von den Menschen, die Deutung der Geschichte. Eigentlich alles, was nicht zu fassen ist mit Formeln und Berechnungen.»

«Nun – auch die Geisteswissenschaften kommen nicht aus ohne Denkschemata, also Regeln, Strukturen. Die Marxisten sind darin am konsequentesten. Zu ihnen finden übrigens viele Intellektuelle. Sie sehen in Marx' Lehre so etwas wie die Grundlagenforschung der Geisteswissenschaften. Aber das behalten Sie mal schön für sich.»

Frau Oberst kam durch den Garten mit Dahlien für den Professor.

«Ich werde den Strauss mit Fräulein Leonhard teilen, wenn Sie erlauben», sagte er.

Eva stellte die rotgelben Sterne in eine Rothackersche Vase. Das Zimmer mit den pappvernaagelten Fenstern sah dadurch weniger trostlos aus.

An diesem Abend meldete der Rundfunk nach dem Voralarm, die Verbände hätten nach Norden abgedreht. Berlin hatte eine ungestörte Nacht.

An diesem Abend verliess Marlies Hasse spät das Kasino. Sie wollte von möglichst vielen Leuten gesehen werden, wollte ein Alibi haben. Tausend Eide würde sie schwören, dass sie bereits seit sieben Uhr in einem der Nebenräume Zeitung gelesen hätte.

Von heute ab führte sie zwei Leben. Nicht nur in Gedanken, sondern in Aktion. Sie hatte zum erstenmal über den Zinnowitzer Sender gesprochen, den Jürgen Baer gerade noch hatte fertigstellen können. Am Mikrofon auf dem Dachboden kam ihr der Gedanke, dass Baer ihr zuhörte, irgendwo in seinem Versteck. Damals, am Prüfstand, hatte sie erlebt, wie er eine gefährliche Situation zu meistern verstand. Ein Zittern ihrer Stimme müsste seinen Spott herausfordern. Es gelang ihr, der Aufregung Herr zu werden. Nach der hastigen Rückfahrt mit dem Rad traf sie im Kasino ihren Vetter. Brettschneider kam von einer Besprechung mit Klemt und dem Doktor. Auch Uhlig und Tiefenbach waren dabei. Tiefenbach, der im Vorbeigehen kurz grüßte, schien abwesend, verstimmt. Ob man ihm die Sache um Eva und Baer als neuesten Inselklatz aufgetischt hatte? Am nächsten Morgen sollte er mit dem General nach Berlin fliegen. Vielleicht traf er sich dort mit Eva.

Das Schweigen fiel Marlies schwer, wenn das Gespräch auf Eva kam. Von Traude Hörselmann wurde der Fall Leontine mit Duldsamkeit vermerkt, von Henny Rosenow mit naivem Staunen und von Klemt mit Ironie.

Marlies traf auf ihrem späten Heimweg Martin Uhlig, der sich ein bisschen die Beine vertreten wollte. Auch ihn beschäftigte Evas «Ausrutscher» noch immer. Er mache sich Sorgen um sie, bekannte er. Sie verzettele sich. Ob Marlies nicht auf sie einwirken könne?

Das halbherzige Geständnis fiel ihm offensichtlich schwer, aber er schien sich keinen anderen Rat zu wissen. Merkwürdig, dachte Marlies, jeder glaubte, bei ihr mit seiner Beichte gut aufgehoben zu sein. Uhligs Anhänglichkeit rührte sie. Er würde Eva nicht so viele unruhige Stunden des Wartens und vergeblichen Hoffens bereiten wie Tiefenbach. Mit aufmunterndem Händedruck verabschiedete sie sich an der Strandstrasse. «Eva ist neugierig auf Menschen. Ich werde mit ihr sprechen. Kehren Sie jetzt um, es hat Voralarm gegeben.»

«Das hat nur in Berlin Bedeutung», sagte er.

«Gehen Sie trotzdem. Ich habe gern ein Dach über dem Kopf, wenn die Sirenen heulen.»

Die ersten Bomben fielen beim ersten Ton des Luftalarms. Uhlig vermeinte Marlies' Faltenrock noch um die Ecke wehen zu sehen. Er warf sich in den Strassengraben. Über ihm fauchte es. Als die berüchtigten Christbäume am Himmel erschienen, suchte er Deckung. Der Luftdruck warf ihn zurück, zerriss ihm fast das Trommelfell. Taumelnd erreichte er einen Splittergraben.

Labahn trieb die Nachzügler der Heimbewohnerinnen in den Schutzraum des Hauses Seestern. «Der Bumerang», murmelte er, «da haben wir ihn». Marlies sah ihn verständnislos an. Sie stützte Edith Knorr, die auf der Treppe gestolpert war. Sie befanden sich noch im Vorraum zwischen den Fahrrädern, als eine Sprengbombe einschlug.

Henny Rosenow vermochte nicht einmal mehr zu schreien. Wo eben noch Marlies mit Labahn und Edith gestanden hatte, wölkte eine undurchdringliche Masse aus Kalk und Staub.

10

Eh, General!

Die Uniform des Generals war verdreckt, stopplig das Kinn, und übernächtigt waren die Augen. Er hatte irgendwo ein Fahrrad gefunden, dessen Pedale sich noch drehten. Mit diesem innerhalb weniger Stunden selten gewordenen Fahrzeug suchte er die Siedlung zu er-

reichen. Das Ausmass der Zerstörung war ungeheuer. Selbst wenn er nur ein alter Soldat gewesen wäre, hätte sich ihm das Herz zusammenkrampfen müssen. Aber er war auch Ingenieur, er war raketensüchtig, kaum weniger als der Doktor, und im Anpeilen der Zjele sogar konsequenter als der junge Phantast.

Sein Werk! In der Nacht, noch während des Angriffs, war er zu den Prüfständen gerannt, zur neuen Montagehalle und mit einem gewöhnlichen Feuerlöscher auf einen Brandherd losgegangen, gemeinsam mit zwei Wachtposten. Wäre der Minimax eine Maschinenpistole gewesen, er hätte um sich geschossen in ohnmächtigem Zorn. Sie waren gefunden worden. Trotz aller Tarnung, aller Geheimhaltung. Und der Feind hatte zugeschlagen. Mit voller Wucht.

Der General hielt nichts von Büssfertigkeit, trotzdem war da etwas, was ihm nicht mehr aus dem Kopf wollte.

Eh, General, was hattest *du* denn vor? Wolltest *du* mit Schokoladenplätzchen schiessen? Sollte man drüben auf der grossen Insel England warten, bis die kleine Insel ihr den Ehrenschatz frei Haus liefert? Und dass man euch fand – dafür war die Voraussetzung, euch zu suchen. Das Stichwort haben eure Maulhelden selber gegeben. Sie führen die Vergeltung im Munde wie der Pfaffe den lieben Gott ...

Der General keuchte. Er kam auf der bombendurchpflügten Strasse nicht voran. Noch ehe er das VKN-Lager erreicht hatte, warf er das Fahrrad weg. Einige der Unterkünfte waren wie Streichholzschachteln zusammengestürzt. Am Eingang lagen Tote. Soldaten in unvollständigen Uniformen luden Verletzte auf einen klapprigen Lkw. Der General wusste, es gab kein Krankenfahrzeug mehr, keinen Personenwagen. Die Lkws standen bestenfalls auf hitzezerfresenen Pneus.

Versuchskommando Nord, das war des Generals Raketendivision. Sie galt als Fronttruppe. Man musste sich damit abfinden, wenn einige fielen. Er ging vorbei an den schuftenden Männern, die von ihm kaum Notiz nahmen.

Eh, General, höre! Es sind nicht nur einige. Alles in allem fehlt dir eine runde Kompanie. Es waren die kleinen Rädchen, die dafür sorgten, dass deine Maschine reibungslos lief. Du wirst es merken,

General. Das Räderwerk wird nicht mehr ineinandergreifen. Wo eine Kompanie fehlt, ist eine schwache Stelle in der Front. Sie kann zur offenen Flanke werden, die der Feind nützt, General...

In des Generals Gedanken hinein schnauzte ein Leutnant: «Gibt es denn nicht einen vernünftigen Autoschlosser mehr? Die Klapperkiste muss doch in Gang zu bringen sein!»

Eh, General, hörst du das Räderwerk quietschen ...

Er versuchte, den unbequemen Mahner zu beschwichtigen. Der Wehrkreis, das Ministerium für Bewaffnung und Munition würden Leute lockermachen. Ein paar tausend Polen oder Franzosen mehr in die Munas, die KZler besser ausgenützt, die Stalags auf Vordermann gebracht – er selber würde dem Minister und dem Oberbefehlshaber des Ersatzheeres Vorschläge unterbreiten, wie durch Kräfteaustausch Menschen für die Insel zu gewinnen seien. Auch Fronteinheiten mussten nach der Schlacht aufgefüllt werden.

Das Hauptschlachtfeld hatte der General noch vor sich: die Siedlung mit den weissen Häusern. Seit einigen Stunden gab es keine Eigenheime mehr, wo die Wissenschaftler Entspannung fanden nach anstrengender Arbeit, wo Kinder gesund aufwuchsen. Ganze Strassenzüge lagen in Trümmern. In vielen Häusern schwelten noch die Brände. Ein Kiefernast, der sich an einem glimmenden Dachstuhl entzündet hatte, sauste herab wie ein Feuervogel.

Bisherigen Meldungen nach waren zwei der leitenden Wissenschaftler unter den Opfern. Vermutlich hatte die ausgedehnte Besprechung des Vorabends einigen das Leben gerettet. Klemt und Brettschneider befanden sich glücklicherweise im Splittergraben der Versuchsstelle.

Die Barrieren aus Schutt und qualmenden Balken wurden höher, je weiter der General in die Siedlung vordrang. Aufräumtrupps aus Zinnowitz waren dabei, die Strassen frei zu machen. Lastwagen aus Swinemünde und Greifswald sollten die Verletzten zu den Lazaretten bringen.

Der General traf Stabszahlmeister Fahrland, den Werkbahnleiter und Kasinosänger. Fahrland stierte den hohen Vorgesetzten, der ihn fragte, ob nicht die Werkbahn beim Abtransport der Verwundeten

eingesetzt werden könnte, so fassungslos an, als verlange man von ihm, auf der Stelle sein Paradelied vom «Büblein klein» zu singen.

«Die Strecke ist an mehreren Stellen unterbrochen, und die Lokomotiven sind Schrott.» Es klang, als sage er in Wirklichkeit: Welchem Schuft haben wir es zu verdanken, dass man uns keine Luftschutzkeller gebaut hat? Die Splittergräben sind zu Massengräbern geworden. – Er selber hatte Glück gehabt, dass der Rückausgang des Unterstands, wo er mit seiner Familie hockte, nicht verschüttet war. «Brettschneiders Frau ist schwer verletzt», sagte er. «Klemts kleine Tochter tot. Oben auf der Düne bei den Mädchenheimen sieht es furchtbar aus.»

Den General überfiel noch einmal ohnmächtige Wut. Die Wohnsiedlung mit Bombenteppichen belegt, angegriffen wie eine Festung – das war heimtückisch, war psychologische Kriegführung. Die Verluste in den Familien gingen den Wissenschaftlern an die Nerven. Wenn auch die führenden Köpfe davongekommen waren, die Unruhe, auf der nichts wachsen konnte, würde anhalten. Der General drang vor bis zur Düne. Haus Seestern brannte noch. Neben dem Weg Zeltbahnen, unter denen sich die Konturen menschlicher Körper abzeichneten. «Wieviel Tote?»

Ein Leutnant des Löschkommandos zuckte unvorschriftsmässig mit den Schultern. «Die See spült immer noch welche an.»

«Wie kommen die Mädchen in die See?» fragte der General.

«Phosphor. Sie waren brennende Fackeln. Da sind sie ins Wasser gerannt. Aber sogar die See brannte, und die Tiefflieger konnten sie abknallen.»

Es war schlimmer, als der General noch vor einer Stunde angenommen hatte – viel schlimmer!

Eh, General! höhnte es irgendwo im Strandhafer ... Und was hastest *du* vor? Ist London keine offene Stadt? Leben dort keine Frauen und Kinder? Sollte euer A 4 nur Rüstungswerke treffen? Wer ist heimtückisch, wer? Euer neues Geschoss ist es, das den eigenen Schallwellen voraus aus grosser Höhe herabsausen wird ...

Der General stand auf der Düne. Vor ihm wurden die Mädchenleiber in eine Reihe gelegt. Hinter ihm rauchten die zerstörten Wohn-

heime. Es schwelte die Siedlung mit ihren Massengräbern, den zusammengestürzten Häusern und Splittergräben. Nach Trassenheide zu lagen die Unterkünfte der Flakhelferinnen und Bautrupps. Ausserdem das Fremdarbeiterlager. Noch war sein Überblick nicht vollständig.

Eh, General... Er drehte sich auf dem Stiefelabsatz herum. «Weitermachen!» brüllte er den Bergungstrupps zu. Und noch einmal: «Weitermachen!»

Etwa um die gleiche Zeit drangen Nachrichten von der Katastrophe zu den Berliner Dienststellen. Professor Leupold rief Eva in Adlershof an. «Fahren Sie hin», riet er ihr. «Man wird Sie brauchen. Die Verluste sollen hoch sein.»

Der Schreck nahm Eva fast die Stimme. Später im Zug dachte sie alle ihr bekannten Namen und kehrte immer wieder zu denen zurück, um die sie am meisten bangte.

Hinter Ducherow wurde das Chaotische der Situation spürbar. Wer sich nicht als Werkangehöriger ausweisen konnte, kam nicht weiter. Man hatte das Sperrgebiet bis nach Koserow ausgedehnt.

In Swinemünde wimmelte es von Soldaten, Offizieren, Sanitätern. Auf dem Weg zur Bahnhofskommandantur traf Eva den Stabsarzt. Sie war es zufrieden, sich in die Ecke des Geländewagens quetschen zu können, der voll war von Verbandzeug. Wenn sie nur weiterkam. «Im Reservelazarett Zinnowitz werden Sie wohl die ersten Bekannten finden», sagte der Arzt. Dann fiel ihm ein, dass Fräulein Leonhard noch keine Einzelheiten wissen konnte. «Haus Seestern existiert nicht mehr. Fräulein Hasse und – ja, auch Fräulein Knorr sind unter den Toten. Der alte Labahn ebenfalls.»

Eva, unfähig weiterzufragen, weinte tränenlos.

Im ausgeräumten Speisesaal einer Zinnowitzer Sommerpension fand sie unter den Leichtverletzten Traude Hörselmann und die Ru. Traude umhalste Eva mit einem Arm, der andere lag in der Schiene. «Es war entsetzlich, Lütten. Marlies – und Edith Knorr. Edith war am Abend noch so froh. Der Stabsarzt wollte sie in ein Heim bringen, wo sie in aller Ruhe ihr Kind bekommen sollte. Auch die kleine

Wini ist tot, erstickt und verbrannt, mit dem Pflichtjahrmädchen zusammen. Klemt war im Werk. Seine Frau ist mit Norbert verweist → Traude vermochte nicht weiterzusprechen.

Die Ru sah Evas angstvoll stumme Frage. «Im Werk soll der Bunker gehalten haben», sagte sie.

Der Stabsarzt musste weiter. «Wollen Sie sich erst Quartier suchen?»

«Das hat Zeit. Sagen Sie, was ich tun kann.» «Rotkreuzausbildung haben Sie wohl nicht?» «Nein, aber ich könnte trotzdem pflegen helfen.» «Wir kriegen morgen Personal. Ich wüsste etwas anderes für Sie. Wenn Sie nicht zu sehr geschockt sind, vertreten Sie auf der Generalsbesprechung die Interessen der weiblichen Belegschaft. Ja, ja, helfen Sie den Gesunden. Die haben es auch nötig.»

Eva war die einzige Frau bei der Besprechung, die der General täglich abhielt. Es war eine Berichterstattung der Einsatzleiter über Aufräumaktionen, Verwundetenversorgung und Verkehrsmittelbeschaffung. Daran schloss sich die Befehlsausgabe für den nächsten Tag. Eva nahm ganz hinten an der Wand Platz. Der General stutzte, als er sie bemerkte, zwischen den Offizieren, die über Nacht zu «Frontschweinen» geworden waren. Er gab ihr den Tagesbefehl, sich in den Seebädern östlich von Koserow nach Unterkünften für die weiblichen Angestellten umzusehen.

Die Kate am Schilfwald hatte kein Dach mehr. Eva konnte durch das ganze Haus gehen, die Türen schlossen nicht. Von der Nachbarkate her kam jemand auf sie zu: Hanna Peplow. «Ihre Wirtsleute sind nach Freest hinübergerudert. Ihre Sachen stehen bei uns. Jeder sieht zu, möglichst weit weg von der Versuchsstelle unterzukommen.»

«Aber Sie sind geblieben.»

«Ja. Man gibt sein Dach über dem Kopf nicht so leicht auf. Unseres hat diesmal noch gehalten.»

Eva ging mit zu den Peplows. In der Kammer unter dem Dach half Hanna ihr ein Feldbett aufstellen.

«Wird im Werk schon wieder gearbeitet?»

«Es wird aufgeräumt und das Gerettete zusammengetragen. Im

Archiv hat es übrigens gebrannt.» Hanna machte eine vielsagende Pause. «Dort lagen auch Personalakten.»

Eva verstand die Anspielung. «Meine auch?»

«Es liesse sich einrichten. Sie müssten dann ein paar Angaben für die Ersatzakte machen, vermutlich.»

«Ahnennachweis?»

«Viel zu schwierig mit den Urkunden. Sie waren doch im Arbeitsdienst.»

Das Feldbett stand unter der Fensterluke mit der schönen Aussicht. Jetzt war es dunkel. Eva sagte in die Stille hinein: «Ich weiss von Ihnen so wenig, Hanna. Jürgen Baer war sehr verschwiegen. Aber ich reime mir allerlei zusammen.»

«Man muss gar nicht alles wissen», kam es leise zurück. «Sie haben uns trotzdem sehr geholfen. Einfach weil Sie das Richtige gefühlt haben.»

Eva seufzte. «Mir fehlt der Mut, den Sie haben.»

Hanna verfiel ins du, ohne es zu merken. «Mach dich nicht klein. Du hast dich bewährt, als es darauf ankam. Deine Freundin Marlies hat schon bewusst gehandelt. Du bist jetzt ihre Nachfolgerin im Betrieb.»

«Nur so lange, wie alles noch so durcheinandergeht. Marlies' Vertreterin hat einen Nervenschock.»

«Vielleicht übernimmst du später Marlies' Aufgabe – bei uns. Jetzt müssen wir sehr vorsichtig sein. Seit Baers Untertauchen läuft die Abwehrmaschine auf Hochtouren. Mich sollte es nicht wundern, wenn man jetzt die Gelegenheit nützte, um verdächtige Leute abzuschieben. Wir beide sollten uns nicht zusammen sehen lassen. Und wenn du die Unterkunftsfragen klärst, such dir auch ein Zimmer, ja?»

Eva konnte lange nicht einschlafen. Der Tag war zu Ende gegangen, und sie wusste nichts von Hans Tiefenbach. Martin Uhlig sollte leicht verletzt sein.

Von lebenden Fackeln hatte sie reden hören, von Erstickten, lebendig Begrabenen, Erschlagenen, Verbrannten, Ertrunkenen, Erschossenen. Sie waren alle Tode gestorben – Marlies, Labahn, die kleine Winifred und Edith, deren Kind nicht zur Welt kommen durfte, und die vielen anderen, darunter der freundliche Mathesi.

Es quälte Eva, dass ihr letztes Gespräch mit Marlies sich nicht

mehr erinnern liess. Herzlicher Art war es nicht gewesen nach der Enttäuschung wegen des Zimmertausches. Nun war nichts mehr gutzumachen.

11 Hankes Rache

Auch im grössten Durcheinander erweist sich zuweilen der Zufall als ordnende Macht. Eva war, um ihren Auftrag erfüllen zu können, auf ein Fahrzeug angewiesen. Der Bereitschaftsdienst des Generals sei dafür zuständig, hiess es. Die Hauptwache verfügte über ein Feldtelefon. Aus dem Generalsquartier meldete sich eine Stimme, die Eva das Blut zum Herzen trieb. Anstatt stramm ihre Forderung zu stellen, fragte sie ungläubig: «Bitte, wer ist dort?»

«Der Bereitschaftsdienst.»

«Ja, ja. Aber wer spricht?»

«Tiefenbach.»

«Hier ist – hier ist Leonhard.» Der Ausdruck grösster Überraschung über den Draht ist zumeist Schweigen.

Er wählte sie noch in Berlin. – Ob er gesund sei? – Ja, im Werk sei man glimpflich davongekommen. Er habe sich in der Nähe des Boddenhauses einquartiert.

Er lebte, war gesund, wollte sie am Abend sehen – es waren noch nicht alle Träume zu Asche geworden. Im Auto, mit dem Eva über die Insel fuhr, sassen ausser Hanke, der neuerdings zwei Sterne auf den Schulterstücken trug und Stabszahlmeister titulierte wurde, die Fliegerin Carla Winter und ein kahlköpfiger Oberstabsintendant mit einem Römerschädel. Hanke trug hoheitsvolle Überlegenheit zur Schau. Am Eingang des Badeortes Bansin liess er sich mit Carla Winter absetzen.

Der Oberstabsintendant hatte unter den Bansiner Pensionen bereits eine Vorwahl getroffen. Nicht alle kamen als Unterkünfte in Frage. Viele Häuser waren nicht heizbar. Dort aber, wo er mit seinem Dienstanliegen herausrückte, gaben distinguierte Hausbesitzerinnen zu bedenken, dass die Fenster schlecht schlossen und der

Schornstein das Aufstellen zusätzlicher Öfen nicht zuliess. Ihre Prunkpaläste mit den löwenbewehrten Freitreppen, den säulengeschmückten Vorhallen, die Schleiflackzimmer in Rosa, Meerblau oder Schilfgrün, deren Seeblick im Sommer von Feriengästen der ersten Güteklasse mit klingender Münze bezahlt wurde – diese Herrlichkeiten einschliesslich verandenumkleideter Speisesäle und grosser Küchen im Souterrain sollten von Zeichnerinnen und Tippfräuleins bewohnt werden, die so wenig Lebensart besaßen, dass sie eine Heimführerin brauchten? Nicht auszudenken.

Das Getue der Pensionsdamen brachte Eva auf. Bei dem Feuerregen der Bombennacht mochten jene pharisäerhaft gebetet haben: Herr, wir danken dir, dass nicht wir es sind, die du heimsuchst. Ausgerechnet diese Besitzerinnen sahen herab auf das Heer der Mädchen, das hier leben und arbeiten musste. Gerade noch davongekommen diesmal, brauchten sie ein Dach und vier Wände.

Besonders geeignet war die Villa Stranddorn in der Bergstrasse. Von neuerer Bauart und nicht plüschüberladen, hatte sie einen gediegenen Speisesaal, gute sanitäre Anlagen, heizbare Zimmer und sogar Doppelfenster zur Seeseite, eine Seltenheit in den Sommerhäusern. Aber die Stranddorn-Wirtin war hartnäckig. Obwohl sie wissen musste, dass der Oberstabsintendant kurzen Prozess machen konnte, zögerte sie den Kontraktabschluss hinaus.

«Stranddorn ist ein widerspenstiges Gewächs», sagte der Intendant im Vorgarten zu Eva. «Ich hätte es gern im guten abgemacht. Es ist besser für die Mädchen. Mit einem gereizten Drachen lebt sich's schlecht unter einem Dach.»

Eva wäre es lieber gewesen, der Kahlköpfige hätte seine Vollmacht ausgespielt. In den anderen Häusern der Strasse gab es keine Gemeinschaftsräume. Der getäfelte Saal im Stranddorn käme drei Heimen zugute.

Der Intendant gab Eva recht, riet aber, der Dornwirtin von diesen Plänen vorerst nichts zu sagen. In der Seestrasse trafen sie Carla Winter. Sie kam aus einem der Ausweichbüros. Kein Mensch fände sich mehr zurecht, es sei deprimierend. Sie betraten die Villa Stranddorn diesmal zu dritt.

Die Dornwirtin kam die Treppe herunter, hocherhobenen Hauptes, begleitet von Hanke. «Mein Haus ist soeben vom Herrn

Stabszahlmeister für die Offiziere belegt worden», sagte sie mit süßem Lächeln.

Trocken sagte der Intendant: «Sie irren, gnädige Frau, wir hatten es bereits festgemacht.» Er wandte sich Hanke zu. «Sie wissen, dass *ich* mit der Unterkunftsbeschaffung beauftragt bin. Generell.»

«Für das zivile Personal, Herr Oberstabsintendant. Mich schickt der General persönlich», sagte Hanke.

«Ich zweifle nicht an Ihrem Auftrag. Fest steht, dass wir vor anderthalb Stunden mit der Hausbesitzerin verhandelt haben.»

«Verhandelt, aber nicht fest abgeschlossen.»

«Was für mich verhandeln heisst, wissen Sie. Sie haben inzwischen den Ort durchgekämmt und nichts Passendes gefunden. Nein, Herr Hanke, so nicht!»

Die Dornenwirtin stand mit hochrotem Kopf neben dem stattlichen Hanke, der ihr Offiziere versprochen hatte. In Eva wallte der Zorn hoch, sie konnte sich den Verhandlungston zwischen den beiden gut vorstellen: In ganz Bansin gäbe es keinen Raum, der so geeignet wäre als Speisesaal wie der ihre. Ausserdem – die behagliche Trinkstube im Souterrain. Hier könnten die Herren unbedenklich Fliegeralarme abwarten, o la la! Es wäre für die Dornenwirtin alles in schönster Ordnung gewesen, wenn nicht der angejahrte Glatzkopf sich so rückhaltlos für die ungebildeten Weiber eingesetzt hätte.

Eva nutzte eine taktische Pause der Kontrahenten für eine, wie es ihr schien, notwendige Ergänzung. «Die beiden Nachbarhäuser des Stranddorn werden mit je fünfzig weiblichen Angestellten und Arbeiterinnen belegt. Für beide Heime wird nur eine hauptamtliche Leiterin bewilligt. Alle Häuser haben mehrere Ausgänge. Die Übersicht ist also ausserordentlich schwierig. Und dazwischen das Offiziersheim –?»

Hanke lachte schief. «Grotesk, ausgerechnet von Fräulein Leonhard moralische Bedenken anhören zu müssen. Führe mich nicht in Versuchung! Fräulein Leonhard wird ganz gewiss keines dieser Häuser beziehen.»

Der Kahlköpfige beherrschte sich mühsam. Am liebsten hätte er den Stabszahlmeister sofort in die Schranken gewiesen. An die Wir-

tin gewandt, sagte er: «Sie hören morgen Endgültiges von uns. Das Haus ist beschlagnahmt.»

Im Auto herrschte Schweigen. Carla Winter liess sich auf halber Strecke absetzen. Sie wurde im Boddenhaus erwartet. Eva wäre gern mit ihr gegangen, aber noch lag die Generalsbesprechung vor ihr. «Sie lassen mich berichten», sagte der Kahlköpfige. «Ich brauche Sie nur als Zeugin.»

Das Besprechungszimmer war so voll, dass viele stehen mussten. Auf einem Schemel sass Martin Uhlig, Pflasterverbände an beiden Händen und am Kinn. Er fuhr zusammen, als er Eva erkannte.

Es war ein ständiges Kommen und Gehen. Wer seinen Bericht abgegeben und neue Direktiven empfangen hatte, empfahl sich. Ganze Abteilungen sollten in Kürze verlegt werden. Für die Zurückbleibenden hiess es, die in den Seebädern beschlagnahmten Unterkünfte aufzuteilen und bezugsfertig zu machen. Völlig ungelöst war das Transportproblem.

Der General lächelte versteckt über den Eifer des kahlköpfigen Oberstabsintendanten, der das weibliche Personal möglichst übersichtlich unterbringen wollte. Die Argumente waren einleuchtend. Die Lücken der Mädchen wurden neuerdings mit sehr jungem Nachwuchs aufgefüllt. Man konnte die lockere Hausordnung der bisherigen Wohnheime nicht aufrechterhalten. Siebzehn-, achtzehnjährige Arbeiterinnen bekam man nur, wenn man Verpflichtungen übernahm, und ältere Kräfte gab es kaum noch. Der General sah zu Hanke hinüber, dessen Sonderauftrag mit den Plänen des Kahlköpfigen kollidierte.

Hanke war in Begleitung der Maidenführerin erschienen. Seine Verlobte – neuerdings. Warum wohl mochte dieser Weiberheld gerade die Leonhard nicht? Als sie gestern in ihrem sauberen Kostüm an der Seite des Stabsarztes auftauchte, erschien sie allen wie ein Bote aus einer anderen Welt. Um sein Gesicht zu wahren, plädierte Hanke nun dafür, statt der Offiziere die KHD-Maiden in den Stranddorn zu verfrachten. Doch so weit gingen seine Befugnisse nicht. Für den General schien es an der Zeit, den Richterspruch zu tun: Die drei zusammenhängenden Häuser in der Bergstrasse bekam das

weibliche Zivilpersonal. Grund: Einsparung ausgebildeter Heimleiterinnen, gemeinsame Küche et cetera pp.

Hanke kniff die Lippen zusammen.

Als Eva die Beratung verliess, drängte sich Martin Uhlig zwischen den Stühlen hindurch. Beim Essen in der Barackenkantine erzählte er ihr von seinem letzten Gespräch mit Marlies. Der Angriff in Berlin sei nichts gewesen gegen das, was über die Insel hereingebrochen war.

Eva brachte es nicht über sich, ihn allein zu lassen. Fürs Boddenhaus war es ohnehin zu spät. Die Dienstwagen, die sie hätten mitnehmen können, waren nach der Generalsbesprechung abgefahren. Im Werkgelände gingen schon die Brandwachen umher.

Es ergab sich, dass in einem der letzten Wagen Hanke und der Kahlköpfige, beide einstweilen in Zinnowitz wohnhaft, wieder zusammentrafen. Der Kahlköpfige spottete: «Na, Kamerad, die Niederlage verschmerzt?»

Hanke spielte seinen Trumpf aus. «Es wirft nicht das beste Licht auf Sie, Herr Oberstabsintendant – gestatten Sie, dass ich mir das zu sagen erlaube –, wenn Sie sich die Argumente eines jüdischen Mischlings zu eigen machen.»

«Unsinn. Dann wäre das Mädchen nicht auf der Insel.»

«Als Vierteljüdin! Über den Kriegshilfsdienst, dazu ein bisschen Protektion, Hauptmann Hover seinerzeit, später Dr. Klemt – es lässt sich manches schaukeln, wie Sie wissen.»

«Woher haben Sie denn Ihre Weisheiten?»

«Die Maidenoberführerin hat ihr Gewissen erleichtert. Mein Appell, Beseitigung aller unsicheren Elemente, trägt Früchte.»

«Ja, wenn die Dinge so liegen.»

Hanke verschwendete kein Wort weiter. Aus dem Besiegten war ein Sieger geworden.

Als der erste Dienstwagen der Versuchsstelle am Boddenhaus eintraf, konnte Hans Tiefenbach mit Eva rechnen. Er schlenderte die Zufahrtsstrasse entlang. Ein Auf und Ab war es gewesen, den ganzen Tag. In ständigem Wechsel zwischen Herbeiwünschen und Abwehren. Evas Stimme so überraschend am Telefon – natürlich durchzuckte es ihn.

Der erste Impuls: Bitte komm! Später wurden Zweifel wach.

Eva war zu weit gegangen bei ihrer Hilfsbereitschaft für Baer, falls sie gewusst hatte! Aber natürlich hatte sie gewusst. Tiefenbach wollte sogar, dass sie gewusst hatte. Trotzdem, in der Form dieser Mithilfe hatte sie sich vergriffen. Ein einundzwanzigjähriges Mädchen gab etwas Unwiederbringliches auf, wenn es seinen Ruf verlor. Er glaubte immer, sie liebe ihn wirklich. Es gab Rügen, den Dorfgasthof. Und dann kam Baer zu ihr mit einem solchen Ansinnen –?

Wodruba gesellte sich zu ihm. Der liebenswürdige Wiener war fast schwermütig geworden. Bordschützen hatten seine Freundin umgebracht, als sie die Phosphorbrände im Seewasser löschen wollte. «Wie wenig haben wir die Stunden genützt, die wir für uns hatten», sagte er gepresst. «Manchmal haben wir uns gekabgelt, dann setzte sich jeder an einen anderen Tisch im Kasino. Bloss um den anderen zu kränken. Ich wollte sie heiraten. Sie hat mir lange nicht geglaubt. Schlawiner nannte sie mich. Erst als sie einem Brief meiner Mutter entnahm, dass ich von ihr geschrieben hatte, war das Eis gebrochen. Vorher durfte ich sie nicht anrühren. So ein anständiges Mädchen!»

In Tiefenbachs Gedanken rumorte es. Wohl war Wodrubas Anständigkeitsbegriff abgestanden, roch nach muffiger guter Stube, aber die Tiefe seiner Trauer heiligte alles. Hatte er nicht recht damit, dass man heute nicht wissen konnte, ob man das aufgeschobene Beisammensein je nachholen konnte?

Im Boddenhaus war das Schicksal Familie Klemts eines der Hauptthemen. Frau Klemt, die sich mit Norbert bei ihren Eltern aufgehoben hatte, stand nach dem Angriff vor der toten Winifred. Der Trotz gegenüber ihrem Mann schlug in Hass um. Er hatte es nicht vermocht, das Kind zu schützen. Sie war eine Frau der grossen Gesten. Sie hasste ihren Mann, sie hasste Hanke, von dem sie sich im Stich gelassen fühlte, sie hasste die Engländer, die Amerikaner, die ihr Kind getötet hatten. Sie hasste die Russen, die ihres Vaters Geschäft in der Ukraine und in Polen vereiteln wollten. Sie hasste aus ganzer Seele. Von Magdeburg aus würde sie Ausschau halten nach Aufgaben, die ihrem Können entsprachen; Aufgaben, von denen

Klemt sie zurückgehalten hatte. Ein bisschen Sportler, ein bisschen Diplomat, ein bisschen Politiker, Publizist – und nach aussen hin ein offizieller Posten!

Tiefenbach sah im Geiste die blonde Frau vor sich sitzen, ehrgeizig, lebenshungrig. Sie würde den Tod des kleinen Mädchens verschmerzen, schneller vielleicht als Klemt, der sich mit Selbstvorwürfen quälte. Sein Heim war eine Trümmer Stätte. Wohin hätte er die Frau zurückholen sollen? Die Tragödie dieser Ehe war vollendet. Ob Klemt noch immer die Meinung vertrat, es lebe sich unverheiratet besser? Jetzt, wo er wirklich mit leeren Händen dastand? Nur wer etwas besass, konnte verlieren.

Carla Winter war am Spätnachmittag aus Bansin gekommen. Evas energische Parteinahme für das weibliche Personal hatte ihr wohl imponiert, doch erst das Zwielfichtige, in das Hankes Bemerkung sie brachte, hob Eva aus dem Gros der übrigen heraus.

Tiefenbach war das Gespräch unerträglich geworden. Beim Hinausgehen fühlte er Irenes mitleidigen Blick im Rücken. Natürlich wusste sie vom Doktor, was die öffentliche Meinung von Eva hielt.

Vom Achterwasser her konnte er die Zufahrt beobachten. Er wollte Eva sprechen, bevor sie ins Haus ging. Sie war vogelfrei, musste sich demütigen lassen, wenn sie nicht zur Verräterin werden wollte. Wusste sie nicht, wie empfindlich er in diesen intimsten Dingen war? Eine seiner grossen Schwächen, gewiss. Er hätte Carla Winter eine entwaffnende Antwort geben müssen, als sie eine Skandalgeschichte witterte. Die Zuckerdose auslöffeln – wie Charlotte Löwensköld. Sobald es um das Innerste ging, vermochte er es nicht. Und Eva war in sein Innerstes eingedrungen, das wusste er um so sicherer, je öfter er ihretwegen zweifelte. Wenn man sie nur aus dieser Umgebung wegbringen könnte! Der Windkanal sollte verlagert werden, hiess es. Er nahm sich vor, mit Klemt zu sprechen.

Erst einmal war es der Doktor, dem er gegenüberstand. «Machen Sie sich reisefertig. Sie fliegen morgen nach Friedrichshafen.» Dann fügte der Doktor halblaut hinzu: «Ich hätte die Leontine gern mitge-

bracht, aber sie ging aus der Besprechung weg, gleich als ihre Sache erledigt war. Uhlig folgte ihr auf dem Fusse.» Er lachte, wie einer, dem nichts schiefgehen kann und der das Gleiche auch bei anderen voraussetzt. Trotz des langen, anstrengenden Tagewerks immer noch elastisch, begrüßte er Irene. «Segeln wir noch einen Schlag? Ich diktiere dir ein paar Briefe, dann baden wir.» Sie stahlen sich davon wie zwei Kinder, die mit Wonne ungehorsam sind.

Nicht ohne Neid dachte Tiefenbach: Was für eine glückliche Natur! Auf der fünfzehn Kilometer langen Fahrt im Fond des blauen Tatra mochte der Doktor noch mit gerunzelter Stirn über Plänen und Tabellen gebrütet und mit Flüchen nicht gespart haben. Die nächste Stunde hiess Irene. Übergang dazu – Diktat an Bord der Jolle. Für ihn gab es auf der Welt nur ein wirkliches Problem – die Raketen. Über alles andere schien er Herr zu sein.

Langsam ging Tiefenbach ins Dorf zu seiner Unterkunft. Er wusste nicht einmal, wo Eva wohnte.

Eva sah am nächsten Morgen vom Büro des Kahlköpfigen aus Hans Tiefenbach und Carla Winter das Stabsgebäude betreten. Im Rücksitz des offenen Wagens lag auf zwei Koffern ein ihr wohlbekannter Trenchcoat.

Es hielt sie nicht im Büro. Sie machte sich in einem Seitenflur etwas zu schaffen. Wie erwartet, kamen die Besucher nach einer Weile aus den Zimmern des Generals in Begleitung mehrerer Uniformierter.

Hans Tiefenbach löste sich aus der Gruppe und trat auf Eva zu. «Ich muss wieder nach Friedrichshafen.»

Sie nickte beklommen. Alles lief so ab, wie sie es befürchtet hatte. Der gestrige Abend war nicht nachzuholen. Sie wollte ihm sagen, dass der Abend dem Andenken Marlies' gehört hatte, aber sie fühlte einen schrägen Blick Carla Winters. Auch meinte sie, an ihm ein leises Unbehagen zu beobachten. «Ich werde sicher bald wieder hier sein», sagte er, da sie schwieg.

«Du hast gutes Flugwetter», presste sie schliesslich hervor.

«Carla kann man sich auch bei Gewitter anvertrauen.» Er lächelte unsicher. «Auf Wiedersehen, Ev.» Von der Tür her nickte er ihr noch einmal zu.

Am Abend dieses Tages, an dem Eva keine Arbeit glücken wollte, an dem sie gewahr wurde, dass der Kahlköpfige ihre Vorschläge äusserst kühl aufnahm, an diesem Abend sagte Hanna Peplow, sie sei beauftragt, unverzüglich Evas Personalakte abzuschliessen.

«Was bedeutet das?»

«Dass du versetzt wirst.»

«Ach so, weil der Windkanal verlegt werden soll.»

Hanna sah die neugewonnene Freundin traurig an. «Man will dich abschieben, Eva. In dem Chaos jetzt geht das von heute auf morgen.»

Am Abend dieses Tages ...

... erzählte Stabszahlmeister Hanke seiner Braut, der Maidenoberführerin, dass er Eva Leonhards Versetzung in eine Heeres-Munitionsanstalt nach Mecklenburg erwirkt habe.

... erfuhr Jürgen Baer, der sich bei einer Landarbeiterfamilie im Oderbruch versteckt hielt, von dem Grossangriff auf die Insel.

... geriet Hilmar, der Sohn der Boddenhaus-Wirtin, in sowjetische Gefangenschaft.

... erneuerte Rosemarie Klemt ihre Verbindungen zu jenen Kreisen, die ihr einst bescheinigt hatten, dass man bei ihr das völkische Denken lerne.

... verliess Steffi Schwendtmayr das elterliche Haus in Posen, um in Zukunft an Rolf Küppers' Seite zu leben. Die erste Station war Prag.

... riss Oberlehrer Hasse, Marlies' schwerkgeprüfter Vater, den Brief seines Neffen Brettschneider in Fetzen, worin es hiess, Marlies sei durch ihren Tod Dünger für eine grosse Sache geworden.

... sprach der Rundfunkmann, einstiger Gast im Boddenhaus, mit seiner wohltonenden Stimme über alle deutschen Sender und rief das deutsche Volk zum Durchhalten auf mit der Parole: «Die Vergeltung ist nahe!»

Viertes Buch

Inferno

- 1 Soldaten ohne Uniform
- 2 Der Erbgrossherzog
- 3 Stabshelferinnen
- 4 Im Offiziersrang
- 5 Rechts und links vom
Pommernwall
- 6 Im Fegefeuer

Soldaten ohne Uniform

Wollte man versuchen, sein Leben in ein Koordinatensystem zu pressen, sähe das etwa so aus: Die Grundlinie zeigt die Zeit an; die senkrechte Koordinate, die ebensoweit ins negative Feld reichen müsste wie ins positive, trüge eine Bezeichnung, für die es keine Masseinheit gibt: Erfahrung. Man kann die Summe der Bewegungen des Verstandes, des Gemütes und des Herzens weder in Millimeter-Quecksilbersäule messen noch in sonst einer gebräuchlichen Einheit.

Es war ein sehr vager Massstab, den Eva sich ausgedacht hatte, als sie im Herbst des ereignisreichen Jahres dreiundvierzig versuchte, Klarheit in die letztvergangenen Monate ihres Lebens zu bringen. Kurven und Zahlen, die ihr oft zuwider gewesen waren, erwiesen sich jetzt als Hilfsmittel. Sie liebte die Exaktheit sorgfältig mit schwarzer Tusche auf transparentem Millimeterpapier ausgezogener Kurven – von dem Tage an, da sie nichts mehr damit zu tun hatte. Das Schicksal zeigte sich liebenswürdig-ironisch. Angetan mit einem militärgrauen Kittel, hockte sie nun in einer grossen Halle der Munitionsfabrik und beschriftete Kisten. Sie presste Schablonen auf rauhes Holz und tuschte sie aus. Kalibergrössen, verschlüsselte Bezeichnungen des Inhalts, Warnungen wie: nicht stürzen, darunter ein Totenkopf. In den ersten Tagen war sie ungeschickt gewesen. Ein dicker Pinsel ist keine Reissfeder und das unbehobelte Holz kein tuschfestes Papier. Der aufsichtführende Feuerwerker machte sich lustig über ihre Buchstaben mit Fransen. Abends taten ihr Rücken und Füsse weh. Sie hoffte, der Nachschub an Kisten könne einmal stocken, aber immer verschwanden über Nacht die fertigen, und lange Reihen neuer waren eingetroffen.

Anfangs ging sie zwischen den Steinbaracken der Muna umher, als wäre sie hier nur zu Besuch. Sie folgte den verschlungenen We-

gen, fand es erfreulich, dass man den Wald nur wenig ausgeholzt hatte, und dachte, im Winter müsse es hier ganz geheimnisvoll aussehen. Sie empfand eine ähnliche Neugier wie vor Monaten in Adlershof. Kommandierung hiess so etwas. Das war eine Art Übergang. Auch die Muna konnte nur ein Übergang sein. Sie wusste zwar nicht, wohin er führen sollte, aber so, wie hier die Mädchen lebten, würde sie es nicht lange aushalten. Das Frauenlager unterschied sich kaum von dem VKN-Lager der Insel. Wer hinaus wollte, musste die Wache passieren.

Eva wohnte mit vier Mädchen in einem Zimmer: Dora, Gerda, Elfriede und Inge. Wie im Arbeitsdienst, dachte sie und verhielt sich abwartend. Aber sie war nicht mehr die Achtzehnjährige von damals, und die Munitionsarbeiterinnen waren keine Arbeitsmädchen. Als sie einmal mit Dora, der ältesten, allein im Zimmer war, bekam sie den Rat: «Schliess dein Spind ab. Inge klagt.»

Inge war die jüngste, ein dünnes Mädchen, das schielte. «Warum soll sie denn stehen?» gab Eva zurück.

«Sie weiss nichts mit sich anzufangen und hat sich das Naschen angewöhnt. Erst ihren eigenen Kunstthönig, dann geht's über unse-
ren her. Sie ist schon fast alle Stuben durch. Weil sie schielt, guckt kein Mann sie an. Das ist es eben.»

Die Schlussfolgerung war verblüffend. Eva beobachtete Dora, die sich in eine knappgeschneiderte bunte Bluse zwängte, Fingernägel polierte und Lippen färbte. Sie schien der Neuen ähnliche Talente zuzutrauen. Im Weggehen sagte sie: «Schaff dir schleunigst einen an. Sonst gehst du hier ein.»

Eva galt bald als hochnäsiger, weil sie abends nicht mit herumpro-
menierte. Schliesslich erklärte sie widerwillig, sie sei so gut wie ver-
lobt.

Nun wollten die Zimmergenossinnen Bilder sehen, wollten wis-
sen, wo er sei, wunderten sich, dass Eva kein Foto übers Bett hängte.
Bald merkten sie, dass keine Post kam. Ihre achtungsvolle Neugier
schlug um in Geringschätzung. Die Neue war eine Angeberin. Viel-
leicht war alles andere auch Angabe – dass sie in einem technischen
Büro gearbeitet hatte, dass ihr die zerlesenen Bücher nicht passten,

die von Hand zu Hand gingen, und dass sie an einer richtigen Generalssitzung teilgenommen hatte. Jetzt wollte sie aus Inge ein ehrliches Mädchen machen. Das war nicht einmal der Lagerführerin gelungen. Einfach lächerlich!

Eva litt unter den kleinen Gehässigkeiten. Sie hatte versucht, so zu leben, wie sie es gewohnt war: für sich Gedanken spinnend, Verse machend. Mit Trauer und Zärtlichkeit dachte sie an die Gemeinsamkeit mit Marlies. Es war ein Leben nach rückwärts. So verscherzte sie sich das Vertrauen der vier Mädchen vollends.

Es war bereits November, als sie sich darüber klar wurde. Wenn sie Stubendienst hatte, warfen die Mädchen mit Absicht Krümel und Papierschnitzel auf den Fussboden. Sie versteckten das Brennholz, so dass Eva mehr hereinschleppen musste als üblich. Hatte sie die Scheite dann geschichtet, holten sie das Holz hervor und warfen es durch die Stube, bis ihr Stapel zusammenfiel.

Sonnabends, wenn bis elf Ausgang war, machten sie sich einen Spass daraus, einander ihre Abenteuer zu berichten. Über die Empfindlichkeit der Angeberin, die sich die Decke über die Ohren zog, wollten sie sich kaputt lachen.

In Evas Diagramm kroch die Kurve der Erfahrungen müde am Nullpunkt entlang. So konnte es nicht weitergehen. Ende November, als die Tage am grauesten waren, raffte sie sich auf. Eine Veränderung von aussen war nicht zu erwarten.

Der Anstoss kam durch einen Brief Steffis. Sie schrieb aus Prag, wohin sie Rolf Küppers gegen den Willen Schwendtmayrs gefolgt war: Ich mache es so wie du, ich nehme mein Leben selber in die Hand. – Eva lächelte bitter. War sie nicht kläglich gescheitert an der Bosheit einiger Altersgefährtinnen? Sie ging zur Lagerführerin, sagte: «Wir müssen etwas tun. Die Mädchen sitzen abends herum, legen Karten, lesen Schmöker und reden Schweinereien.»

Die Lagerführerin hiess Elsbeth Schlegel; eine etwas gedrungene, bewegliche Person, die fast immer in Männerstiefeln ging. Um den Kopf trug sie ständig ein zum riesigen Turban geschlungenes Tuch. Ihr farbloses flaches Gesicht sah klein darunter aus. Sie redete alle Lagerbewohnerinnen mit du an. Herausfordernd sagte sie: «Ein rau-

her Umgangston ist noch lange keine Schweinerei. Die Mädchen sollen sich hier Bücher holen, soviel sie wollen.» Sie öffnete demonstrativ einen Schrank. In den unteren Fächern lagen Musikinstrumente. «Am zweiten Advent kommt eine Spielgruppe von der Truppenbetreuung. Den Mädchen wird genug geboten. Ausserdem sind sie hier, um zu arbeiten. Sie sollen zeitig ins Bett gehen. Übrigens – hat Inge wieder geklaut?»

«Nein», sagte Eva, obwohl sie entdeckt hatte, dass ihre Marmelade weniger geworden war. Aber das wollte sie mit Inge selbst klären. «Sie haben da Instrumente im Schrank. Gehören sie Ihnen?»

«Dem Lager. Kannst du spielen?»

«Leider nicht. Ich würde gern Klampfe spielen lernen.»

«Wir haben eine unter den Älteren, die kann es. Frag sie, ob sie dir's beibringen will. Walburga Freyer, Baracke zehn.»

Die Lagerführerin sah Eva kopfschüttelnd nach. Wie war die bloss hierhergeraten! Bei einer Spindkontrolle hatte man bei ihr ein längliches Ding aus Ton gesehen, mit Löchern und einem Flötenmundstück. Dazu Bücher mit Titeln, die sich in der Lagerbibliothek nicht fanden. Das Auffallendste: eine verschliessbare Schreibmappe aus rotem Leder, prallvoll. Die Neue war Angestellte gewesen, das ging aus ihrer Personalakte hervor, die im Übrigen mager war. Also strafversetzt. Sie sollte sich nur nicht so mausig machen. Vielleicht war sie selber wegen irgendeiner Schweinerei ins Rutschen gekommen.

Elsbeth Schlegel nahm sich vor, ihre Stellung als Lagerführerin nicht dadurch zu gefährden, dass sie die Vorschläge der undurchsichtigen Neuen annahm, und mochte die noch so gebildet daherreden.

Walburga, oder Burgl, wie sie genannt wurde, wohnte in einem Dreierzimmer. Sie sass klampfespielend auf dem Bettrand. Eine andere zog neben dem Kanonenofen eine Schnur zum Strümpfetrocknen. Zweistimmig summten sie das Lenau-Lied von den drei Zigeunern, als Eva hereinkam. Burgl war Rheinländerin. Ihre dunklen, spöttisch-gescheiten Augen wurden von schweren Lidern beschattet.

Das lange Haar trug sie straff zurückgenommen und im Nacken eingeschlagen. Eine auffallend gewölbte Stirn mit hohem Haaransatz kam voll zur Geltung. An den Händen, die grau und rissig waren, erkannte Eva, dass Burgl dort arbeitete, wo es am gesundheitsschädlichsten war, wo Frauen, angetan mit Holzschuhen und Lederschürzen, in der Nässe standen, wo saure Dämpfe die Luft verpesteten. Die Abteilung hiess Giftschwemme. Trotzdem schien Burgl ausgeglichen, fast zufrieden. Sie war sofort bereit, Eva die Grundbegriffe des Klampfespiels beizubringen. «Du kannst hierherkommen, meine Stubenkameradinnen stört es nicht.»

Eva sah sich im Zimmer um. «Bei mir ginge es nicht. Wir sind fünf. Und dauernd Lärm.»

«Du bist das nicht gewohnt?» fragte Burgl.

«Nein. Ausserdem habe ich Pech. Eine klaut, eine lässt ihr Brot verschimmeln, dass die ganze Bude stinkt. Die beiden anderen berichten alle acht Tage von ihrem neuen Schatz. Lautstark. Sagt man etwas, werden sie ausfällig.»

«Dann wirst du nicht das richtige gesagt haben. Kommandiert werden wir im Betrieb genug. Ich kenne die kleine Schiel-Inge. Sie hat eine Zeitlang in der Giftschwemme gearbeitet. Schlecht ist sie nicht. Es hat sich nur noch niemand richtig um sie gekümmert.»

Eva fand Burgls Feststellung anmassend. «Warum hat die Lagerführerin sie dann nicht in deine Obhut gegeben?»

Burgl war mit Eva jetzt allein im Zimmer. Unterm sachten Klängen der Saiten sagte sie: «Ich bin kein geeigneter Umgang für Mädchen, die man von der schiefen Bahn abbringen will. Deshalb haben sie mich ja in die Giftschwemme gesteckt.»

Eva platzte unüberlegt heraus: «Aber du klaust doch nicht.»

Burgl musste lächeln. «Viel, viel schlimmer. Ich habe einen Franzosen liebgehabt, einen Kriegsgefangenen. Er hat bei uns gearbeitet. Vater wurde eingezogen, ich war mit Mutter allein. Wir haben eine Wiese und einen grossen Obstgarten. Als Mutter merkte, was mit André und mir los war, hat sie André austauschen lassen und mich zur Tante nach Mecklenburg geschickt. Aber unsere Nachbarn hat-

ten Lunte gerochen; haben's dem Zellenleiter geflüstert. Mutter wurde vorgeladen. Sie hat alles abgestritten. André auch, natürlich. Schlüssige Beweise gab es nicht. Aber mir verbot Mutter zurückzukommen, aus Vorsicht. Sie sagte im Dorf, ich hätte eine gute Stellung gefunden. Pustekuchen, mir blieb nur die Muna. Im polizeilichen Führungszeugnis, das sie aus meiner Heimat angefordert haben, steht es: Dringender Verdacht auf Verkehr mit Ausländern.»

Eva fragte leise: «Liebst du André noch?»

«Ja. Ich werde ihn nach dem Krieg suchen. Und wenn ich bis in die Provence zu Fuss gehen müsste. Er ist Metallarbeiter.»

«Du bist ganz sicher, dass er dich genauso gern hat?»

Burgl sah Eva überrascht an. «Gern? Lieb hat er mich. Das habe ich hundertmal von ihm gehört, in zwei Sprachen sogar.»

«So ein Wort nützt sich ab, wenn es zu oft gebraucht wird.»

«Du bist komisch. Wer hat dir denn das eingeredet?»

Evas Gesicht verschloss sich.

Burgl empfand ihre Abwehr. Sie sagte schlicht: «Wir waren dauernd in Gefahr. Da spielt man nicht einmal mit Worten.»

Von diesem Tage an wartete Eva jeden Morgen vor der Lagerwache auf Burgl. Der gemeinsame Weg zur Muna wurde ihr ebenso wichtig wie die Übungsabende. Die Lagerführerin hatte ihr die Klampfe auf unbeschränkte Zeit überlassen. Eva musste nur versprechen, Burgl bei der Begleitung der Weihnachtslieder zu unterstützen. Der Sunnwendmann und die Hohe Nacht der klaren Sterne standen auf dem Programm für die Adventsfeier. Eva dachte an Jürgen Baers Spott über die kalte Melodie und wünschte sich sehr zu wissen, wo er sei.

Selten war sie mit Burgl allein. Aber wenn sie ohne Zeugen waren, hörten sie bald auf zu musizieren und tauschten ihre Gedanken aus. Am dritten Abend sprach Eva zum erstenmal von Hans Tiefenbach, und einige Tage später erzählte sie von ihrem Vater. Burgls Vorbehalte gegenüber der um zwei Jahre Jüngeren, die gebildeter war, fielen in sich zusammen vor der Wucht des Geständnisses. Sie

waren beide Verfolgte, hatten nur das Leben und eine Liebe zu verlieren.

Burgl fand schnell heraus, wodurch Eva sich das Vertrauen der Stubenkameradinnen verscherzt hatte. Sie schlug eine Musizierstunde in Evas Zimmer vor. Und zwar auf der Stelle. Inge machte sich gerade zum Ausgehen fertig. Ihre Taille war in einen breiten Wildledergürtel mit Kordelverschluss fest eingezwängt. Eva hatte ihn vor Kurzem vermisst, und beim Suchen war Inge eine der eifrigsten gewesen. Nun behauptete die Ertappte in naiver Unverfrorenheit, sie hätte den Gürtel soeben hinter dem Spind gefunden und wollte ihn nur mal ausprobieren. Wütend warf sie ihn aufs Bett und schlich davon.

Da hast du's, sagte Evas Seitenblick. Burgl stimmte die Klampfe.

Dora riss die Tür von aussen auf. «Heute ist Katzenmusik. Gut, dass ich was vorhabe.» Sie zwirbelte ihr Haar hoch und verschwand wieder. Ihre Freundin Gerda tat es ihr nach. Die vierte, Elfriede, blieb auf dem Bettrand hocken und schnippte etwas unschlüssig an ihren Fingernägeln herum.

Burgl fing einen ihrer Blicke auf. «Wir können noch nicht viel», sagte sie entschuldigend. «Hörst du gern Musik?»

«Ja», sagte Elfriede, «anständige Schlager schon.»

Burgl lächelte und zupfte etwas von blauer Mondnacht.

Elfriede summite mit. Dann wünschte sie sich dies und das. Sie vergass über der Musik tatsächlich das Ausgehen, das bei den meisten nichts anderes war als ein Herumstreunen, ein Auflauern der Feuerwerker, die am Frauenlager vorbei mussten, wenn sie aus den Dorfkneipen oder von Güstrow zurückradelten. Eva hörte später, als sie sich zum Schlafen eingerollt hatte, wie Elfriede mit den anderen flüsterte. «Die Freyern kann fast alle Schlager.»

Ein andermal kehrten Eva und Burgl wieder überraschend im Fünferzimmer ein. Die Mädchen sassen um den Tisch und nähten. Ein Bild einträchtiger Emsigkeit. Offenbar erleichtert, dass es niemand von der Lagerleitung war, sagte Dora: «Wenn ihr uns nicht verpeift, könnt ihr ein bisschen Musik dazu machen.»

Burgl guckte demonstrativ in eine andere Richtung. «Wir haben nichts gesehen.»

Die Mädchen waren dabei, aus einer Wehrmachtdecke eine lange Pumphose zu schneiden. An jedem Hosenbein nähte eine. Gerda schnitt Bund und Taschen zu, Inge stichelte am Untertritt des Seitenschlitzes. Eine Gemeinschaftsarbeit im edelsten Sinne. Eva erinnerte sich, dass Gerda kürzlich geklagt hatte, ihre Trainingshose sei nur noch ein Lumpen, für eine neue reiche die Punktkarte nicht und ihr Antrag auf Bezugsschein sei abgewiesen worden. Sie arbeitete in einer zugigen Halle und fürchtete sich vor dem Winter.

Später, auf dem Weg zu Burgls Baracke, sagte Eva: «Eigentlich ein starkes Stück. Die Kante mit der eingewebten Schrift haben sie geschickt herausgeschnitten.»

Burgl verteidigte die Näherinnen. «Dass wir hier Granaten drehen müssen, ist erst recht ein starkes Stück. Die uns dazu zwingen, verbieten mir, André zu lieben. Ich möchte noch ganz anderes tun als Decken zerschneiden. Marmelade in die Bomben – zum Beispiel.»

«Es gibt Leute, die tun so etwas Ähnliches.»

«Ich habe davon gehört. Wenn sie geschnappt werden, kommen sie ins KZ. Soviel Mut hätte ich nicht.»

«Glaubst du, dass immer die gute Sache siegt?»

Burgl nickte hoffnungsvoll, war sich aber nicht recht sicher.

«Dann wäre es im Leben wie im Märchen», sagte Eva.

2

Der Erbgrossherzog

Anfang Dezember gab es kalte, windige Tage. Eva zog zur Arbeit die beiden Pullover, die sie besass, übereinander, nachdem sie eines Abends nicht wieder warm geworden war, trotz heissen Tees am warmen Ofen. Sie sagte Burgl ab und ging nach dem Abendessen sofort zu Bett, mit Skihosen und Wollsocken. Aber die Erkältung hatte sich schon eingenistet, ihre Mandeln schwellen an. Gerda mel-

dete es der Lagerführerin. Elsbeth Schlegels derbe Stiefel stampften bald danach durch die Baracke. Eine Helferin vom Krankenrevier begleitete sie.

Eva, den Hals umwickelt, wärmte sich neben der offenen Ofenröhre und trank Tee. Die Lagerführerin sah sie argwöhnisch an. «Übermorgen ist Adventsfeier. Wirst du spielen können?»

«Ich gehe ja arbeiten», sagte Eva.

Die Helferin legte ein Röhrchen auf den Tisch. «Fleissig gurgeln.»

Von der Tür her sagte Elsbeth Schlegel streng: «Wenn du nicht spielen kannst, kriegt die Klampfe jemand anders. Sie ist Lagereigentum.»

«Ich spiele.» Eva war total heiser.

Am nächsten Abend zur letzten Probe merkte Burgl ihr an, dass sie Fieber hatte. «Du musst ins Bett.»

«Damit die Schlegel mir die Klampfe wegnehmen kann? Den Triumph gönn ich ihr nicht.»

Die Adventsfeier wurde für Eva zur Qual. Sie hatte beim Klavier ihren Platz neben dem tannengeschmückten Podium, vor dem die Gäste sassen. Die Lagerführerin, ausnahmsweise ohne Turban und Stiefel, das dünne Haar kunstvoll in Löckchen gewirbelt, residierte als Gastgeberin. Zu ihrer Rechten sass der Chef der Muna, ein Oberstleutnant, «das lange Handtuch» genannt. Ein eckiger Kopf mit zu kleiner Nase auf einem hageren Körper. Zahlmeister und Feuerwerker in verschiedenen Diensträngen schlossen sich an. Am Klavier sass ein Oberfeuerwerker.

Eva hatte seinen Kopf gerade vor sich. Die kurzgeschnittenen Haare standen widerspenstig nach oben, als wollten sie über dem mühsam gezogenen Scheitel zusammenschlagen.

Wie Strandhafer auf der Düne. – Eva erappte sich an diesem Abend mehrfach dabei, dass sie ganz abwegiges Zeug dachte. – Eigentlich müsste doch Baer am Klavier sitzen. Warum sass er nicht dort? Ach, er konnte ja das Lied von der Nacht mit den kalten Sternen nicht ausstehen.

Burgl stiess sie in die Seite. «Nummer drei, G-Dur.» Evas Finger waren schwerfällig wie wandermüde Füsse. Nach Nummer drei

durften sie ausruhen, bis der Strandhaferkopf den Auftakt zu Nummer vier anschlug.

Elsbeth Schlegel hielt eine Rede. Sie sagte etwas vom fünften Kriegsweihnachten und vom Jahr der Bewährung. Auf uns verlassen können – kam ebenfalls vor. Nach ihr stand das lange Handtuch auf. Aber irgend etwas stimmte nicht. Er stand verkehrt – er stand ja – Eva fühlte, wie ihr die Klampfe entglitt. Sie wollte sie halten, doch da war ein Hindernis

Als sie wieder zu sich kam, lag sie in der Krankenbaracke. Der Kopf brummte ihr. Die Rotkreuzhelferin kontrollierte den Puls. «Sie sind vom Stuhl gekippt. Ein Glück, dass Sie nicht auf die Klavierkante gefallen sind.»

Eva konnte sich an nichts erinnern.

«Vor der Rede des Chefs ist es passiert. Fräulein Schlegel war es sehr peinlich.»

Burgl kam täglich, obwohl sie sich in den ersten Tagen der Angina-kranken nicht nähern durfte. Evas Bett stand in der Reihe ganz ausen. Als die Ansteckungsgefahr vorüber war, konnten sie ungestört miteinander sprechen.

Evas Grossmutter hatte einen sehnsuchtsvollen Brief geschrieben. Die neue Schwiegertochter würde Weihnachten nicht dasein. Eva sehnte sich nach Langenbrück. Doch der Arzt verbot eine so lange Reise. Burgl war über die Festtage von ihrer Tante eingeladen und kam sich der Freundin gegenüber recht treulos vor.

Ihr Gespräch wurde unterbrochen. Die Dielen knarnten unter dem Langstiefelschritt der Lagerführerin. Begleitet von der Rotkreuzhelferin und einer gepflegt aussehenden Frau in brauner Pelzjacke, steuerte sie auf Evas Bett zu.

Burgl erhob sich vor Überraschung. «Die Sekretärin vom langen Handtuch», flüsterte sie Eva zu.

Elsbeth Schlegel postierte sich am Fussende. Die Arme auf das Eisengestell gestützt, betrachtete sie neugierig die Patientin.

Eva hielt dem zudringlichen Blick widerwillig stand. Nach ihrem Ohnmachtsanfall hatte die Schlegel sofort die Klampfe konfisziert.

Was mochte sie jetzt über die Munitionsarbeiterin Leonhard erfahren haben? Reichte Hanks Arm bis hierher?

Die Chefsekretärin entnahm einer Mappe einen maschinengeschriebenen Halbbogen. «Kennen Sie Doktor Tiefenbach?»

Eva richtete sich auf. «Was ist mit ihm?»

Die Sekretärin blieb sachlich. «Wissen Sie auch, wo er arbeitet?»
«In Friedrichshafen.»

Jetzt erst wandte sich die Sekretärin der Lagerführerin zu, offenbar voller Genugtuung. Dann erklärte sie Eva betont freundlich, Doktor Tiefenbachs Telefongespräch sei fälschlich zum Herrn Oberstleutnant gelegt worden. Es sei allerdings auch noch nicht vorgekommen, dass Gespräche aus so grosser Entfernung für ein Gefolgschaftsmitglied bestimmt waren. Zumal über Dienstleitung! Herr Doktor Tiefenbach habe also mit dem Chef selbst verhandelt, wegen Urlaub für Silvester. Eigentlich bestehe ja noch kein Anspruch, aber der Chef habe drei Tage bewilligt, dazu den Neujahrstag. Die Sekretärin reichte Eva den Aktenvermerk über das Ferngespräch. «Hoffentlich sind Sie bis dahin auskuriert. Alles Gute, Fräulein Leonhard.»

Eva fühlte während dieser Ansprache die runden, flachliegenden Augen der Lagerführerin unverwandt auf sich gerichtet. Stärker als Überraschung und Freude war der Gedanke in ihr: Gleich wird sie sagen: Ich habe die Leonhard zum Lagerdienst eingeteilt. Der lauernde Blick Elsbeth Schlegels wurde ihr unerträglich. Nach kurzem Dank an die Überbringerin schloss Eva die Augen. Am Knarren des Bettgestells merkte sie, dass die Lagerführerin endlich die Last ihres Körpers vom Fussende nahm.

Nur Burgl war hinter dem Bett stehengeblieben. Sie liess der Freundin Zeit. Als sie Tränen unter den Lidern hervorquellen sah, sagte sie: «Freust du dich gar nicht?»

Eva kehrte von einer weiten Gedankenreise zurück. Sie war auf der Oie gewesen, auf Rügen, im Boddnhaus – auf all ihren gemeinsamen Inseln, von denen sie sich in den letzten Monaten eingeredet hatte, sie seien für sie versunken wie Vineta, die Stadt auf dem Mee-

resgrund. Nun winkte Hans Tiefenbach von irgendeinem Gestade, an irgendeinem Tage, an dem es ihm einfiel, sich ihrer zu erinnern, und sie hatte glücklich darüber zu sein. *Er* gab das Zeichen, *er* traf seine Wahl. Er, er, er – der Mann! Ist das nicht unwürdig? hatte die Ru gesagt. Was sind wir für ein klägliches Geschlecht!

Burgls Hand schloss sich um Evas Finger. «Du freust dich ja doch. Es kam nur zu plötzlich. Kann ich irgend etwas für dich tun?»

Ein Telegramm abzuwarten, das war vorläufig alles.

Ein Hotel, das Zum Erbgrossherzog heisst, ist in einer Kleinstadt immer das erste am Platze. Dementsprechend sind die Zimmerpreise. Einer Munitionsarbeiterin erscheinen sie international. Der Empfangschef stutzt, seine Feder scheint sich zu sträuben bei der Eintragung in die Gästeliste. Eins der bestellten Zimmer ist ein Doppelzimmer und natürlich teurer. Ob das Fräulein dann auf das Einzelzimmer lieber verzichten wolle? – Nein? Also dann bitte: Anzahlung ist erwünscht.

Eva zählte oben in dem schmalen Einzelzimmer ihr Geld nach. Lieber würde sie den letzten Groschen drangeben als Hans Tiefenbach in einem Doppelzimmer erwarten. Und wenn er nicht kam? Reichte es überhaupt? Zwei Tage, länger würde sie hier nicht bleiben. Dann kam er auch nicht mehr, dann hatte sie zuviel von ihm verlangt.

Als Weihnachten sein Telegramm eintraf, dass er sie am 29. in Braunlage im Harz erwarte, war sie noch in Nachbehandlung beim Lagerarzt. Er schrieb sie zum 27. bedingt gesund. Ihm tat sie offensichtlich leid. «Lassen Sie Ihren Freund doch herkommen», riet er.

Im Büro der Lagerleitung wagte Eva ihr Reiseziel kaum auszusprechen. Elsbeth Schlegel kanzelte sie gehörig ab. «Knapp aus dem Bett und dann eine halbe Weltreise. Das wäre was. Dauernd liegt ihr auf der Nase, und wer macht eure Arbeit? Wir haben totalen Krieg. Zum Musikmachen und für Liebschaften ist nur am Rande Zeit.» Den Urlaubsschein stellte sie für den Kreis Güstrow aus. Um jeder Erwidierung zuvorzukommen, sagte sie bissig: «Dass in eurem Zimmer eine Decke zerschnitten wurde, hast du natürlich nicht ge-

sehen. Gerda hat sich Hosen draus gemacht. Ihr seid schlimmer als die Polacken.»

Eva wollte in der ersten Enttäuschung zum Oberstleutnant gehen und sich beklagen. Aber die Lagerleiterin würde die Sache mit der Decke hochspielen, sie zur Hehlerin stempeln, und das Wohlwollen des Muna-Chefs wäre vertan. Bald nach dem Besuch der Sekretärin war ihre Versetzung in eine andere Abteilung beschlossen worden. Nicht in die zugige Halle zurück! Da blieb kein anderer Ausweg, als Hans Tiefenbach zu telegrafieren, dass sie aus Gesundheitsgründen nicht reisen könne und ihn in Güstrow erwarte.

«Es kommt nur das erste Hotel in Frage», bestimmte Burgl. Über die Telefonistin, eine Güstrowerin, liessen sie Zimmer bestellen. Seit das Wiedersehen mit Hans in Frage gestellt war, wusste Eva erst, wie sehr sie es herbeisehnte. Ihren Zorn auf die Schlegel suchte Burgl zu beschwichtigen. «Du stellst ihn eben auf die Probe. Wenn er dich liebt, fährt er auch ein paar hundert Kilometer weiter.»

Nun lief sie bereits, diese Probe. Es war der 29., und die Muna-Arbeiterin Leonhard verfügte über zwei Hotelzimmer mit Zentralheizung, fliessendem Wasser und weissem Zimmertelefon, wie im Kino. Sie ging umher, schaltete das Licht an, über dem Spiegel, neben dem Bett, an der Couch. Sie wartete. Der nächste Zug, mit dem er kommen konnte, traf in zwei Stunden ein. Sie beschloss, sich die Stadt anzusehen, trotz des nasskalten Wetters. Vielleicht war es in Braunlage trockener, und die Bergluft hätte ihrem Hals gutgetan. – Sie ging schnell am Hotelrestaurant vorbei. Wenn er zum Abendessen noch nicht da war, musste sie hineingehen, so peinlich es ihr war. Sie meinte, jeder sehe ihr an, wie sehr sie warte.

Der Hunger trieb sie bald ins Hotel zurück. Sie bestellte Goldschnitten, Weissbrot in Ausbackteig mit Zimtzucker bestreut. Ihre Fleischmarken sparte sie. Falls er doch noch käme. Morgen früh würde sie die Zimmer kündigen. Hoffentlich verlangte das Hotel keinen Zahlungsausgleich.

Zum nächsten Zug ging sie nicht wieder. Es war zu schrecklich, das Warten. Alle Züge hatten Verspätung. Aus dem vorigen war ein

Leutnant der Betriebsüberwachung ausgestiegen, der oft in ihre Kistenhalle kam. Er ging grinsend an ihr vorbei. Eine Muna-Arbeiterin grüßte man ja nicht. Im Werkgelände nahm sie es hin, auf dem Bahnhof ärgerte sie die Nichtachtung.

Wenn mich hier nur niemand warten sieht! – Es ist unwürdig, sagte die Ru. – Eva las im Völkischen Beobachter, es habe durchaus nichts zu bedeuten, dass die Russen ihre eigene westliche Staatsgrenze erreicht hatten. Im neuen Jahr würden ihre Offensiven vergolten werden, mit ungeahnter Härte. – Es ist wirklich unwürdig. Was für ein klägliches Volk, nein, Geschlecht, hatte sie doch gesagt, die Ru. – Man konnte sich schwer konzentrieren bei der Radiomusik. Wieviel Kilometer lag die russische Grenze eigentlich von Posen entfernt? Was wohl Schwendtmayr dazu sagen mochte? Der Völkische Beobachter kündigte den Einsatz der Wunderwaffen für die allernächste Zeit an. – Es ist total unwürdig. Das Volk wartet. Warten ist unwürdig, es reibt auf, es macht krank.

Sie wurde ans Telefon gerufen. Viel zu hastig legte sie die Zeitung weg. Die fiel unter den Tisch, und der Kellner hob sie auf, mit missbilligendem Blick.

Burgl wollte wissen, ob er gekommen sei. Eva antwortete ziemlich kurz. Ihre Enttäuschung teilte sich der Freundin mit. Die legte auf. Verstimmung auf beiden Seiten. Wenigstens nutzen will ich, was ich bezahlen muss, dachte Eva, ging in ihr Zimmer und schaltete sämtliche Lampen ein. Sie stellte die Schuhe vor die Tür und breitete ihr Toilettenzeug auf der Glaskonsole aus. Dabei dachte sie unablässig: Er kommt nicht, nein, er kommt nicht. Er hat sich in den Kopf gesetzt, Ski zu laufen. Sicher hat der Harz Schnee. – Es wäre hübsch, wenn sie dabei wäre, wird er denken, sie ist unterhaltsam. Aber was soll er mit ihr, wenn sie kränklich ist? Güstrow liegt bekanntlich unter dem Meeresspiegel, da regnet es, während es anderswo schneit. – Ich bin nicht enttäuscht, o nein. Ich habe dich getestet, Hans, und du hast nicht bestanden. *Du* bist hereingefallen, nicht ich. Ich spiele Charlotte Löwensköld, jawohl, ganz ohne dich. Eine Muna-Arbeiterin im Erbgrossherzog, erstes Hotel am Platze, mit weissem Zimmertelefon. Schade, dass ich den Apparat nun nicht benutzen werde,

weil ja dein Doppelzimmer leer bleibt. – O doch, ich will ihn benutzen! «Schicken Sie das Zimmermädchen, ich möchte ein Bad.»

Sie fragte sogar nach Badetabletten, Fichtennadel, doppelt stark. Das Zimmermädchen brachte, was vorhanden war, dienstwillig. Anspruchsvolle Gäste zahlen gute Trinkgelder. Dann sah sie das Handtuch auf dem Badeschemel, grob, vergraut, waschecht aufgedruckt in der oberen Ecke das Kürzel der Muna. Die Badetabletten kollerten Eva vor die Füße. Als sie begriff, dass der Wäschestempel sie verraten hatte, war sie schon imstande, darüber zu lachen. Natürlich würden ihre Schuhe vor der Tür ungeputzt bleiben. Macht nichts. Das Mädchen kannte Charlotte Löwensköld nicht.

Eva badete mit Behagen. Das Wasser war durchsichtig grün, nicht sonderlich warm, aber das lag am Kohlenmangel.

Sie versuchte, aus der Tonseife Schaum zu entwickeln. Wenn er jetzt käme, fände er ein Luxusgeschöpf vor, in einer Wanne aus grüner Jade. Es ist zum Heulen komisch. Nein, ich wollte ja lachen. Haha-ha! – Wie heißen doch die Berge um Braunlage? Wurmberg, Brocken. Burgl hatte einen alten Atlas im Spind, weil sie ab und zu Frankreich betrachten musste. Oh, es war schon eine Schweinerei. Die Schlegel, man müsste sie –!

Das weiße Telefon läutete in der Nacht, zaghaft, als entschuldige es sich für die Störung. Eva fuhr aus leichtem Schlaf auf. Wenn er es jetzt nicht war, dann half kein Theaterspielen mehr, dann konnte man nur noch heulen, und wenn das ganze Bett wegschwamm.

Seine Stimme klang fern, obgleich er im Hause war. Der Portier hatte ihm berichtet, dass sie den ganzen Tag gewartet habe. Wenigstens gute Nacht wollte er ihr wünschen. Ihr Telegramm wurde ihm nach Braunlage geschickt. Er war etwas früher hingefahren. Übrigens, die Zugverbindungen – miserabel. Er sei todmüde. Auf morgen denn! – Die ferne Stimme schwand.

Keine fünfzig Schritt bis zu ihm! Aber er hatte nicht gesagt: Komm! Auf morgen denn – Eva umklammerte ihr Kopfkissen. Er war da, alles andere war unwichtig.

In den nächsten Tagen wurde alles wichtig, jede Geste, jedes Wort.

«Ich schenke den Kaffee ein.»

«Lass mich das machen. Bestreich mir lieber die Brötchen. Beide Butterkugeln auf eins, auf das andere nur Marmelade.»

Der Kellner lächelte, der Empfangschef war überaus höflich. Der Völkische Beobachter hing im Klemmstock am Haken. Die Stimme, die durch das weisse Telefon in der Nacht zu ihr gedrungen war, hatte für Eva die Welt verändert.

Telefon! Sie ging und liess sich mit der Muna verbinden. Burgls Mitfreude – auch die war wichtig.

«Hast du deine Freundin gesprochen?» fragte Hans.

«Nein, nur in der Vermittlung Bescheid gesagt. In der Giftschwemme gibt es kein Telefon.»

«Ist sie Arbeiterin?»

«Ja, genau wie ich.»

«Du arbeitest nicht im Büro?»

«Keine Spur.» Eva fand sein erstauntes Gesicht fast komisch. «Ich beschrifte Kisten. Aber weil ich einmal Rechnerin war, oder vielmehr, weil ich einen so vornehmen Freund wie dich habe, bin ich dem Chef aufgefallen und darf nun Pulver abwiegen, milligrammgenau, und in seidene Beutelchen füllen.»

«Du spottest. Es fällt dir doch nicht leicht.»

«Ich spotte, weil ich nicht wusste, dass du nichts wusstest. Wenn man von einem Hanke abgeschoben wird, kann man nicht auf einen bequemen Bürostuhl rechnen.»

Er betrachtete sie ernst, nahm ihre Hände, die rissig waren von der Kälte und grau durch Farbe und Terpentin.

Sie wehrte sein Bedauern ab. «Ich habe in den letzten Monaten viel gelernt. In einem meiner Kinderbücher stand über die Buchheldin, dass der Weltkrieg auch die letzten Schlacken ihres Charakters getilgt hätte. Das ist reiner Humbug. Der Krieg macht die Menschen schlechter, nicht besser. Jeder will noch einen Zipfel vom Leben erhaschen. Sie schießen alle Männer tot, sagen die Mädchen in meiner Bude. Für uns bleiben sowieso keine übrig zum Heiraten. Das reden ihnen die Feuerwerker ein, um sie gefügig zu machen. – Ach,

es ist mir zuwider, davon zu sprechen. Sag mir lieber, tut es dir sehr leid, dass du nicht in Braunlage bist?»

Er hatte sich mit seiner Pfeife beschäftigt, angelegentlich. Jetzt legte er sie weg. «Ich wollte mein Wort halten, darum schlug ich Braunlage vor. Silvester – du weisst doch, wir wollten es in den Bergen erleben, wo uns keiner kennt. Ich hätte dich gern auf Skiern gesehen. Aber es wäre jetzt zu anstrengend für dich. Sicher ist auch Güstrow ganz hübsch. Wollen wir es entdecken?»

Es soll keiner kommen und behaupten, Güstrow sei in den letzten Kriegsjahren ungeeignet gewesen als Treffpunkt für junge Paare. Da sind der Dom, die stille Strasse, das Schloss und der breite Anlagen-gürtel mit der Wildfütterung. Am Markt gab es ein Lokal mit Rundbogentür und getäfelten Nischen, in denen man unbehelligt blieb vom Kommen und Gehen der übrigen Gäste. Sie assen Kartoffelpuffer, dazu Preiselbeeren, richtig in Zucker eingelegt. Und der Wirt, der sie zuvorkommend bediente, versprach ihnen zum Silvesterabend eine Flasche Wein.

Dann kamen sie an einem Antiquitätengeschäft vorbei, durch dessen Schaufensterscheiben sie tief in den Laden blicken konnten. Plötzlich fühlte sich Eva sanft durch die Tür geschoben. Als sie herauskamen, war sie Besitzerin einer nordischen Basslaute.

Im Erbgrossherzog prüften sie das Instrument. Vom Umfang her ein Monstrum aus altersdunklem Holz, mit Schnitzereien und Intarsien verziert. Der Hals schlängelte sich über dem Wirbelkasten in zweimaliger Windung empor zu einem weiteren Wirbelkasten, der fünf Saiten hielt. Vom Griffbrett abgespreizt, trafen diese am unteren Saitenhalter wieder mit den Grundsaiten zusammen.

Eva war die leichte flache Klampfe gewohnt. Etwas unsicher wendete sie das bauchige Ungeheuer mit dem anspruchsvollen Namen hin und her. Hans lag ausgestreckt auf der Couch. «Bei falschen Tönen schlafe ich sowieso ein. Du kannst die Orgel ruhig ausprobieren.»

Wenn man die nordischen Nebensaiten fürs erste links liegenliess, unterschied sie sich kaum von der Klampfe, stellte Eva fest. Die Resonanz war grossartig.

«Zufrieden?» fragte er.

«Ich beginne mich mit ihr anzufreunden. Sie war sündhaft teuer, nicht wahr?»

«Und ob. Wir könnten das Einzelzimmer kündigen, um etwas einzusparen. Aber Gnädigste wollen ja nicht. Von wegen der Leute.»

Sie zögerte. Kam zu ihm. «Es ist wegen des weissen Telefons. Wir könnten es doch sonst nicht benutzen.»

Er umklammerte ihren Kopf, um sich ihren Dank zu holen. «Was wirst du heute abend hineinsagen?»

«Fragen werd ich: Sind der Herr wieder todmüde?»

«Ich werde auf diese Frechheit nicht antworten, sondern ganz zart, aber eindringlich genug, dass du nicht widerstehen kannst, fragen: Kommst du? Oder soll ich...? Und was sagst du darauf?»

«Das verrate ich nicht. Wozu sonst noch das Telefon!»

Ihr Mund gab ihm den erwarteten Dank. Für jede Saite, jeden Schnörkel und für den nordischen Schlangenhals extra. «Es ist übrigens schon das zweite Musikinstrument, das du mir schenkst.»

«Lebt die Okarina noch?»

Sie nickte. Alles, jede Phase lebte noch, was sie beide anging. Aber da war noch viel Unausgesprochenes.

Er brauchte ein bisschen Anlauf, begann von seiner Arbeit zu berichten und von gemeinsamen Bekannten. In Friedrichshafen war er nichts weiter als ein wissenschaftlich gebildeter Organisator. Es gab ständig Auseinandersetzungen mit dem Betriebsleiter, der vom A 4 nur so viel wissen wollte, wann es reif zum Einsatz sei. Die Offensiven der Russen beunruhigten das OKH offenbar stärker als der Luftkrieg. Wie der Doktor das jahrelange Antreiben aushielt, war ihm ein Rätsel. Materialeinsparungen ausknobeln, hiess jetzt die Parole. Am liebsten würde man den Stahlmantel des A 4 durch Eisenbeton ersetzen, wie es ein Statiker vorschlug. Aber dafür müsste man einen völlig neuen Entwicklungszweig aufbauen, zeitraubende Versuchsreihen beginnen. Um die Feindaufklärung zu täuschen, wurde das Versuchsschiessen neuerdings nach Heidelberg, einem SS-Übungsplatz in Polen, verlegt. Man hoffte, beim Über-Land-Schiessen die Fehlerquellen leichter zu finden. Trotz aller Rück-

schläge behielt man nämlich das Programm bei: Ausstoss von monatlich dreihundert einsatzfähigen A 4-Geräten. Um jeden Preis. Der Doktor hatte sich restlos verkauft.

Carla Winter ritt wieder ihr Steckenpferd. Die sicherste Gewähr, dass vom aufgewendeten Material nichts vergeudet würde, biete das bemannte Torpedo, die Gleitbombe, die bis ins Ziel gelenkt wird. Carla war dabei, todesmutige Leute um sich zu scharen.

«Der Mensch ist also weniger wert als das Material», sagte Eva erschauernd.

«Er ist Material. Eins, das nachwächst», sagte Tiefenbach. «Was mir auffällt: Solange ein Soldat noch die geringste Chance hat, mit dem Leben davonzukommen, nimmt er das hin. Die Panzerschützen, die als Keil in die feindliche Front hineinstossen, haben den Funken Hoffnung, durchzukommen. Der winzige Funke steht ihnen zu, er ist für den Soldaten das wichtigste Marschgepäck. Jede Kugel trifft ja nicht – ein dünner Trostfaden. Aber sobald der zerreißt, sobald der Hoffnungsfunke im Soldatengepäck gelöscht wird, ist es aus. Der Schritt ist ganz gering. Jeder Jagdflieger weiss: Eine Sekunde unkonzentriert, und er ist dran. Er wird alles tun, das Dran-Sein zu vermeiden. Der Mann im Torpedo hat die Chance nicht. Sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen ist das einzige, was ihm bleibt. Für Carla fängt hier das Heldentum an. Sie hat sich eine Definition des sinnvollen Todes ausgedacht.»

Eva sah die kleine Frau mit dem kurzen Haar und den energischen Bewegungen vor sich. Wie sie Hanke im Kasino Paroli bot: Warum soll eine Frau nicht fliegen? Wir können auf die Nase fallen, die ist nicht zerbrechlicher als eure. Wir haben zwei Beine, um wieder aufzustehen, wie die Männer. Hier oben, Carla hatte sich an die Stirn getippt, reicht's bei uns allemal noch, und Fingerspitzengefühl könnt ihr uns Frauen wohl kaum absprechen. Wenn ihr Männer uns aber nicht mehr angucken mögt wegen ein paar Schrammen oder einer zusammengeflickten Backe, dann bleibt uns gar nichts anderes übrig, als in die nächste Maschine zu klettern und wieder aufzusteigen.

Sie fand damit viel Beifall. Auch bei Eva. Die Pilotin hatte den

Seufzer der Ru: Was sind wir für ein klägliches Geschlecht! längst hinter sich gelassen. – Aber wohin führte sie ihre Befreiung? Wollte sie härter sein als die Männer? Kühner? Mitleidloser? «Was steht eigentlich hinter Carla?» fragte Eva. «An was glaubt sie?»

«An Deutschland, meint sie.»

«An was für ein Deutschland?»

«Die Frage gibt es für sie allenfalls aus dem Gesichtswinkel des Fliegers.»

«Was ist das für eine Vaterlandsliebe – aus der Vogelschau!»

«Immerhin – die Perspektive ist reizvoll. Man sehnt sich niemals stärker nach einem Waldspaziergang, nach grünen Wiesen, nach dem Waten im kühlen Bach oder nach einem weissen Haus am See, als wenn man zweitausend Meter darüber schwebt und weiss, dass man niemals dort einkehren kann. Die meisten Flieger sind Romantiker. Carlas Härte kommt aus einem überkompensierten Gefühl für das Land, in dessen Auftrag sie fliegt. Sie möchte es weit und gross sehen.»

«In Wahrheit kennt sie darin nur die Flughäfen», ergänzte Eva, «und bleibt eine ewig Sehnsüchtige.»

«So ist es. Du brauchst sie nicht zu beneiden.»

«Doch. Sie darf mit dir zusammenarbeiten.»

Er lächelte fast schuldbewusst. «Wir sitzen manchmal im Kasino beisammen. Dann vergesse ich, ihr Feuer für ihre Zigarette zu geben. Sie hat mich schon gefragt, ob eine Frau existiert, bei der ich anders bin.»

«Ist keiner da, der sie liebt?»

«Ich glaube nicht.»

«Du bewunderst sie.»

«Manchmal. Aber das ist von Liebe weit entfernt.»

«Jetzt hast du – das Wort ausgesprochen.» Eva fuhr hoch.

«Nur abstrakt.» Er wollte sie an sich ziehen. Sie riss sich los. «Wartest du so darauf?»

«Nein, kein bisschen.» Sie nahm die Laute, griff ein paar Akkorde.

Er lümmelte sich über die Couchlehne. In seinen gefältelten Augenwinkeln sass die Freude an ihr. Auf ihre Frage, ob er die Melo-

die kenne, zuckte er bedauernd mit den Schultern. – Sie war schmal geworden, schmal und blass. Wie könnte er sie nur in eine andere Umgebung bringen! Aber das hatte er schon einmal gewollt...

Sie begann zu singen, ganz verhalten. Wenn er das Wort umging, nun denn, sie liess es klingen, in einer für ihn ungewohnten Sprache.

«Dat du min Levsten bist, dat du woll weesst ...»

Er hatte die Windkanalleute besucht, an ihrem Ausweichort, einem oberbayrischen Dorf. In dem kleinen Lokal mit der Rundbogentür erzählte Hans davon. Mathesi und Edith Knorr waren durch neue Leute ersetzt, Traude Hörselmann wirkte immer noch sehr ernst, doch wurde sie viel mit Klemt zusammen gesehen, der nun als Jungeselle lebte. Henny Rosenow vermisste die norddeutsche Ebene und fühlte Beklemmungen zwischen den Voralpenbergen. Schüchtern hatte sie ihn nach Eva gefragt. «Ich war sehr beschämt, dass ich ihr nicht recht antworten konnte», bekannte er.

«Gab das den Ausschlag für deinen Anruf?»

«Nein, der Jahreswechsel, es war doch abgemacht.»

«Du hältst also dein Wort. Aber du gibst selten eins. Und was dazwischenliegt, das kümmert dich nicht.»

Er schaute sie von unten herauf an. «Du kennst wohl alle meine Schwächen. Aber dass mich nichts kümmert, stimmt nicht. Ich habe mich dazu erzogen, persönliche Wünsche zurückzustellen. Dieser Wunsch hiess Ev und war auf das Jahresende datiert. Bis dahin wollte ich mit Leupold das Manuskript abschliessen. Es ist nicht ganz gelungen. Wir bekamen einige wichtige Unterlagen nicht heran.»

«Du arbeitest also noch an der dritten Schwinge?»

«Auch das hast du dir gemerkt?»

«Ich vergesse nichts. Darum glaube ich dir nicht ganz, was du gesagt hast – von den persönlichen Wünschen. Etwas anderes spielt mit, dass du dich nicht gemeldet hast. Du weisst, wie sie auf der Insel über mich denken. Einmal musste ich in die Schlagsahne hauen. Es hat sich gemein angehört, aber ich bereue es nicht. Ich bereue auch nicht, dass ich Baer geholfen habe wegzukommen.»

Er sah sie lange an, mit einem ernsten Lächeln. «Ich wusste, dass es so war. Aber eben deshalb konnte ich dich nicht verteidigen. Und – ich muss es dir sagen: Es hat mich erschüttert, wie wenig du ein gegebenes Versprechen achtest.»

«Ich habe dir nichts versprochen.»

«Aber ich bitte dich, Ev, als ich zu dir kam –»

«Ja, ich war glücklich über deine Fürsorge. Aber versprochen – nein.» Sie wurde leise, eindringlich. «Du sagst, dass man bestimmte Worte schonen muss, weil sie sich abnutzen. Aus demselben Grunde bin ich mit Versprechungen sparsam.»

Er versuchte zu spotten. «Du verstehst es, einen mit den eigenen Waffen zu schlagen. Immerhin, du kennst mich. Das musste erst verdaut werden. Du hast unsere gemeinsame Zukunft aufs Spiel gesetzt wegen Baer.»

«Es ging bei ihm vielleicht um Tod oder Leben.»

«Und bei dir? Du hast nur wieder Glück gehabt, sonst sässest du nicht hier.» Er lehnte sich zurück auf der hölzernen Fensterbank, die die ganze Nische einnahm. Viel Raum war zwischen ihnen, und er betrachtete sie, als sähe er sie zum erstenmal bewusst. «Was hat der Krieg nur aus euch Mädchen gemacht. Du bist eine aufregende Geliebte. Eine sehr aufregende. Wenn du als Frau so bleibst, werde ich ein schlechter Physiker werden.»

«Und die dritte Schwinge?»

«Die bekäme ich nie.»

«Das würdest du mir nie verzeihen.»

«Nur schwer.»

«Dann muss ich mir grosse Mühe geben, nicht mehr so aufregend zu bleiben. Ich weiss nicht, ob ich das schaffe.»

«Ich werde dich von jetzt ab mehr im Auge behalten.» Sie lachte ihn aus. «Wie willst du denn das machen?» «Wir könnten heiraten – zum Beispiel.»

Ihre Heiterkeit verflog. Da war es also, worauf alle Mädchen warteten, was ihnen die Bestätigung gab, dass die Männer nicht nur ihr Vergnügen bei ihnen suchten. Da war es, was sie brauchten, um sich Achtung zu verschaffen. Wie hatte das Personal im Erbgrossherzog schnell seinen Ton geändert, als Hans gekommen war. Nun wollte er mit grossmütiger Geste die Muna-Arbeiterin emporziehen.

Wieder in Friedrichshafen, würde Carla Winter ihn charmant ver-spotten, und auf der Insel würden sie seine Blauäugigkeit belächeln. Er würde alles merken, alles fühlen und es in sich verschliessen. Die Geringschätzung der anderen würde ihn lähmen. Sein Beruf – die dritte Schwinge – nein, es ging nicht, er war zu abhängig von solchen Dingen, ihr blieb keine Wahl. Sie schüttelte den Kopf. «Lieber nicht. Wir wollen warten, bis ich jedem beweisen kann, dass du kein Flittchen heiratest.»

«Das ist doch Unsinn, wer fragt danach?»

«O doch, es spielt eine Rolle. Und dann, du weisst ja, zum Heiraten braucht man Papiere. Die Geschichte mit dem Arbeitsdienst käme heraus. Ich würde wieder Mischling ersten Grades.»

«Allenfalls der letzte Grund wäre stichhaltig.»

«Siehst du. Im Übrigen – ich fühle mich auch so ziemlich heftig mit dir verheiratet.»

Die letzten Stunden des Jahres kamen. Sie tranken in derselben Nische sauren roten Wein. Was würde das neue Jahr bringen? Tiefenbach war voller Skepsis, ob das A 4 eine Wende herbeiführen könne. «Ein verlorener Krieg ist wie eine Feuersbrunst ohne abgeschlossene Brandversicherung. Man darf die Niederlage nicht wünschen.»

«Du bist von Carla Winter beeinflusst», sagte Eva.

«Wir wollten sie nicht mehr erwähnen», sagte er.

Sie gingen durch die Nacht den kurzen Weg zum Hotel.

Das neue Jahr, dachte Eva, der schwebende Engel von Barlach, kein Bote des Heils. – Sie war auf eine Fotografie des Ehrenmals gestossen. Die Nazis hatten es aus dem Güstrower Dom entfernt. Bei ihrem ersten Entdeckungsgang durch die Stadt erinnerte sie sich an Baers Erzählung und fand auch das Haus, wo Freunde des verstorbenen Künstlers wohnten. Sie hatte Hans bitten wollen, noch einmal mit ihr hinzugehen, aber nun wagte sie es nicht. Sie hätte Baer erwähnen müssen, und sie fürchtete Hans' Ablehnung, wie sie sein Nein gefürchtet hatte, als sie die Polin an Bord nahm.

Und wenn das Jahr so würde wie der Barlach-Engel? Sie konnte das Bild dieses leidgeprägten wissenden Gesichts nicht verdrängen.

Diese todstummen, an die Brust gepressten Hände, dieses schmucklose Gewand, aus dem die mageren, sehr irdisch groben Füße hervorsahen. Sie zwang ihre Gedanken wegzukommen, sie wollte keine Wege gehen, auf denen Hans ihr nicht folgte. Nur noch ein gemeinsamer Tag! Sie wollte gegenwärtig sein, ganz und gar.

Als Hans ihr ein goldenes Gliederarmband ums Handgelenk legte, durchzuckte es sie. Trug der Engel nicht eine Kette am Fuss? Oder erinnerte es sie nur an die Eisenkette, die ihn in der Schwebelage hielt? Marlies hatte so ein Armband getragen. Marlies, die nun zu denen gehörte, um die der Engel trauerte. Von Jahr zu Jahr wuchs die Trauer. Eva drehte das Armband, fühlte Hans' Nähe. Er sah sie aus seinen tiefliegenden Augen fragend an, ihre Freude suchend. Der Engel war nicht in ihm, aber sie selbst war ihm.

Er sagte: «Ich liebe dich sehr.»

3

Stabsshelferinnen

Eva hatte den Eindruck, als wäre sie nur nach Stettin gekommen, um in Luftschutzkellern zu sitzen. Die mecklenburgische Muna war ein Hort der Ruhe gegen die nervöse Betriebsamkeit in der schwer angeschlagenen Oderstadt.

Sie konnte sich zusammenreimen, wem sie den Ortswechsel zu verdanken hatte. Keinesfalls Elsbeth Schlegel, die Fehlanzeige erstattete, als die Muna-Leitung Vorschläge verlangte für eine Kommandierung. Bei dem Oberstleutnant war etwas hängengeblieben von einem gewissen Dr. Tiefenbach, der sich schriftlich für das Entgegenkommen bedankt hatte. Der Muna-Chef liess Eva holen. Die Wehrkreisverwaltung stelle einen Kurzlehrgang für Stabsshelferinnen des Heeres zusammen, eröffnete er ihr. Es ging darum, fronttaugliche Mannschaften aus den Verwaltungsstellen abzulösen. Deutsch schreiben könne sie, Abitur, RADwJ, die Voraussetzungen seien vorhanden. Und Einwände gebe es ihrerseits wohl nicht.

Eva machte keine Einwände. Sie zog den grauen Kittel, den sie

sieben Monate getragen hatte, ohne Bedauern aus. Und doch liess sie etwas zurück – Burgl. Und gerade jetzt. In der Nachbarschaft des Frauenlagers war ein Lager für Fremdarbeiterinnen eingerichtet worden. Burgl hörte nun täglich fremd klingende Laute während der Arbeitszeit. Die Französischen fand sie schnell heraus. Die Sprache Andrés! Eva kramte ihre Schulkenntnisse hervor. Für Elementarlektionen reichten sie noch. Es begann beiden gerade Spass zu machen, da kam die Einberufung nach Stettin. «Vielleicht schicken sie mich als Stabshelferin wieder zur Muna», sagte Eva beim Abschied.

Burgl wies den gutgemeinten Trost zurück. «Ich wünsche dir etwas Besseres. Kein Wohnlager mit Wache und Zaun.» Sie schrieb oft, währte die Freundin glücklich in Stettin.

Eva verheimlichte ihre quälenden Zweifel. In was hatte sie sich eingelassen, als sie den Vorschlag des Oberstleutnants annahm! Hatte sie nicht auf der Insel erlebt, wie abhängig sie war von dem Wohlwollen ihrer Vorgesetzten? Die Missgunst eines einzelnen genügte, um sie in Unsicherheit und Furcht zu stürzen. Ihr wurde plötzlich bewusst, dass sie noch nie so ruhig gelebt hatte wie in der Muna. Dort war sie im Lager. Noch ohne Stacheldraht, aber so weit herabgestuft, dass sie uninteressant war für jeden Chargierten.

Im Lager hatte gerade das sie bedrückt. Wenn sie in ihrem Fünferzimmer wach auf dem Feldbett lag, den Geruch von Brotresten und Desinfektionsmitteln in der Nase, wenn Inge mit lüsternen Blicken das Spind umschlich und Dora boshafte Bemerkungen fallen liess wie: Wenn du weg bist, schieben wir alles auf dich, mit der Deckenhose und so ..., dann sagte sie sich, nein, so nicht mehr.

Der Lehrgang fand in einer Schule für Jungstabshelferinnen statt. Deren halbjähriger Kurs war gerade beendet. Das alte Haus mit seiner breiten Toreinfahrt mochte einst Gasthof gewesen sein, in dem Pferde ausgespannt wurden. Der Schlafraum, ein Saal mit doppelstöckigen Betten, war nur zur Hälfte belegt. Am Anreisetag wurde nach dem Fliegeralarm noch spät eine Lehrgangsteilnehmerin eingewiesen. Sie bekam das Parterrebett Eva gegenüber. Als am Mor-

gen die Verdunkelungsvorhänge fielen und die Mädchen aus ihren Deckenhüllen krochen, erkannte Eva die Nachzüglerin: die Ru!

Auch Ilse Rubyschewski war erfreut. Bibliothekarinnen wären nicht mehr aktuell auf der Insel, erzählte sie. Ein undurchsichtiger junger Mann hätte den Auftrag, die Bibliothek durchzukämmen. Er gehörte zu jenen Leuten, die aus Berliner Dienststellen kamen und das grosse Wort führten. An den Werktoeren standen jetzt zusätzlich SS-Posten. Der Winter war bitter, vor allem für die weiblichen Angestellten, die verstreut in den Seebädern wohnten und stundenweite Anfahrtswege hatten. Sie froren jämmerlich in den grossen Sommervillen, meldeten sich dauernd krank, und die Betriebsführerin war machtlos. Ein unaufhörlicher Kleinkrieg. Für die Ru war Umschulung das einzige Mittel wegzukommen.

Eva dachte an Hanna Peplow. Wie schwer musste sie es jetzt haben. Ob es auch unter den Stabshelfer-Anwärterinnen Spitzel gab? Man musste vorsichtig sein.

Die dreissig Mädchen kamen aus allen Teilen des Wehrkreises, aus Standortverwaltungen, Sanitätsparks, Zeugämtern, Verpflegungsdepots. Ein Stabsintendant, der als NS-Führungsoffizier der Wehrkreis Verwaltung vorgestellt wurde, richtete kernige Worte an die Teilnehmerinnen. Im Speisesaal sassen sie in Reihen wie im Theater. «Bedenken Sie eines!» Damit begann er jeden dritten Satz. «Nach Absolvierung des Lehrgangs wird man Sie zur Armee zählen. Sie werden, sozusagen Schulter an Schulter mit uns, die wir das Ehrenkleid der Nation tragen, kämpfen.» Er schlug sich mit beiden Händen gegen dieses Ehrenkleid. Das Kriegsverdienstkreuz zweiter Klasse schepperte. «Wir alten Marschierer heissen Sie in unseren Reihen willkommen. Aber bedenken Sie eines: Wir rufen Sie in einer Zeit schwerster Bewährung an unsere Seite. Die Zucht unserer stolzen Wehrmacht sei auch die Ihre. Die Moral des Führers und obersten Feldherrn, die unser Vorbild ist, sei auch die Ihre. Sie ist das Unterpfand aller künftigen Siege. Bedenken Sie eines: Ihre Aufgabe ist, beizutragen zum Sieg der letzten Schlacht.»

Als Leiter des Lehrgangs wurde Stabszahlmeister Panzhaff vorgestellt. Einige, die aus der Verwaltung kamen, kannten seinen Na-

men. Der Mann mit der zügigen, stark nach unten gehenden Unterschrift stand nun vor ihnen, kurzsichtig und mit einer Nase, deren einzige Funktion das Riechen nicht sein konnte. Seitlich gesehen, ein gewaltiges buckliges Dreieck. Da Panzhaff beim Sprechen oft den Kopf wendete, hackte dieses Organ in der Luft umher wie der Schnabel eines Vogels. Die Ru schob Eva ihre Notizen zu. Specht – stand an den Rand gekritzelt.

Neben dem Vogelkopf, der emsig hackend den Lehrplan bekanntgab, wirkte die Ruhe des Patrons der angehenden Stabshelferinnen wohlthuend. Seinen zu kleinen Mund vermochte das Lippenbärtchen nicht bedeutender zu machen. Ein kurzer Schmiss auf der Wange wies ihn als Akademiker alten Schlages aus. Womit gesagt ist, dass Oberstabsintendant Nimz seine Reputation nicht von den «alten Marschierern» ableitete. Mit stereotypem Lächeln verfolgte er die Zeremonie. Als letzter trat er vor und gab mit fast kavalierrässiger Verbeugung das Startzeichen.

Die Ru warf sich in der Pause aufs Bett, rauchte und machte sich lustig über die Zahlmöpfe mit ihrem Ehrenkleid, das noch kein Dreckspritzer aus einem Unterstand verunreinigt hatte.

Eva sagte trocken: «Und so etwas willst du heiraten.»

Die Ru spreizte ihre Finger. «Merkst du nichts?»

«Wo ist dein Ring? Du hast Schluss gemacht?»

«Ich hab's vor. Er treibt's mit einem Karbolmäuschen. Ich warte auf die Gelegenheit. Ich bin für dramatische Aktschlüsse.»

«Wie du das sagst. Geht es nicht tiefer?»

«Ich bin schon drüber weg. Eine Sauwut hatte ich.» Die Ru warf sich zu Eva herum, die auf dem Bettrand sass und zu vergessen schien, dass sie einen Brief lesen wollte. «Was denkst du jetzt?»

«Ach, nichts.»

«Doch. Du denkst, die Ru ist ein ganz berechnendes Luder. Und nun ist ihre Rechnung nicht aufgegangen. Stimmt's? Du hast ja recht. Es läuft verkehrt, ganz gleich, wo man ansetzt. Schliesslich ist alles nur Selbsterhaltungstrieb. Darum bist du von der Muna fort und ich von der Insel. Aber nun sind wir drin in der Mühle. – Der

Anfang war bei mir, als ich meinen Vater einen verbohrten Sozi nannte. Da habe ich das Beste verleugnet, was er in mich hineingepflanzt hat. Mein Selbsterhaltungstrieb riet mir mitzumachen. Bei dir muss doch auch irgendwo ein Anfang gewesen sein. Nun haben wir den dicken Hund an den Haxen. Er treibt uns, und wir müssen springen. Selbsterhaltungstrieb! Morgen wird uns der Specht vielleicht einen Aufsatz schreiben lassen über die Vorsehung, der wir den Führer verdanken. Weigerst du dich? Nein. Du quatschst ein bisschen was vom Hort der Deutschen und vom Genotypus der Rasse. Mein Vater nennt das: etwas zusammennebeln.»

«Was hat das alles mit deinem Verlobten zu tun?» fragte Eva.

«Indirekt 'ne Menge. Was wir hier treiben, du und ich – du warst Baers Freundin, mehr weiss ich nicht von dir, aber es genügt mir –, also das hier, mit Führervorbild, Soldatenehre und so, dabei mitzumachen ist genauso unmoralisch, als wenn du mit einem Mann, den du nicht liebst, ins Bett gehst. So, nun verurteile mich. Oder – lies erst deinen Brief.»

«Ru, du hast eine Pferdenatur.»

«Gott sei Dank, sonst hätte ich mich längst aufgehängt.» Der Brief kam von Steffi. Sie schrieb, Rolf Küppers setze alles daran, sie aus Prag wegzubringen. Zwei kleine Zimmer in Dresden sollten ihre erste gemeinsame Wohnung werden. Sie würden heiraten, sobald Rolf den Lehrgang in Stettin beendet habe. Irgendeine Sonderausbildung. Sie hoffe, Eva könne sich mit ihm treffen. Von Posen erwähnte sie nur, dass ihr Vater stark überarbeitet und äusserst nervös sei.

«Na», sagte die Ru, «Nachricht von der Insel?»

«Ich habe kaum noch Verbindung nach dort.»

Sooft Dr. Klemt – nun als Dienstreisender – auf die Insel kam, war er froh, dass der Windkanal in einem oberbayrischen Gebirgsdorf stand. Die Machtkämpfe in der Leitung der Versuchsstelle gingen ihn nichts mehr an. Sein Projekt «Osterei» hatte nach dem geglückten A 4-Start keine Chance mehr. Es hiess, alle Kräfte auf das eine Programm zu konzentrieren.

Der Angriff auf die Insel war in Klemts Leben zur grossen Zäsur geworden. Er verlor innerhalb weniger Tage seine Kinder, seine Frau und den Glauben an seine schöpferischen Fähigkeiten. Nachdem Monate über diese schwarzen Tage hingegangen waren, sah er gleichsam von höherer Warte auf jene herab, die noch immer ehrgeizigen Plänen nachjagten. Er begann den stillen Professor zu verstehen, diesen auch im Ausland berühmten Altmeister der Raketenforschung, der vor Kurzem resigniert hatte. Jüngere nutzten zwar dessen Forschungsergebnisse, schalteten ihn aber bei der gegenwärtigen Entwicklung aus. Klemt sagte sich, zum Kampf um die Macht kann man nicht mit gestutzten Flügeln antreten.

Worauf diese Kämpfe hinausliefen, sah man am Beispiel des Doktors. Gestern morgen war er mit zwei Mitarbeitern auf mysteriöse Weise verschwunden, und fast zu gleicher Zeit wurde der General, der sich in Schwedt befand, Hals über Kopf nach Berchtesgaden beordert.

In der technischen Direktion klingelten die Telefone fast ununterbrochen. Aber was sollte man für Auskünfte geben, wenn man selber kaum etwas wusste? Die im Kasino tonangebenden Kreise vermuteten, die SS stecke dahinter. Von anderen wurde das bestritten, da der Doktor selber einen Rang – zumindest nominell – in der SS bekleidete.

Brettschneider versuchte verbissen, mit dem General Verbindung zu halten. Er war ausser sich, dass man den Doktor abgeholt hatte. Endlich eine Nachricht aus Berlin über Fernschreiber: Der General verhandle mit den höchsten Stellen.

Es blieb Klemt nicht erspart, seinem alten Feind Hanke zu begegnen. Die Unverfrorenheit des stolzen Stabszahlmeisters war nicht mehr zu überbieten. Dass er in Brettschneiders Büro Klemt vorfand, schien ihm nur recht zu sein. Er höhnte: «Die Heeresschlamperei ist in aller Munde. Das verdanken wir unserer Loyalität gegenüber den zivilen Angestellten.»

«Gibt es sonst noch Nachrichten von Bedeutung?» fragte Brettschneider scharf.

Hanke verzog den Mund. «Vielleicht haben Sie persönliches Interesse daran, in die Verwaltung der SS übernommen zu werden.

Was macht es Ihnen schon aus, ob graue oder schwarze Posten am Werktor stehen.»

Brettschneider wurde bleich. An seiner Statt sagte Klemt: «Herr Hanke, das ist eine Unterstellung.»

Hanke höhnte weiter. «Was regen Sie sich so auf, meine Herren? Ich bin mit der SS einverstanden. Wenn der Doktor nie die Absicht hatte, Raketenwaffen zu bauen –»

«Wann hat er das gesagt?» keuchte Brettschneider.

«Das ist Ihnen neu?» Hanke grinste. «Sein Ziel ist die Weltraumfahrt, soll er geäußert haben. Also bitte, in diesem Fall wäre es wirklich Schlamperie von uns», er schlug sich an seinen grauen Waffenrock, «dass wir nicht früher dahintergekommen sind. Hätten wir von vornherein ein so zügiges Tempo vorgelegt, wie es der Ressortchef aus Berlin jetzt einführt», er sah Klemt herausfordernd an, «dann wäre auch aus dem Projekt ‚Osterei‘ etwas Brauchbares geworden, möglicherweise.»

Klemt erhob sich. Im Vorbeigehen sagte er zu Brettschneider: «Rufen Sie mich an, wenn hier die Luft wieder rein ist.»

Einen Saustall haben sie aus der Insel gemacht, dachte er. Dieser Hanke! Ein bisschen Sportler, ein bisschen Diplomat, ein bisschen Politiker und nach aussen hin ein offizielles Amt. Die Kehle wurde ihm eng, wenn er an diese Floskel dachte.

Brettschneider erhob sich hinter seinem Schreibtisch, steif, mit vorgeschobenen Schultern. Jetzt hatte sich der Kerl da hingepflanzt, wo Marlies stand, als sie zum letztenmal hier war. Auch sie hatte Hanke nicht gemocht. Die Pechsträhne war seitdem nicht abgerissen. «Es ist infam, einen Wissenschaftler vom Range des Doktors so zu behandeln», sagte Brettschneider. «Das ist meine prinzipielle Meinung. Und die Leute, die ihn jetzt verdächtigen, sollen erst einmal nachweisen, was sie für die Kriegsrüstung getan haben.»

Hanke richtete sich gross auf. «Nicht alle Beweise sind handgreiflich wie ein A 4. Aber es wird Sie in diesem Zusammenhang interessieren», er schlug sich wieder an den Waffenrock, «dass wir in Zinnowitz auf einem Dachboden einen Sender entdeckt – und mundtot gemacht haben.»

Brettschneider zuckte zusammen.

Hanke genoss die Wirkung. «Die Spuren führen bis zu einem gewissen Doktor Baer zurück. Vermutlich strahlt der Sender schon länger als ein halbes Jahr aus. Was sagen Sie dazu? Auch wir können etwas nachweisen.» Das Kinn gereckt, stolzierte Hanke aus dem Zimmer.

«Meine Damen, stellen Sie sich vor, ich wäre General.» Der Spechtige hatte sogar Humor. Hinter den Brillengläsern blitzte es. Er nahm eine betont würdige Haltung ein. «Napoléon en miniature», nuschelte die Ru.

Den Stabshelfer-Anwärterinnen war die Unterbrechung der Unterrichtsstunde, in der Panzhaff die verschiedenen Funktionen des Heeres-Verordnungsblattes durchgenommen hatte, recht willkommen. Anstandsunterricht, ein Knigge für Litzen, Sterne und rote Biesen! «Natürlich müssen Sie sich erheben, wenn ich das Zimmer betrete», erklärte Panzhaff.

Die Ru protestierte: «Aber wir sind doch Frauen.»

«Jetzt sind Sie Soldaten. Verstanden!» Der Spechtige gab die Napoleonspose bald wieder auf. Ernüchert ging er zum Lehrstoff über. «Generalfeldmarschall von Hindenburg, der Sieger von Tannenberg, stellte das Offiziersreglement des preussischen Heeres zeit seines Lebens über jede Art von Literatur.»

«Und die Bibel?» entfuhr es Eva. Sie kannte die üppigen literarischen Interessen des toten Recken aus Baers Gesprächen.

Panzhaff überhörte den Einwurf. Er wollte seine beste Schülerin nicht rügen. Sie war zuviel mit der Rubyschewski zusammen. Nach dem Lehrgang würde sich das ändern. Intelligent und anpassungsfähig, diese Leonhard. Die liess man nicht in einer Muna versauern. Er musste in den nächsten Tagen mit Nimz über sie sprechen.

Panzhaff pflegte mit den Schülerinnen Mittag zu essen. Die Portionen hatten Punkt zwölf bereitzustehen. Warum klappte es heute nicht? Die Köchin zuckte mit den Schultern. Die Wohnheimführerin hätte das Fleisch zu spät herausgegeben.

Panzhaff hasste Unpünktlichkeit. Seine Spechtnase hackte umher. Unfähig – diese Frau Wolf! Über die Vierzig hinaus, das war

für eine Jungstabsshelferinnen-Schule einfach zu alt. Man müsste sie über die Klinge springen lassen und dann frisches Blut hereinholen. Panzhaff trat, ohne eine Antwort auf sein Klopfen abzuwarten, in das Büro der Heimführerin.

Frau Wolf hatte Fotografien und Briefe auf dem Schreibtisch ausgebreitet. Panzhaff sah nicht die Tränenspuren, ihn ärgerte ihr ratloser Blick, ihr halboffener Mund. Was fiel der Frau ein, hier herumzuhocken.

«Mein Sohn ist gefallen», sagte Frau Wolf mit unsicherer Stimme, «mein Ältester.»

«Ach. Mein Beileid. Wo ist es passiert?»

«In Italien.»

«Schlimm, wen es trifft. Aber Sie haben doch noch einen Sohn?»

«Ja. Verwundet. In Bad Schandau. Ich möchte zu ihm.»

«Aber Frau Wolf, wo denken Sie hin? Mitten im Lehrgang?»

«Wenn ich meinen Jungen begraben müsste, wenn es überhaupt die Möglichkeit gäbe, bekäme ich doch auch Urlaub.»

«Das ist etwas ganz anderes.»

«Für mich nicht, Herr Stabszahlmeister. Ich habe die letzte Stunde damit zugebracht, die Seelen meiner Jungen in einem Körper zu vereinigen. Verstehen Sie, im Körper des Lebenden. Nun muss ich ihn fühlen, muss wissen, dass ich ihn noch habe. Sonst kann ich nicht weiterleben. Nein, ich kann einfach nicht.» Ihre Worte verloren sich in heftigem Schluchzen.

Panzhaff hasste Gefühlsausbrüche fast so wie Unpünktlichkeit. Er hatte sich dem Fenster zugewandt, im gleichen Augenblick, da eine Beiwagenmaschine vor dem Hause hielt. Zum Unterrichtsfach Nachrichtenübermittlung stand ein Vortrag im Lehrplan. Dass die Offiziere von der Spezialeinheit kamen, ohne sich telefonisch anzumelden, wunderte ihn. Für Frau Wolf blieb nicht mehr viel Zeit. «Hätten Sie denn eine Vertretung?» fragte er, schon an der Tür.

Sie schüttelte den Kopf.

«Reichen Sie Urlaub ein», sagte er und stapfte davon.

Aprilsonne wärmte die Häuserfront. An den Sims der Parterre-

fenster lehnten Mädchen in Gruppen. Die beiden Nachrichtenoffiziere erregten Aufsehen. Mal keine Zahlmeister, keine Beamten. Der Leutnant war ein hübscher Kerl. Der Oberleutnant im Beiwagen war älter, gedrungener. Wie elegant lässig sie die Ledergesässe aus den Sitzen schwenkten!

In der Toreinfahrt stand die Ru und musterte die beiden so ungenehmert, dass der Oberleutnant nicht an ihr vorbeigehen konnte. «Ist das hier die Jungstabshelferinnen-Schule?»

«Ja – bloss die Jungstabshelferinnen sind längst im Einsatz», sagte sie spöttisch. «Wir sind ein Kurs älteren Kalibers.»

Der Oberleutnant lachte, machte Anstalten, sich vorzustellen, sie wehrte ab. «Ich bringe Sie zur Leiterin.»

«Nicht nötig. Wir suchen ein Fräulein Leonhard.» «Eva?»

Jetzt wurde der jüngere lebhaft. «Sie ist also hier.»

Die Ru grinste, sichtlich vergnügt. «Sie sind bestimmt ein Vetter, was? Moment, sie hat Tischdienst.»

Als sie mit Eva zurückkam, nötigte Panzhaff die Offiziere gerade ins Unterrichtszimmer. «Hier können wir alles besprechen.»

Dem Oberleutnant blieb nichts anderes übrig, als Panzhaff zu folgen. Sein Begleiter grientete. «Ich werde hier warten.»

Eva erkannte Rolf Küppers schon von Weitem. «Der Verlobte meiner Stiefschwester», erklärte sie der Ru, «also beinahe so etwas wie Vetter.»

Die Ru wies auf die Tür zum Unterrichtsraum. «Und hier drinnen ist noch so ein Schwager-Vetter.»

«Erich Rosenthal, mein Ausbilder», sagte Rolf.

«Der Hansdampf von Berlin?» Für Eva nicht die angenehmste Erinnerung.

«Wir erkannten uns wieder», sagte Rolf, «beim Stichwort Deutschlandhalle. Ich verriet ihm, dass du in Stettin bist. Da hatte er es gleich sehr eilig. Nun ist er eurem Alten in die Hände gefallen. Der denkt, wir kommen wegen irgendeines Vortrags. Rosenthal hat keine Ahnung davon.»

Als Eva nach Steffi fragte, wich Rolf aus. Sie verabredeten ein Treffen.

Panzhaff kam in bestem Einvernehmen mit Rosenthal zurück. «Bestellen Sie Ihrem Kommandeur, ich akzeptiere Ihren Vorschlag.» Der Oberleutnant dankte militärisch stramm, grünte aber bereits Eva entgegen. Panzhaff sah von einem zum andern. «Ah, man kennt sich.»

Die beiden Offiziere grüssten vorschriftsmässig und folgten der Stabshefterschwägerin Leonhard zum Tor.

Die tiefe Stimme der Ru riss Panzhaff aus der Verblüffung. «Herr Stabszahlmeister, das Essen ist angerichtet. Fräulein Leonhard hat ja noch Besuch. Ich denke, darauf können wir nicht warten.»

«Bestimmen Sie das – oder ich?»

«Frau Wolf hat mich gebeten, sie bei Tisch zu vertreten. Laut Hausordnung bin ich die Hausfrau. Bitte kommen Sie.»

Der Spechtige stampfte wütend in den Speisesaal. – Warum donnerte man die Frauen nicht genauso zusammen wie die Muschkoten? Sie kriegen Besuch, sie bestimmen, wann gegessen wird. Sie werden mir noch auf dem Kopf herumtanzen!

Sie trafen sich an der Ecke, wo einmal der grosse Kinopalast stand, vor gar nicht langer Zeit, als die Wunden der Stadt sich noch verbergen liessen. Viele Soldaten trafen sich hier mit ihren Mädchen.

«Es ist überall voll», sagte Rolf Küppers, «schlendern wir zum Bollwerk hinunter.»

Eva war es recht. Damals in Posen hatten sie auch im Gehen gesprochen. Wichtiges und Dunkles, was keiner hören durfte.

Rolf erzählte von der Wohnungssuche in Dresden. Seinem Onkel Philipp – dem Justizbeamten, neuerdings uniformiert als Heeresbeamter – hatte er dort Steffi vorgestellt. Die beiden mochten sich auf Anhieb. Rolf hoffte, der Onkel werde auf seine Eltern einwirken, die andere Pläne mit ihm hatten. «Aber wir sind eins, Steffi und ich», sagte Rolf. «Sie ist viel reifer geworden. Ich muss jetzt bloss zusehen, dass wir beide das Ende heil überstehen. Es ist wohl das schwerste.»

«Glaubst du, dass es nahe ist, Rolf?»

«Es muss einfach. Wir können doch nicht mehr weiter.» «Wann – meinst du?»

«Vor dem Winter. Ich denke, dass ich solange durchhalte.»

«Was hast du? Bist du krank?»

«Vielleicht könnte man es werden.» Er begann zu lachen, leise erst, in sich hineinkichernd.

Eva war befremdet. «Ich finde das durchaus nicht spassig.»

«Ich auch nicht», sagte er, plötzlich in bissigen Ernst verfallend. «Deshalb lache ich ja. Man kann nichts anderes als etwas völlig Irres tun, wenn man alles weiss, alles gesehen hat. Alles! Im Winter der Rückzug. Die Heldentode, die keine waren. Die Opfer, die keinen Sinn haben. Denn was ist denn dieses Deutschland, für das wir kämpfen? Winter in Russland! Eva, das war Gegenwart, vier, fünf, sechs Monate lang. Man lernt in der Geschichtsstunde: Mit Mann und Ross und Wagen hat sie der Herr geschlagen. Der Imperator rettete sich im Schlitten über Ostpreussen nach Berlin. Aber das Fussvolk, Eva! – Es ist kalt, kalt, kalt. Man muss seine Notdurft verrichten. Es ist zu kalt. Man kann keinen Knopf mehr öffnen, keine Schnalle mehr lösen, die Nase nicht mehr bändigen. Man schleppt seinen Körper wie einen eklen, lästigen Sack. Man wird zur stinkenden schleimigen Masse, zum Tier, zu einem Stück Kot.»

Sie blickten in das träge fließende Wasser der Oder. Eva schauderte es. «Und dein Lehrgang, Rolf?»

«Was sie mit uns vorhaben, scheinen sie selber kaum zu wissen. Die Direktiven fehlen noch. Es wird etwas vom Einsatz der Vergeltungswaffen gemunkelt. Wenn das stimmt – ohne mich. Fast fünf Jahre habe ich mich gequält mit der Menschenschlächtereier. Ich musste um mich hauen – musste, sonst wäre ich selber draufgegangen. Aber nun ist Schluss.» Er hieb auf das Eisengeländer. Sein Gesicht verzerrte sich.

Eva flehte: «Bitte – nicht wieder lachen.»

«Das lässt sich schon bald nicht mehr befehlen», sagte er.

Da Eva schwieg, ihn nur besorgt musterte, fuhr er fort: «Steffi braucht vielleicht einmal jemanden. Wenn sie in Dresden ist und ich

bin. Würdest du dann mal hinfahren?»

«Bestimmt, Rolf. Ich verspreche es dir.»

«Sie mag dich sehr. Ich dich übrigens auch.»

Ihre Bewegung verbergend, nahm Eva zu einem Scherz Zuflucht.
«Dann kann ich ja bei euch Trauzeugen werden.»

«Hochzeit – ja. Vielleicht schaffen wir es, zwischen Lehrgang und Einsatz. Ich hatte es nicht so eilig damit, weil ich denke, Steffi trägt es dann noch schwerer, wenn mir etwas zustösst. Was meinst du?»

«Es ist immer gleich schwer, Rolf. Der Grad der Liebe ist entscheidend. Bin ich nach aussen hin gebunden, kann ich auf Mitgefühl rechnen. Weiss niemand etwas von meiner Zuneigung, stehe ich allein da. Der älteste Sohn unserer Wohnheimführerin ist gefallen. Sie war ausser sich, aber unsere Teilnahme hat ihr gutgetan.»

«Warum heiratest du nicht, Eva?»

«Das ist bei mir alles sehr kompliziert.»

«Ich weiss. Du musst vorsichtig sein. Den Wedelstedt hätte ich gern noch mal getroffen. Bei dem hätte ich mich vergessen.»

«Jemand hat ihn getroffen. Im Nordabschnitt. Er liess russische Zivilisten erschiessen.»

«Passt zu ihm. – Was wird man zu uns sagen, wenn wir nach dem Krieg Farbe bekennen müssen?» Rolf besah seine Hände. «Die haben getötet, werde ich sagen. Passt zu Ihnen, wird man antworten. Ab mit dem Kerl. Ein Stück Kot, ein Bündel Hass, bestenfalls ein Dummkopf, der sich verführen und missbrauchen liess wie die Bauernmagd vom Herrn. So wird man urteilen, Eva. Und wenn man Menschen braucht, mit denen man unser Hassland wieder aufbauen will, dann wird man über uns hinwegsehen. – Was hast du denn, Eva? Ach, Vorwarnung. Was kann uns noch passieren.» Er lachte wieder, bezwang sich aber und ergriff ihre Hand zum Abschied. «Schreib Steffi, dass wir heute fröhlich waren», sagte er tonlos.

Sie blieb eine Weile im Tor stehen. Er ging dicht an der Hausmauer entlang, schlendernd, wie einer, der kein Ziel hat. Sie hörte ihn lachen, drei Häuser weit. Ihr schauderte.

Einige der Mädchen trugen ihre geringe Habe in den Keller. Die

Ru sass angezogen auf dem Bett und riss einen Brief in Fetzen. «Wie sag ich's meinem Kinde! Was ich auch schreibe, es kommt mir läppisch vor. – Wie war's denn bei dem schönen Leutnant? Hast du ihn von mir gegrüsst? Dieser Bursche ist eine Augenweide. Hat sich nicht halb Stettin nach euch umgedreht? Nur zu ernst für sein Alter, ich möchte ihn mal lachen sehen.»

Die Ru wunderte sich, dass Eva sich stumm verkroch. Gab es denn überhaupt keinen Anlass mehr für ein bisschen Freude?

Martin Uhlig erinnerte sich deutlich des Tages vor reichlich einem Jahr, an dem er Wodruha zurückgeholt hatte. Heute musste er eine weit kostbarere Beute heimfliegen: den Doktor. Sie hatten ihn tatsächlich ein paar Tage festgehalten, vermutlich, um ihm mal zu zeigen, wer man war.

Im Führerhauptquartier grosse Sprüche machen, Filme über gelungene Versuche vorführen – und nach angemessener Frist keine ernst zu nehmenden Ergebnisse! So mochte der Doktor auf die Skeptiker in der obersten Heeresleitung wirken. Ob das Misstrauen aus den Reihen der SS kam, wie manche vermuteten, hätte Uhlig gern gewusst. Das wäre grotesk, denn der Doktor selber stand bei den Schwarzröcken im Offiziersrang. Jetzt kaute er an einem Batzen Zorn.

Es musste schon etwas dran sein, was Hanke höhnend herumerzählte. Die Gretchenfrage, allerhöchsten Orts gestellt, hiess: Was ist Sache. Wo steckt der Bremsklotz? Rund fünfzigtausend verschiedene Maschinenteile haben im A 4 zu funktionieren, das ist bekannt, aber –? Offenbar hinterliessen des Doktors imponierende Daten – sechshundertfünfzigtausend PS Leistung kurz vor Brennschluss des Raketenofens – neuerdings wenig Eindruck.

Uhlig beobachtete seinen Fluggast aus den Augenwinkeln. Kein Wort war bisher gefallen. Nicht einmal über das Flugwetter. Gleich musste die Insel auftauchen. Wie eingezwängt in ein Futteral hockte der Doktor da in seinem Ledermantel, die Arme verschränkt, den Blick auf einen Punkt fixiert. Allmählich reizte dieses Vor-sich-hin-Brüten den Piloten. Er hätte am liebsten ein paar Anzüglichkeiten

von sich gegeben. Aber bei aller Loyalität, die der Doktor im Umgang mit seinen Mitarbeitern zeigen konnte, legte er Wert auf ganz bestimmte Grenzen. Seine breite Kinnpartie mahlte. Da half kein Kaiser und kein Gott. Der Kolumbus des Weltalls hatte wohl eine Lektion darüber erhalten, wie man Führertreue handgreiflich beweist. Raketen auf Engelland – die Zeit drängte.

Noch immer mahlte der kräftige Unterkiefer; immerhin, die Haltung lockerte sich. Hinter der Stirn mochten sich Pläne formen: Denen werde ich's zeigen. Eines Tages schreite ich über sie hinweg, ohne Pardon. – Vor Uhlig's Augen tauchte eine Szene auf, die zu vergessen er sich vergeblich bemühte.

Ein Mädchen – nicht viel älter als Eva – wurde mit Fusstritten aus ihrem Büro gestossen und auf einen Lastwagen gezerrt. Sie wird abgeholt, hiess es. Abgeholt hatte man auch den Doktor. Um ihn rankte sich nun der Nimbus des tragischen Helden.

Was war wirklich tragisch? Bei dem Mädchen mochte es um mehr gehen als um Ehrgeiz, Macht und Eitelkeiten. Und gerade weil es um mehr ging – um eine Überzeugung vielleicht –, trat und stiess man sie, und kein General würde für sie auch nur ein Wort riskieren.

Der Doktor hatte das erste Wort von sich gegeben. Einen kräftigen Fluch. Er schien sich zu fangen. «Was war inzwischen auf der Insel los?»

«Nichts Gescheites», sagte Uhlig. «In Zinnowitz will man einen Geheimsender entdeckt haben. Hanke brüstet sich damit. In Wirklichkeit hat es der Peil- und Abhördienst herausgekriegt. Aber eine Angestellte, die darin verwickelt ist, hat er selber zur Strecke gebracht. Eine gewisse Peplow. Von der Personalabteilung. Ich hab gesehen, wie sie abgeführt wurde. Grässlich.»

«Einer kommt, der andere geht. Was haben wir für eine sonnige Jugend.»

«Kann man wohl sagen», erwiderte Uhlig bissig. Es war freilich ein Unterschied mit dem Kommen und Gehen. Die Peplow in den Händen der Gestapo, die kam nicht wieder. Eva schien sie zu kennen. In Stettin hatte Uhlig gerade so viel Zeit gehabt, um Eva anzurufen. Bedauerlich, dass keiner etwas Erfreuliches zu sagen wusste.

Sie war merkwürdig still geworden bei der Nachricht über die Peplow. Allerdings hatte er Hanke erwähnt, und der war ja nicht unschuldig an Evas Degradierung. Es stimmte, was vorhin dem Doktor ent schlüpft war. «Scheisse», knurrte Uhlig und setzte zur Landung an. Morgen würde er wieder aufsteigen – und übermorgen – und jeden Tag, wie es befohlen wurde. Jemand hatte einmal etwas Ketzerisches gesagt über Befehlende und Befehlsempfänger. Das war Baer, damals in Russland. Aber wegen dieser Meinung sass er jetzt womöglich irgendwo hinter Stacheldraht. Nein, da machte man doch lieber seinem Herzen ab und zu mit ein paar kernigen Worten Luft – und flog weiter, morgen so wie alle Tage, Testpilot für den Kirschkern. Der Doktor hielt es ja nicht anders, und der war einer von den grossen Geistern unter der Sonne.

Da habt ihr ihn wieder, euren Chef-Astronauten, dachte Uhlig, als die Maschine auf der Landepiste auslief.

Am Ende des Stabshelferinnen-Lehrgangs konnten auch die Schwerfälligsten einen Brief aufsetzen mit Betreff, Bezug, HVB1, römische Nummer Strich arabische Nummer, Datum, Unterschrift. Panzhaffs Minimalprogramm war damit erfüllt. Zuletzt wurden die Einsatzorte mitgeteilt. Die meisten lagen in Pommern.

Die Ru wurde nach Kolberg kommandiert, zum Wehrkreis-Sanitätspark. Eva kam als letzte an die Reihe. Oberstabsintendant Nimz sass breit am Schreibtisch. Sein kleiner Mund unter dem Bärtchen war kaum zu sehen. Panzhaff sass seitlich, die Beine übergeschlagen. Sein linker Fuss wippte.

Eva vernahm staunend, dass sie dazu ausersehen war, Frau Wolf zu vertreten, die einen Nervenzusammenbruch erlitten hatte. In zehn Tagen würde ein neuer Lehrgang Jungstabshelferinnen zusammengestellt, Zeit genug, sich Einblick zu verschaffen. Nimz sicherte der Stabshelferin Leonhard von der Wehrkreis Verwaltung grösste Unterstützung zu. In Kürze werde sie dem Kommandierenden General sowie dem Generalintendanten vorgestellt. Stabszahlmeister Panzhaff habe sie vorgeschlagen, weil nun mal die Devise sei, dass Jugend von Jugend geführt werde, und weil sie es offensichtlich ver-

stand, sich Respekt zu verschaffen und Vertrauen zu erwerben. «Solche Menschen brauchen wir», schloss Nimz. Er streckte Eva die Hand entgegen. «Ich gratuliere Ihnen. Sie dürfen die Berufung als Auszeichnung betrachten.»

Eva wurde es abwechselnd heiss und kalt. Sie stotterte etwas von mangelnder Erfahrung und dass sie noch nie in leitender Stellung gewesen sei. Panzhaff lächelte nachsichtig. Nur nicht zu bescheiden. Sie könne sich mit allen Schwierigkeiten an ihn wenden.

Am Abschlussstag gab es ein festliches Essen. Eva galt bereits als Repräsentantin des Hauses. Sie sass rechts vom Oberstabsintendanten.

Die Ru fehlte. Ihr Verlobter lag schwer verwundet im Lazarett Fürstenberg. Sein Weitertransport schien wahrscheinlich. Sie hatte den nächsten Zug genommen.

Die achtundzwanzig Mädchen, mit denen Eva sechs Wochen lang zusammen gelernt hatte, waren guter Stimmung. Der Spechtige genoss sichtlich den erfolgreichen Abschluss seiner Dressur, und der NS-Führungsoffizier entpuppte sich als launiger Unterhalter. Er hatte kürzlich in einem Vortrag erklärt, die Machtergreifung Hitlers sei schon deshalb eine geschichtliche Grosstat, weil sie die erste wahrhafte Revolution in Deutschland wäre. Der November 1918 sei nur eine Revolte gewesen. Die Ru wollte wieder etwas an den Rand schreiben, unterliess es aber – vorsichtshalber.

Eva hatte am Morgen ihre Sachen in das Zimmer der Wohnheimführerin gebracht. Nach langer Zeit vier Wände für sich! In ihrer Handtasche steckte ein umfangreiches Schlüsselbund. Wäscheschränke, Vorratsräume und Hausapotheke waren unter ihrer Kontrolle. Hausherrin, das hörte sich gut an. Sie hatte eine Aufgabe, trug Verantwortung. Man durfte nur nicht weiterdenken. – Wahrlich, wahrlich, ich sage dir ... Sie hätte in der Muna bleiben sollen, ein winziges Kettenglied, ein Stäubchen. Das war unbequem, vor allem unbehaglich, weil man wusste, dass Hans Tiefenbach um die dritte Schwinge rang und eine Frau vom Format Carla Winter bewunderte. Auch Martin Uhlig hatte zäh an einer Aufgabe gearbeitet und ein Ziel erreicht. Neben dem Schlüsselbund in Evas Tasche steckte ein

Brief von ihm. Ich muss Dir schreiben, stand da, weil es geschafft ist. Schau in die Zeitung. Wir spucken unseren Kirschkern wirklich und endlich in Nachbars Garten.

Eva hatte es gelesen und im Radio tönen gehört. Die gross angekündigte Vergeltung war im Gange. Der offizielle Name der Flugbombe – V i.

Geschafft – das war die eine Seite. Jürgen Baer, der sich verbergen musste, und Hanna Peplow, die man ins Konzentrationslager gebracht hatte, die andere.

Nimz lachte plötzlich auf, meckernd, glucksend. Eva schrak zusammen. Sie sah Rolf Küppers vor sich – wie er seine Hände um und um wendete. Man wird uns fragen, was wir getan haben, wenn der Krieg aus ist ...

4

Im Offiziersrang

Was ist das Schönste im Leben – und was ist das Schwerste? Eva war zumute, als hätte das kurze Wiedersehen mit Hans Tiefenbach nur aus diesen beiden Fragen bestanden.

Er hatte ihr telegraphiert, er käme auf einer Reise nach Ostpreussen über Stettin. Sie führte ihn durch die Räume der Jungstabshelferinnen-Schule. Dann liess sie Kaffee kochen von der Fünfzig-Gramm-Zuteilung nach dem letzten Bombenangriff. Die Köchin brachte den Rest Hefezopf vom Sonntag dazu. Eva gab ihre Anweisungen an das Personal sicher, freundlich, als wäre sie es seit Langem gewohnt. Das Schlüsselbund lag dekorativ zwischen Telefon, Reiseschreibmaschine und Leitz-Ordner.

Eine Jungstabshelferin kam, bat um ein Kopfschmerzmittel, sah den Besucher und verbreitete die Kunde sogleich im Hause. Die nächste Stunde verlief ohne Störung.

Hans Tiefenbach sass in dem einzigen Sessel ihres schmalen Büros. «Jetzt hast du eine wirkliche Aufgabe. Ich freue mich für dich.» Er wartete, dass sie sich neben ihn setzte.

Sie rückte den Schreibtischstuhl so, dass sich ihre Knie berührten. «Es könnte doch jemand kommen.»

«Natürlich, du bist ja im Dienst.» Er zog sie an sich heran und tas-

tete nach dem Kettchen an ihrem linken Handgelenk.

Sie duldete nach einem hastigen Kuss nur seine Hand auf der ihren. Er fand sie überkorrekt. Sie fand, er hätte vielleicht schon früher einmal über Stettin kommen oder einen anderen Weg finden können zu einem Treffen. Er begriff ihren Vorwurf nicht. Seit Monaten hockte er im südlichsten Zipfel Deutschlands. Selbst Professor Leupold musste ihm auf halbem Weg entgegenkommen, damit das gemeinsame Werk im Herbst endlich erscheinen konnte. Ihm verging die Zeit wie im Fluge. In Mitteldeutschland wurde fieberhaft an der ersten A 4-Serie gearbeitet. Jetzt musste er nach Ostpreussen, als eine Art Berater. Wo es dann hinging, war völlig offen. Die Invasion der Angloamerikaner hatte etliche Pläne über den Haufen geworfen. Die Beweglichkeit der Abschussbasen des A 4 erwies sich nun als vorteilhaft.

«Du glaubst also jetzt daran, dass das A 4 den Krieg entscheiden wird?» fragte sie.

«Wir hoffen es, wir müssen es hoffen. Es ist vermutlich die letzte Chance.» Vorgebeugt, hatte er an ihr vorbeigesprochen. Da sie nichts erwiderte, richtete er sich auf. Mit krampfhaft weit geöffneten Augen suchte sie aufsteigende Tränen zurückzuhalten. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. «Du musst das verstehen, Ev. Man hat jahrelang für eine einzige Aufgabe gelebt. Man kann nicht wünschen, dass es umsonst war. Ich bin kein Mann wie Stauffenberg, der Hitler umbringen wollte. Ich könnte nie eine Bombe ins eigene Lager legen. Es geht gegen mein Gefühl.»

Sie war wieder Herr über sich. «Du meinst, man muss alle Kraft zusammennehmen, der Krieg ist zu gewinnen?»

«Wenn wenigstens ein Remis herauskäme. Eine Niederlage ist nicht auszudenken. Da wären wir alle dran.»

«Wenn wir siegen, bin nur ich – und meinesgleichen – dran.»

«Ev, du weisst, ich spreche nie von meinen Verdiensten. Aber dann werde ich es tun. Und den will ich sehen, der uns das Recht streitig macht, zusammen zu leben – in Deutschland, wo und wie es uns passt.»

Sie nickte, mechanisch, wie geistesabwesend. «Du hast einmal gesagt, das Schönste im Leben sei, eine grosse Aufgabe zu haben.

Ich habe mir immer überlegt, was das Schwerste im Leben ist. Jetzt weiss ich es: die Wahrheit von der Lüge zu scheiden.»

Er war betroffen. Dann, zögernd, gab er ihr recht.

Am Haustor musste sie ihn verabschieden. Die Jungstabsheferrinnen strichen im Flur herum, wollten Fragen und Wünsche loswerden. Eva entliess Hans schweren Herzens. Der Umgang mit Carla Winter hatte ihn geformt. Er liebte die Fliegerin wohl nicht, nein, sicher nicht, aber sie gewann immer mehr Macht über ihn, weil sie eine starke Persönlichkeit war. Sie, Eva Leonhard, wollte auch eine Persönlichkeit werden. Darum hatte sie sich herausheben lassen aus der namenlosen Masse. Panzhaff sagte, sie stehe im Offiziersrang. Aber der Weg war falsch, und es war sehr schwer, Unwahres von Wahrem zu scheiden. Sie sehnte sich nach der herzhaften Offenheit der Ru.

Die sass jetzt beim Wehrkreis-Sanitätspark in Kolberg und fühlte sich kreuzunglücklich. Auf ihrem Rückweg von Fürstenberg, wo ihr Verlobter noch immer im Lazarett lag, übersprang sie regelmässig in Stettin ein, zwei Züge. An einem solchen Tage sah Eva die Ru zum erstenmal weinen. Es war ein Weinen aus starren Augen, sparsam an Tränen. «Ich wäre das gemeinste Frauenzimmer, wenn ich ihn jetzt nicht heiraten würde», sagte sie. «Sein Gesicht hat alles abgekriegt. Die Chirurgen wollen ihm eine neue Nase machen. Sie reden davon, als brauchten sie nur in den Lehmtopf zu greifen. Ich habe mich im Sanitätspark beim Chef erkundigt, wie das geht. Sie werden ihm den Arm fest an die Wange heften, damit das Fleisch im Gesicht festwächst, denn überall sind Löcher. Und aus dem Hintern trennen sie vielleicht das Fleisch für die Nase heraus.» Ihre Augen wurden blicklos. «Eva, ich bekomme einen Mann, der kein Gesicht mehr hat. Ich bin drauf und dran, an eine strafende Gerechtigkeit zu glauben. Meine Überheblichkeit, meine Eitelkeit...» Verzweifelt riss sie sich aus ihrer Selbstanklage. «Sein Gspusi, die Rotkreuzhelferin, hat ihn im Stich gelassen. Ihr macht niemand einen Vorwurf. Aber ich habe noch seinen Ring, ich bin verpflichtet.»

Eva schleppte mit ihrer eigenen Last die Lasten anderer durch die Tage dieses Spätsommers, über denen der Engel mit dem quälerei-

schen Blick zu schweben schien. Aus Dresden schrieb Steffi ihr, sie erwarte ein Kind. Sie war weder bestürzt noch ängstlich, nur enttäuscht, dass Rolf unmittelbar nach dem Stettiner Lehrgang fortgemusst hatte, hastig, mit geheimem Ziel. Über manches Rätselhafte seiner letzten Briefe hoffte sie von Eva Aufklärung zu bekommen. Dresden ist herrlich, schrieb sie. Ich gehe zu Fuss zur Brühlschen Terrasse. Man lebt in der Stadt und ist trotzdem im Grünen. Wenn es in Stettin brenzlig werden sollte, hast Du bei mir Dein Zuhause. Vielleicht drücken die Russen bis zur Oder, aber bis zur Elbe kommen sie nicht.

Wo war Rolf? Die Frage beschäftigte Eva unablässig. Als Erich Rosenthal sie zum Samstagabend einlud und hinzufügte: «Es wird noch jemand kommen», horchte sie auf. «Rolf Küppers?»

«Der ist doch am Ende», entgegnete Rosenthal kurz.

Die Nachrichtenabteilung lag in einem ehemaligen Ausflugslokal am Stettiner Stadtrand. In dem parkähnlichen Garten, der in hügeliges Waldgelände übergang, stand eine Blockhütte. Rosenthal hatte sie in eine gemütliche Junggesellenwohnung verwandelt. Die Unterkunftsbaracken der Mannschaften zogen sich am Hügel hin. Oberhalb lagen starke Flak- und Scheinwerfereinheiten. Sie hatten es nicht verhindern können, dass fast ein Drittel der Stadt in Trümmer gegangen war. Das forsche Auftreten Oberleutnant Rosenthals wirkte herausfordernd, zumal wenn er sich von einem russischen Kriegsgefangenen, seinem «Iwan», bedienen liess.

Stumm stellte der breitschultrige Bursche drei Flaschen Wein unter die Wasserleitung und legte einen Korkenzieher auf den Tisch. Rosenthal gab ihm Anweisungen wie einem schwerhörigen Kind. «Wenn dunkel, du Fensterläden zumachen. Ganz fest, verstanden? Sonst Flieger kommen und machen bum-bum.»

Eva wanderte im Zimmer umher. Der Raum, der zusammen mit einer Kochnische und einem winzigen Flur die ganze Blockhütte ausmachte, war eingerichtet, als solle er Wohnung für lange Zeit bleiben. Holzgeschnitzte Wandleuchten, ein Sims mit Büchern, ein gemauerter Kamin.

«Alles selber gemacht», sagte Rosenthal. «Zusammen mit Iwan.» Er lachte breit über Eva, der diese zivile Behaglichkeit unheimlich war. «Meine Devise: sich unentbehrlich machen. Offiziell bin ich verantwortlich für Waffen und Gerät. Aber meine Verbindungen sind so weit gediehen, dass ich sogar Sie fragen kann, was beliebt. Brauchen Sie Möbel für die Stabshelferinnen-Schule? Wildfleisch für Festessen? Pelzfutter für einen Mantel?» Forsch ging er zum Schreibtisch und schloss eine Lade auf. «Es gibt noch alles in Deutschland.» Lässig warf er ein Bündel Marderfelle auf den Tisch. «Gibt hübsche Kolliers. Wenn Sie meinen Freund Wedelstedt geheiratet hätten, wäre so etwas mein Hochzeitsgeschenk geworden.» Er beobachtete, wie ihre Hand über die weichen Felle strich. «Sie können eins haben. Über den Preis lässt sich reden.»

Spöttisch sah sie zu ihm auf. «Pelze sind zum Wärmen da. Als blosses Gebammel trage ich so was nicht.»

«Wie Sie meinen.» Er stopfte die Felle betont achtlos wieder in die Lade. «Vielleicht finden Sie hieran mehr Geschmack.» Er schwenkte eine Flasche weissen Bordeaux und presste ihn zwischen die Lederschenkel. Doch der Stopfen war zu hart, der Korkenzieher zu schwach, und der stramme Offizier war machtlos.

Eva lachte ein bisschen schadenfroh, als er sich gereizt nach einem geeigneten Instrument umblickte. Aber auch Seitengewehr und Jagdmesser versagten. Da warf er die Flasche gegen den Ofen. Scherben klirrten, der goldgelbe Wein rann an den Kacheln herab und verströmte herb-würzigen Duft.

Eva hätte fast geheult. Haut-Sauternes – es war ihres Vaters Lieblingsmarke gewesen.

Rosenthal ging stramm zur Tür. «Iwan! Aufwischen! Weg, weg mit Scherben, dalli!»

Der junge Russe schien solche plötzlichen Aufträge gewohnt zu sein. Doch dieser Duft – er sog ihn ein wie eine Labe. Er kniete noch am Boden, als Rosenthal seinen zweiten Gast begrüßte: Anneliese Theuerkauf.

«Man kennt sich ja, nicht wahr?» Die Überraschung war gelungen. Beide Mädchen standen sekundenlang wie angewurzelt. Auf

Evas Gesicht lag unverhohlene Abwehr, die Marinehelferin Anneliese brachte mühsam ein Lächeln zustande.

Rosenthal hatte sich auf die Ecke seines Schreibtisches geschwungen und klatschte sich auf die Oberschenkel. «Da seid ihr nun aus einem Dorf, ihr zwei Hübschen, und ich denke, ihr fallt euch um die Hälse, wenn ihr euch hier in der Fremde trefft! Immerhin hat die Oberhelferin Theuerkauf ein wahres Loblied gesungen auf eine gewisse Eva Leonhard.»

Anneliese ging auf Eva zu und streckte ihr die Hand hin.

Eva nahm sie. «Du hättest ihm alles erzählen sollen.»

«Wozu. Ist doch nicht wichtig. Ich war damals nur masslos eifersüchtig. Da ist es mir herausgerutscht.»

«Doch, es ist wichtig. – Sie wissen es sicher auch, Oberleutnant, dass ich jüdisches Blut habe.»

Rosenthal hatte eine neue Flasche zwischen den Knien. Er wirbelte den Korkenzieher durch die Luft. «Wedelstedt hat es mir mal geschrieben. Scheidungsgrund bei ihm. Ich bin fürs Pikante. Drehen Sie sich mal zur Seite. Sieht man's eigentlich? – Na, na, nicht so empfindlich!»

Diesmal gab der Korken nach. Rosenthal goss die Gläser voll. «Meine Klitsche liegt nur zwanzig Kilometer von Ihrem Langenbrück entfernt. Dort könnte ich Ihnen anders aufwarten als hier in der engen Bude. Mit ganz erlesenen Jahrgängen.»

«Was machen Sie eigentlich in Zivil? Haben Sie ein Geschäft?» fragte Anneliese.

«Keins mit Ladentisch. Ich vermiete die dicken Berthas, die Dampfwalzen, beim Strassenbau. Und betreibe eine Nutriafarm – so nebenbei.»

«Wir werden also bei Ihnen den Sieg feiern, falls Ihr Weinkeller überlebt.»

«Mein Haus liegt abseits, wegen der Pelztierchen. Es wäre eine Schweinerei, wenn uns das Fest vermässelt würde, bloss weil uns das Talent fehlt zum Siegen.»

Der Scherz ging Anneliese zu weit. «Sie haben gut reden. Sie sitzen hier in trockenem. Mein Verlobter ist bei Riga. Dort sieht es anders aus.» Sie wandte sich an Eva. «Ich habe mich Weihnachten mit Karl-Heinz Wingsiefen verlobt. Wir waren in Stolp bei seinen

Eltern.» Augenzwinkernd diesmal zu Rosenthal: «Schenken Sie mir eine Flasche von Ihren erlesenen Jahrgängen zur Hochzeit?»

Er spottete: «Warten Sie doch bis nach dem Krieg, da stehen uns die Weinkeller ganz Europas offen.»

«Sie denken wohl, wir schaffen es nicht», sagte sie aufsässig. «Offiziere kriegen immer als erste das Gruseln, wenn etwas schiefgeht.»

«Wieso? Es geht ja vorwärts. In diesen Tagen hat Thälmann ins Gras gebissen. Schon ein Feind weniger.»

«Damit sollte man nicht spotten», sagte Eva, die still in der Ecke lehnte. «Sicher hat er sehr gelitten im KZ.»

Anneliese sagte streng: «An der Front leiden sie auch. Man muss das Seine tun, damit wir durchhalten können. Goebbels meint, die mit den besseren Nerven gewinnen.»

«Nerven ohne Panzer ist auch nicht das richtige», brummte Rosenthal leicht verstimmt.

«Wir *haben* Panzer – und Flieger – »

«Aber kein Benzin.»

«Kutschiert nicht soviel mit euren Fahrzeugen herum, dann ist genug da. Und die V i? Die holt keine Flak herunter.»

«Die Engländer lassen Sperrballons mit Netzen auf. Sie unterschätzen unsere Feinde, Fräulein Oberhelferin.»

«Sie unterschätzen unsere Führung, Herr Oberleutnant. Mit der V i steht unsere Vergeltung erst am Anfang.»

«Viel Zeit ist aber nicht mehr.»

«Der Führer hat immer das Richtige zur richtigen Zeit getan. Verlassen Sie sich darauf, der grosse Schlag wird vorbereitet.»

«Schön wär's ja, wenn wir das Würfelspiel doch noch gewinnen.» Rosenthal zog eine neue Flasche auf. Er winkte Anneliese heran. «Trotzdem würde ich Ihnen raten, mit Eva einen Versöhnungstrunk zu tun.»

Anneliese sah ihn verständnislos an. «Wir vertragen uns doch längst wieder.»

Er sagte halblaut: «Machen Sie's nur richtig offiziell. Ich bin auch freundlich zu meinem Iwan. Man kann nie wissen.»

Eva hatte in einem Buch geblättert, das Gespräch gefiel ihr nicht besonders. Aber erst, als Anneliese verächtlich sagte: «Oberleut-

nant, Sie sind ein Schuft», begriff sie, dass es um sie selber ging. Der Wein schmeckte ihr plötzlich nicht mehr. Sie nahm ihre Handtasche. «Ich muss vor dem Fliegeralarm zu Hause sein.»

«Wie sich das für die Heimführerin einer Jungstabs helferinnen-Schule gehört», sagte Rosenthal grinsend.

«O la la!» Anneliese tat so überrascht, dass Eva eiligst versicherte, sie mache das nur vertretungsweise.

Anneliese bohrte, wollte wissen, ob Rosenthal sich «den Verein» schon angesehen hätte.

«Von wegen Verein! Da ist so ein Panzerkreuzer, der kehrt mit eisernem Besen. Die Heimbesatzung ist minderjährig, und die Heimführerin ist auch an das Keuschheitsgelübde gebunden.» Er zwinkerte Anneliese zu und geleitete Eva hinaus.

Stabszahlmeister Panzhaff war um einige Grade zu feierlich, als er Eva die Ernennung zur kommissarischen Wohnheimführerin überbrachte. Frau Wolf bliebe in ihrem Heimatort. Nur durch Protektion wäre die Frau Jugendwohnheimführerin geworden. Er, Panzhaff, sei der Meinung, jeder dürfe nur die Stellung bekleiden, die seinen Fähigkeiten entspreche. Soldatenzucht, harte Schule, keine Winkelzüge, keine Seitensprünge. Ehrlich und schlicht. Jawohl.

Er spendierte eine Flasche Rotwein aus der letzten Kasinzuteilung. Eva fand, dass die reelle Quelle saurer war als die unreelle bei Rosenthal.

Panzhaff kam meist nachmittags. Zu dieser Zeit liessen sich Besprechungen mit der Heimführerin ohne Störungen abhalten, denn die Jungstabs helferinnen waren im praktischen Einsatz in den Heeresbetrieben der Stadt.

Die mitgebrachte Flasche schien nicht die einzige Zuteilung gewesen zu sein. Der Zahlmeister war bereits redselig, als er kam. Nach wortreicher Einleitung küsste er Eva die Hand. Die Spitze seines gewaltigen Nasendreiecks auf ihrer Haut widerte sie an.

Dann entwickelte er seine Pläne. Ehe sie als Jugendwohnheimführerin voll anerkannt werde, müsse sie eine Schulung der Deutschen Arbeitsfront mitmachen. «Vierzehn Tage auf einer schön ge-

legenen Burg, nicht übel, wie?» Sein kleiner Finger streichelte beim Zutrinken ihre Hand. Als sie reserviert blieb, sagte er: «So prude sollen Sie früher nicht gewesen sein.»

«Wie meinen Sie das?» Eva verschluckte sich fast.

Er putzte gleichmütig seine Brille. «Sie sollen auf der Insel gute Arbeit geleistet haben. Die V 2 fliegt ja nun. Das Werk von Männern. Aber Sie werden auf Ihre Weise auch Ihr Scherflein beigetragen haben.»

Eva überlegte. Wen hatte er gesprochen? Was wusste er?

Er trank sein Glas leer, zu hastig offenbar, ein Hustenanfall schüttelte ihn. «Soll ich Ihnen etwas zu essen holen?» fragte sie.

«Etwas Festes wäre nicht schlecht nach dem Wein.»

Sie nahm das Schlüsselbund und lief hinaus. Instinktiv machte sie an der Tür des Krankenzimmers halt. Thea Panknin, eine Achtzehnjährige aus Schwerin, lag im Bett und strickte. «Wenn Sie inzwischen etwas hören sollten, Thea, ich bin im Keller.»

Eva raffte Butter und Wurst aus dem Vorratsschrank. Auf halber Treppe kam Panzhaff ihr entgegen.

«Zeigen Sie mir doch mal die Vorräte. Sie können mir auch gleich sagen, woran es fehlt.» Er drehte sie mit sanftem Druck herum.

An den Gazeschränken hantierend, redete sie von holzigen Kohlrüben und muffigen Graupen. Sie hörte ihn atmen. Da tastete sich auch schon seine Hand an ihre Hüfte heran.

«Lass endlich Graupen und Kohlrüben», sagte er heiser. «Ich bin verrückt nach dir. Dass ich dir bis in den Keller nachsteigen muss, um es dir zu sagen, Mädels!»

Eva sah im Halbdunkel seine Brillengläser, die Nase, die sich wie ein Vorposten heransob. Wenn sie jetzt zuschläge, wäre alles aus. Mit einer schnellen Bewegung entzog sie sich seinem Zugriff. «Herr Stabszahlmeister, als ich die Schule übernahm, sagten Sie: ‚Halten Sie das Haus sauber!‘» Krampfhaft scherzend markierte sie Strenge. «Ich tue es.»

«Dann sag mir, wo wir uns treffen können.»

«Will mein Vorgesetzter mich auf die Probe stellen?»

Er war einen Augenblick verblüfft, dann glaubte er, ihre Taktik

zu durchschauen. «Du bist köstlich, Mädels.» Er entwand ihr den Wurstteller. Sie gewann Vorsprung bis zur obersten Treppenstufe, wo sie innehielt, scheinbar ausser Atem. Wie erwartet, packte er sie von hinten. Aber sein Triumph war kurz. Die Jungstabsheiferin Thea Panknin, einen Wollschal um den Hals, schlurftete über den Flur und starrte ihn, den Lehrer und Vorgesetzten, fassungslos an.

Eva trank mit Widerwillen aus Gläsern und Tassen, die aus dem Krankenzimmer zurückkamen. Sie setzte sich nahe zu Thea, um Bazillen zu schlucken. Warum reagierten ihre Mandeln, die sich sonst so empfindlich zeigten, gerade jetzt nicht? Wenn sie nicht umgehend krank wurde, musste sie in der nächsten Woche nach Thüringen zum Lehrgang für Jugendwohnheimführerinnen. Dazu brauchte sie noch einige eidesstattliche Erklärungen. Die Arbeitsfront und die Hitlerjugend wollten wissen, warum sie vor dem Arbeitsdienst in keiner Organisation war und ähnliches. Auf Treu und Glauben wurde man eben nicht bestätigt, wenn man Jugend führen wollte. Panzhaff befahl sie zu dem Gespräch in sein Arbeitszimmer. Er weidete sich an ihrer Unsicherheit.

«Ich lasse Ihnen den Wehrmachtsfahrchein für die zweite Klasse ausschreiben, wie es Offizieren zukommt», sagte er mit einer Liebenswürdigkeit, die wie Hohn klang, «damit Ihnen wenigstens die Reise Spass macht. Ihre Vertreterin trifft am Montag ein.»

Eva ging beklommen durch den warmen Herbsttag. Wenn mir die Ru am Sonnabend kein Chininpräparat mitbringt, ist es aus. Dann muss ich mir kochendes Wasser über die Beine schütten.⁴

Abends konnte sie lange nicht einschlafen. Dann träumte sie, auf der Schulungsburg hielt Frau Klemt Vorträge zum Thema: Nationalsozialismus – die erste wahre Revolution in Deutschland. Alle klatschten Beifall. Nur sie, Eva, konnte keine Hand bewegen. Da kam Frau Klemt mit einer Reitpeitsche auf sie zu.

Eva überlegte allen Ernstes, wen sie ins Vertrauen ziehen könnte. Rosenthal würde es sicher fertigbringen, ihr ein fiebertreibendes Mittel zu besorgen.

Aber sie scheute sich, von ihm abhängig zu werden. Wusste sie denn, wie er das gemeint hatte: über den Preis lässt sich reden? Sie dachte auch an Anneliese Theuerkauf, die ehemalige Rotkreuzschwester: Eines Sonntags war sie mit Rosenthal vorgefahren, hatte sich die Schule angesehen bis zum Keller und freimütig gestanden, dass sie sich nicht zutrauen würde, so ein Haus zu leiten. Es bestand eine heimliche Spannung zwischen ihnen. Anneliese war rasch, impulsiv, und sie glaubte noch immer an den Führer, an seine Unbesiegbarkeit und Lauterkeit. Wozu wäre sie wohl imstande, wenn sie merkte, dass Eva sich bewusst krank machte, um der NS-Schulung zu entgehen? – Nein, Anneliese fiel aus, es blieb nur der Wassertopf.

Auf der Rückfahrt von Fürstenberg kehrte die Ru bei Eva ein. Wenn eine Frau sich einen Mann danach gewählt hat, dass sie mit ihm über den Markt gehen kann, und sie bekommt einen Krüppel zurück, vor dessen Gesicht die Kinder erstarren, so gehört Seelengrösse dazu, diese Bürde zu tragen. Die Ru protestierte leidenschaftlich gegen die Willkür des Schicksals, das einen Zahlmeister – man bedenke, einen Zahlmeister – bei der Verlegung des Lazarets, das er verwaltete, Opfer eines verirrten Geschosses aus Partisanenhand werden liess.

«Wenn ich ihn noch lieben würde», stöhnte sie, halb krank vor Ekel und Verzweiflung. «Aber er war mir ja vordem schon gleichgültig. Wir haben uns nichts mehr zu sagen. Mir graut davor, wenn die Verbände abgenommen werden. Ich gebe mir wirklich Mühe, schon um den Chefarzt nicht zu enttäuschen – aber ich kann so schlecht schauspielern. Gestern wollte er mir nicht mal die Hand geben. Er weiss sehr wohl, dass ich nur aus Pflichtgefühl komme. Was soll ich bloss machen?»

Natürlich hatte sie das Chininpräparat vergessen. Wer konnte es ihr verdenken? Auf dem Weg zur Strassenbahn sagte sie: «Der Krieg dauert nicht mehr lange. Vor Kurzem habe ich gesagt, ich werde aufatmen, ganz gleich, was wird. Aber jetzt fürchte ich mich davor. Ein Mensch ohne Gesicht –!»

Eva vergass das trockene Weinen nicht, mit dem die Ru, die sich

immer gescheut hatte, Gefühle zu zeigen, von ihr ging. Es mischte sich mit der Erinnerung an Rolfs fürchterliches Lachen. Man habe ihn in eine Anstalt bringen müssen, schrieb Steffi, seine Nerven hätten versagt. Eva wüsste es besser. Das Lachen war ein Vorhaben.

Nur nicht weiterdenken. Kurz entschlossen lief sie in die Küche. Der grosse Topf mit Gemüsewürsten stand auf dem Feuer, dahinter der Wasserkessel. Bloss ein bisschen rücken-!

«Fräulein Leonhard – Herr des Himmels, was machen Sie denn?»

Die Köchin riss den kippelnden Topf mit einem Handgriff zurück, das überschwappende Wasser zischte über die Herdplatte.

Eva unterdrückte ein Stöhnen. Es tat sehr weh, aber es war nicht genug. Nur ein Fuss hatte etwas abbekommen. Panzhaff würde sie zusammendonnern: Sie fahren! Geländespiele wird man ohnehin nicht mit Ihnen vorhaben.

Thea Panknin versorgte den Fuss mit Brandsalbe und Binden. «Morgen früh rufen Sie aber den Arzt an», sagte sie, «und wenn Fliegeralarm kommt, holen wir Sie ab.»

Eva blieb allein in ihrem Zimmer. Alles war umsonst. Sie war zu zaghaft gewesen. Ein zweiter Versuch würde auffallen.

In dieser Nacht sank die Jungstabs helferinnen-Schule in Trümmer. Eva sass mit ihren Mädchen im Schutzraum. Das Dröhnen und Prasseln war ungeheuer. Viele weinten und suchten Schutz aneinander wie vom Fuchs aufgescheuchte Küken. Eva dachte wieder an die Ru. Eine ausgleichende Gerechtigkeit – sollte man daran glauben? Wie steht's dann mit mir? Bin ich nicht ein Jonas für die Mädchen? Meine Art zu leben ist doch eine ständige Herausforderung ans Schicksal. Wenn ich die Nacht überstehe, gehe ich zu Panzhaff und sage ihm alles.

Eva überstand die Nacht mit allen ihren Mädchen. Als sie aus dem Schutzraum krochen, erhellten brennende Dachstühle, riesigen Fackeln gleich, das Dunkel. Sie leuchteten den Rettungsmannschaften, die verschüttete Zugänge freilegten.

Die Mädchen rafften ihre Habseligkeiten zusammen.

Thea half Eva den Wäscheschrank ausräumen. Das Feuer wütete im zweiten Stock.

Jetzt müsste man zeigen, dass man nicht feige ist. Man müsste etwas retten unter Lebensgefahr. Eva dachte es flüchtig und humpelte mit einem Packen Wäsche auf die Strasse. Hinter ihr brach die Decke des Büros herunter. Der erste Gedanke, der sie durchzuckte, galt der Laute. In der Ecke hinter dem Schrank hatte sie gestanden, die nordische Basslaute.

5

Rechts und links vom Pommernwall

Eva ging nicht zu Stabszahlmeister Panzhaff und sagte: Seht her, das bin ich. Die Sonntagnacht hatte alles verändert. Panzhaff donnerte den Obmann der Deutschen Arbeitsfront an, der verlangte, die Jugendwohnheimführerin solle zur Schulung reisen. War er denn blind? Im Augenblick lagen die Aufgaben Eva Leonhards hier. Dem Schock von der Bombennacht war nur mit Haltung zu begegnen. Das Heeresbekleidungsamt hatte die Mädchen fürs erste aufgenommen, aber der Gebäudekomplex galt als mögliches militärisches Angriffsziel. Manche Mädchen schliefen kaum noch.

Nimz und Panzhaff gaben dem Generalintendanten Bericht zur Lage. Wenige Tage später wurde die Jungstabhelferinnen-Schule aufgelöst. Die Mädchen verblieben in den Heeresdienststellen, wo sie ihr Praktikum absolvierten, als Angestellte. Vom Jugendschutzgesetz, wonach Siebzehnjährige in Heimen unterzubringen waren, sprach niemand mehr.

Eva fuhr durch die Stadt, besichtigte möblierte Zimmer und fragte sich, wozu sie nötig war, wenn man sich jetzt kein Gewissen daraus machte, die Jugendlichen sich selbst zu überlassen. Thea Panknin als einzige wurde sofort ihrem Heimatort überantwortet. Eva wusste, warum.

Nach Auflösung des Behelfslagers im Bekleidungsamt ging Eva zu Panzhaff. «Könnte ich nicht nach Dresden versetzt werden? Mir läge viel daran.»

Er sah kalt über sie hinweg. «Jeder Wehrkreis zieht sich seine eigenen Wohnheimführerinnen heran. Bis auf Weiteres werden Sie hier im Hause arbeiten.»

Sie musste einer älteren Angestellten, die als Schwätzerin bekannt war, zur Hand gehen, Listen anfertigen und Karteikarten ordnen. In der Sinnlosigkeit lag für Eva der Sinn.

Sie bewohnte ein Zimmer im dritten Stock, das einen freien Ausblick hatte, weil die eine Seite der Friedrich-Carl-Strasse schon zerstört war. Ein behagliches Zimmer, trotzdem vermochte sie nicht, davon richtig Besitz zu ergreifen. Sie fühlte sich als Wanderer, der nur eben mal rastete und eigentlich noch zuviel Gepäck besass. Sie berichtete Hans Tiefenbach davon. An seiner Devise vom Hände-frei-Halten war etwas dran. Er antwortete umgehend, sie solle den Kopf oben behalten. Von sich selbst, seiner Rückkehr aus Ostpreussen kein Wort.

Aus Dresden schrieb Steffi, dass sie zum Jahresende ihr Kind erwarte. Schwendtmayr sei wütend auf Rolf. Ihr Liebster wäre ein Drückeberger in jeder Hinsicht, seine Geisteskrankheit nur Vorwand.

Eva grübelte lange. Sie meinte, wieder Jürgen Baer zu hören: In diesem Kriege ist ein Deserteur kein Verräter. Sie hatte beobachtet, welche Veränderungen in Rolf vorgegangen waren. Deutschlandhalle – Posen – Stettin, es war eine folgerichtige Entwicklung. Rolfs Wollen und Wesen war eins. Was er bewusst dazu getan hatte, fiel kaum noch ins Gewicht. Sie wollte Nimz bitten, sie für den Wehrkreis Dresden freizugeben. Steffi brauchte sie.

Oberstabsintendant Nimz griff zum Telefon, als sie ihren Wunsch vortrug, und befahl Stabszahlmeister Panzhaff zu sich.

Es stimmte also, dass Nimz nur tat, was der Spechtige ihm riet. Panzhaffs verstecktes Hohnlächeln hätte sie fast aus der Fassung gebracht. Für sie läge die neue Order schon bereit. «Kommandierung zum Stabshelferinnen-Wohnheim Gross-Born-Westfalenhof als Unterführerin. Der Marschbefehl wird gerade ausgefertigt», sagte Panzhaff bündig.

Die Schwätzerin wiegte den Kopf. «Gross-Born! Da geben Sie man Ihr Zimmer hier nicht auf. Mehr sag ich nicht, sonst verpetzen Sie

mich wegen defätistischer Äusserungen.»

Eva reiste mit kleinem Gepäck. Im Kasino hatte sie erfahren, Gross-Born sei das östliche Jüterbog, das Gelände, auf dem die Soldaten geschliffen wurden. Sie fuhr stundenlang, erst Eilzug, dann Personenzug, dann kam sie am falschen Ende des Truppenübungsplatzes an.

Der Offizier am Steuer des Wagens, der sie nach Westfalenhof mitnahm, schüttelte den Kopf. «Unsere Stabshelferinnen sitzen schon auf ihren Koffern. Wen wollen Sie denn noch führen?» Er brachte sie zum Eins-A.

Sie stand einem jungen Hauptmann in verschwitzter Feldbluse gegenüber. Er sprang unbeherrscht auf, als er ihre Kommandierung erfuhr. «Ist denn die Wehrkreisverwaltung verrückt geworden? Vor drei Monaten habe ich Verstärkung für das Wohnheim angefordert. Da war niemand frei für uns. Jetzt könnte ich aus dem Generalgouvernement jede Menge kriegen. Dort wird nämlich schon aufgelöst. Aber davon scheint man in Stettin keine Notiz zu nehmen.»

Eva zog zum Übernachten in das Krankenzimmer des Wohnheims. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit ging sie ein Stück durch die Kasernenstadt. Im Umkreis des Kasinos herrschte nervöse Unruhe. Soldaten, Offiziere und Stabshelferinnen trieb es umher, zu Fuss und auf Motorrädern. In den Kurven spritzte der Schlamm, verdreckte Regenmäntel und Tarnjacken, wohin man blickte.

Die einzige Ausnahme war der Standortälteste. Eva erkannte ihn an den breiten roten Generalsstreifen. Langsam stieg er die Freitreppe zum Kasino hinauf, schwerfällig und müde.

Am nächsten Morgen verliess Eva die irritierende Geschäftigkeit des Truppenübungsplatzes und fuhr in eine Geschäftigkeit hinein, die mit Gelächter über die Trostlosigkeit hinwegzutäuschen suchte.

Standortverwaltung Deutsch-Krone melden, zur Verwendung beim Bau des Pommernwalls – lautete ihr neuer Einsatzbefehl auf die telefonische Anfrage des Eins-A in Stettin.

Die Hitlerjugend schanzte. Tausende von Jungen und Mädchen wühlten die pommersche Erde auf für die Siegfriedlinie des Ostens. Auf allen Plätzen Deutsch-Krones waren Zelte aufgeschlagen, Gulaschkanonen dampften. Der Brotkanten zur Suppe wurde keck aufs Fahrtenmesser gespiesst. Eine singende Kolonne schleppte dünne Baumstämme, deren Kronen wie breite Besen hinterherfegten, an den biwakierenden Gruppen vorbei. «Denn heute gehört uns Deutschland – und morgen die ganze Welt...»

«Platz für die Panzerfallen!» schrie ein Pimpfenführer.

Eva hatte sich auf einem Brunnenrand niedergelassen. Ein Gefreiter mit Eisernem Kreuz erster Klasse und silbernem Verwundetenabzeichen auf der Feldbluse wusch sich in dem Becken. «Verdammtes Kroppezeug», schimpfte er vor sich hin. «Jetzt lacht ihr noch. Wenn sie euch erst Panzerfäuste in die Hände drücken, scheißt ihr in die Hosen.»

Ungeniert laut schneuzte er sich, ohne Taschentuch. Misstrauisch geworden gegenüber der stummen Zuhörerin, sagte er über die Schulter: «Kommen Sie etwa von der Presse? Dann haben Sie die Meinung des unbekanntnen Soldaten über diesen Sauhaufen gehört.» Er spuckte dreimal auf das holprige Kleinstadtpflaster, ehe er in der jugendlichen Menge untertauchte.

Da Eva vom Wehrkreiskommando kam, wurde sie dem Chef der Heeresstandortverwaltung sofort gemeldet. Ein Major Hover, der zwei Jahre zuvor noch Hauptmann war. Er begrüßte sie wie eine alte Bekannte, ohne den frostigen Unterton, den sie vom Boddnhaus her noch im Ohr hatte.

Hover war noch hagerer, die steile Stirnfalte noch tiefer geworden. «Wir treffen uns zu keiner guten Stunde», sagte er. «Weil die Insel nicht halten konnte, was von ihr erwartet wurde, müssen Kinder hier Barrikaden bauen.»

Eva schilderte vorsichtig ihre deprimierenden Beobachtungen. Er winkte müde ab, es gab nichts zu beschönigen. «Wir alle werden bald Panzerfäuste in die Hand nehmen und retten, was zu retten ist.»

Nachdem er ihren Einsatzbefehl überflogen hatte, sagte er ziemlich unmotiviert: «An sich haben wir uns ja immer gut verstanden,

Fräulein Leonhard. In schwerer Zeit hilft einer dem anderen. Dass Sie hier Schippdienst mitmachen, kommt gar nicht in Frage.»

Der Gebietsführer der Hitlerjugend wurde ihm gemeldet. Hover bat Eva um etwas Geduld. Ihre Angelegenheit wollte er selber in die Hand nehmen. In Stettin hätte man keine rechte Vorstellung, was hier los sei.

Eva sah sich eindringlich gemustert, als sie aus dem Dienstzimmer des Majors kam. Hover stellte vor. Ein untersetzter Jüngling mit schnellen Augen im runden Gesicht – der Hitlerjugend-Chef für ganz Pommern.

«Jungstabsheiferinnen-Schule Stettin», überlegte er laut.

«Schade, dass die aufgelöst wurde. Was machst du hier?»

«Vielleicht schippen. Westfalenhof wurde auch aufgelöst.»

Nach kurzem Blickwechsel mit Hover, der kopfschüttelnd dabei stand, sagte der HJ-Führer: «Mein Wagen fährt heute nach Stettin zurück. Er nimmt dich mit. Melde dich bei der Gebietsmädführerin. Parole ‚Glambecksee‘. Wenn die Wehrmacht keine angemessene Verwendung für dich hat, werden wir dich einsetzen.»

Wenig später flogen Türen, die Schreibstubensoldaten sahen rote Biesen, und schon standen sie stramm. Wie die Karikaturen im «Simplicissimus» kamen sie Eva vor. Auf dem Dachboden von Langenbrück lagen die alten Zeitschriften stossweise.

«Der Alte ist mit seinem Wagen steckengeblieben», erzählte ein Unteroffizier, als das Türklappen hinter dem General das allgemeine Rührt-euch erlaubte. «Jetzt soll ihn einer nach Stettin kutschen. Dort hat es vorige Nacht gehörig gerumst.»

Es gab keine lange Debatte im Majorszimmer. Der Gebietsführer hatte dem General seinen Wagen angeboten. Mit Inventar. Das waren der Fahrer und eine Jugendwohnheimführerin z. b. V.

So kam es, dass Eva Leonhard im standergeschmückten Auto der HJ-Gebietsführung Pommern an der Seite des Stadtkommandanten von Stettin zurückkehrte, mit kleinem Gepäck und mit neuer, sehr fragwürdiger Order.

Als sie zu dem General in den Wagen stieg, las sie in Hovers Gesicht Unbehagen. Von ihm hatte sie nichts mehr zu befürchten. Auf

die Fragen, die der General während der Fahrt an sie richtete, antwortete sie mit einer Sicherheit, über die sie selber staunte.

«Stabshelferinnen», sagte er, «man hätte sie früher einkleiden müssen, wie es die Luftwaffe getan hat. Uniformen schaffen Würde. Disziplin vermag viel. Stammen Sie aus Pommern?»

«Nein, aus Mitteldeutschland.»

«Aber Sie werden aushalten, wenn es gilt, Pommern mit Zähnen und Klauen zu verteidigen, nicht wahr? Man sieht es einem Menschen an, ob er die Zeit begriffen hat.» Er streifte sie mit seinem Kommandeursblick.

Das Auto kam in der Stadt nur langsam vorwärts. Ganze Strassenzüge waren abgesperrt. Der General machte ein Gesicht wie ein wütender Hausvater, dessen Haus und Hof verkommen sind, kaum dass er den Rücken gewendet hat. Eva liess sich absetzen. Sie wollte nicht mit dem Hakenkreuzstander in die Friedrich-Carl-Strasse einfahren. Das wäre allerdings auch nicht möglich gewesen. Nur auf einem schmalen Steig in der Mitte kam man einigermassen ungehindert voran. Breit lagen die Trümmer der Häuser, schamlos zur Schau gestellt die Eingeweide der aufgerissenen Leiber aus Stein, Stahl und Holz.

So absurd es war, ein Gedanke durchzuckte Eva angesichts der trostlosen Steinwüste zuallererst: Die Okarina ist nun auch hin. – Sie stieg über Mauerbrocken, verkohlte Balken und fand den Hauszugang nicht. Das Erdgeschoss war zur Wanne geworden für drei Stockwerke. Was es nicht hatte fassen können, quoll aus den Fensterhöhlen. Der Eingang musste dort gewesen sein, wo Hausbewohner Nachrichten für ihre Angehörigen hinterlassen hatten. Ohne tieferes Interesse las sie die mit Steinen beschwerten Zettel. Fast hätte sie ihren Namen übersehen: Eva Leonhard, ich warte. Bahnhofstunnel Bahnsteig 2. Auch ohne Unterschrift wusste sie, von welcher Hand die mit Schönschriftbögen versehene Botschaft kam.

Die Gänge und Winkel des Tunnelnetzes unter den Bahnsteigen des Hauptbahnhofs ähnelten einem Asyl für Obdachlose. Aus den baltischen Ländern, dem Generalgouvernement und Ostpreussen wa-

ren die ersten Flüchtlinge in Stettin eingetroffen. Feuchtigkeit kroch in diese Maulwurfstadt, machte die Treppen glitschig und die Gänge zu muffigen Schächten. Die Ausdünstungen der vielen Menschen, die, schon tagelang unterwegs, herumsassen oder -lagen, schlugen Eva entgegen. Es würde schwer sein, Burgl Freyer hier zu finden. Kofferberge, auf Räder gebundene Kisten, darüber ausladende Bettenbündel versperrten die Sicht. Doch sie wurde gesehen, kaum dass sie in den Gang eingebogen war. Als dunkle Gestalt löste sich Burgl von der Wand. Ein schwarzes Tuch verhüllte ihr Haar und liess die gewölbte Stirn stark hervortreten. Eva sah der Freundin an, wie sehr sie gewartet hatte. «Was ist passiert, Burgl?»

Gestern war es geschehen. Zwei Fremdarbeiterinnen, die eine übermässig beladene Karre schoben, kippten mit ihrer Last um. Der aufsichtführende Feuerwerker befahl, die Kisten wieder aufzustapeln. Als die eine Arbeiterin ihm zu verstehen gab, ohne Hilfe ginge es nicht, versetzte er ihr einen Fausthieb, dass ihr das Blut aus der Nase floss. Daraufhin war Burgl, die von der Expeditionshalle aus alles mit angesehen hatte, hinzugesprungen, um den Frauen zu helfen. Der junge Flegel trat dazwischen, worauf Burgl ihm eine Ohrfeige verabreichte. Allein das starke Nasenbluten der Ausländerin hielt wohl den Feuerwerker davon ab, den Übergriff sofort zu melden. Er begnügte sich mit lautstarken Drohungen.

Nach dem Dienst wurde Burgl von der Lagerführerin ins Gebet genommen. Walburga Freyer hatte sich auf die Seite einer Fremdarbeiterin gestellt und einen deutschen Soldaten geschlagen. Man wusste sehr gut, warum sie vor zwei Jahren aus ihrer rheinischen Heimat fortgehen musste. – Elsbeth Schlegel warnte im Ton eines Richters, dem alle Machtmittel zu Gebote stehen und der, weil er gerade gut gefrühstückt hat, sein Opfer nicht sofort aburteilen will. – In der Nacht war Burgl aus quälenden Träumen hochgeschreckt. Dem beklemmenden Gefühl, als stehe jemand neben ihrem Bett, folgten ein Hauch von Kälte und das Geräusch huschender Schritte. Die Kälte blieb, sie tastete links an Ohr und Schläfe entlang, fasste in Stoppeln, in struppige Enden gestutzten Haars. Das war die zweite

Warnung der Schlegel. Die besagte: In Ravensbrück wird kahlgeschoren.

Eva hatte das kaum zu Fassende schweigend angehört. Sie sah das Lagergelände vor sich, erlebte mit, wie Burgl leise aufstand, das Notwendigste in eine Tasche packte und sich davonstahl; wie es ihr gelang, die Wache zu umgehen, wie sie den langen Weg zur übernächsten Bahnstation im Dunkeln zurücklegte und den Frühzug erreichte.

Nach einer Pause sagte Burgl schüchtern: «Ich konnte nicht dorthin, wo sie mich zuerst suchen werden – zu meiner Tante oder nach Hause. Ich habe gedacht, hier kommen jetzt viele Flüchtlinge durch. Da kann man vielleicht untertauchen.»

«Weisst du, wohin die Flüchtlinge geschickt werden? – Wo du herkommst.» Eva spürte, wie Burgl zusammenzuckte. Unsere Lage ist so trostlos wie der Bahnhofstunnel, dachte sie, so scheusslich öde wie die feuchte Wand gegenüber. Aber Burgl musste verschwinden. Natürlich! Sonst ginge es ihr wie Hanna Peplow.

«Du hast so viele Bekannte», sagte Burgl kleinlaut. «Kannst du mir nicht eine Adresse geben? Der Krieg wird doch nicht mehr lange dauern, nicht wahr?»

Nicht mehr lange. Wenn sich einer nur vier Wochen lang verstecken muss, kann das zur Ewigkeit werden. – Evas Sinne hatten während Burgls Bericht weitgehend die Geräusche der Aussenwelt abgewehrt. Menschen waren weitergezogen, andere hinzugekommen, Züge wurden ausgerufen. Eine solche Lautsprecherstimme drang in Evas Bewusstsein. Das Schlüsselwort hiess Dresden. In zwanzig Minuten fuhr ein Güterzug, mit drei Waggonen für Flüchtlinge.

«Steffi! Du weisst doch, wer das ist, Burgl. Sie kriegt ein Kind und hat keinen Menschen bei sich. Sie wohnt in einem Gartenhaus. Du bist von jetzt ab eine Verwandte aus dem Warthegau, hörst du? Papiere auf der Flucht verloren.»

Burgl begann neue Hoffnung zu schöpfen. Eva schrieb auf die Rückseite des knittrigen Zettels aus der Friedrich-Carl-Strasse die Dresdner Adresse und darunter: Steffi, hilf! Mehr war nicht nötig.

Burgl nestelte an ihrem Kopftuch. «Hast du eine Schere? Du brauchst nur die rechte Seite zu beschnippeln.»

Formschnitt à la Schlegel, dachte Eva mitleidig, während sie mit ihrer Nagelschere in das kräftige Haar fuhr. Ihre Hand zitterte noch, als Burgl sich in den Waggon zwängte.

«Steffis Wohnung ist unser Treffpunkt», sagte Eva beim Abschied. «In jedem Falle.»

Stabszahlmeister Panzhaff gab sich väterlich. Was bei ihm zählte, war Evas Rückkehr in Gesellschaft des Stadtkommandanten. Er verschaffte ihr ein kleines Zimmer in einem Eigenheim unweit der Wehrkreis Verwaltung. Die Anweisung des Gebietsführers, dass sie sich bei der Gebietsmädelführung melden solle, entkräftete er sofort. Die Hitlerjugend wollte aus einem am Glambecksee gelegenen Grundstück ein Auffanglager machen für Mädelführerinnen aus dem Osten, aber nach dem Stettiner Angriff hatte die Wehrmacht die Hand darauf gelegt. «Wenn Sie jetzt zur Gebietsführung gehen, schickt man Sie allenfalls zur Flüchtlingsbetreuung auf den Bahnhof.»

«Das würde ich sofort annehmen», sagte Eva störrisch. «Dort merkt man wenigstens, dass man gebraucht wird.»

Panzhaff empfand die Abfuhr. «Wenn Sie sich als Sanitäterin gefallen, bitte sehr. Mein Büro kann auf Ihre Mitarbeit verzichten. Vertreten Sie die Wehrkreisverwaltung beim Bahnhofsdienst.» Eva war entlassen, der Spechtige nahm keine Notiz mehr von ihr.

Auf dem dämmerigen Korridor sah sie einen Mann, mit Koffer und einem Bündel beladen, auf ihr Büro zugehen. Der Koffer gehörte ihr. Auf den zweiten Blick erkannte sie Erich Rosenthal. Wie kam er zu ihrem Koffer? Luftschutzfertig gepackt, hatte der griffbereit vor ihrem Schrank gestanden. Ihr fehlten die Worte. Da war ein Freund in das getroffene Haus eingedrungen, bis zum dritten Stockwerk hinaufgekeucht, während die Hausbewohner noch im Keller sassen und sich nicht einmal in die unteren Wohnungen wagten. Es war schön, den Koffer wiederzuhaben; es war schön, in dem zusammengefalteten Bettzeug ein paar Kleider und Röcke zu finden, aber das alles war nichts gegen die Tatsache, dass jemand vor ihr stand, der sich um sie gesorgt hatte.

Noch vor der Entwarnung hatte Rosenthal in die Stadt fahren

müssen. Erste Erkundung per Motorrad. Vor dem brennenden Dachstuhl ihres Hauses überfiel ihn mit Macht der Gedanke, sie könnte womöglich noch oben sein und nicht mehr herauskommen. Es war nicht schwer, die Korridortür einzutreten, hinter der es knisterte und prasselte. Da der Luftschutzkoffer oben stand, vermutete er sie noch in der Wohnung. Er rief nach ihr, vergeblich. Dann musste er sich beeilen, ehe die Treppe einstürzte.

Eva war gerührt. Über seiner linken Braue klebte ein Pflasterverband. «Und wo ist das her?»

«Da hat mich der Querbalken Ihrer Zimmertür gestreift. Er fiel brennend herunter, gerade als ich raus wollte.»

«Sie sind ein Mordskerl, Erich!»

Eva hatte ihm einiges abzubitten. Er war doch ein anderes Kaliber als Schwendtmayr. Ob die Okarina heilgeblieben war? Sie musste zwischen Badeanzug und Leinenjacke liegen.

Swendtmayrs hatten Gäste. Die Hausfrau war jedoch mit dem Verlauf des Abends nicht zufrieden. Es lag nicht allein daran, dass ihr Mann fehlte, der wider Erwarten in der Dienststelle aufgehalten wurde, die Ärgernisse begannen schon am Morgen. Gilda, die polnische Hausangestellte, hatte eine Schüssel des Meissner Geschirrs zerschlagen und sich knapp, ja beinahe spöttisch entschuldigt.

Beim Zimmersäubern erdreistete sich Gilda, das Radio anzustellen. Es hing wohl mit den neuesten Frontberichten zusammen. Die Russen hatten Warschau eingenommen. Was wusste denn so ein Mädchen von Kriegstaktik, vom Reduzieren der Nachschubwege! Lucie Schwendtmayr wurde von ihrem Mann auf dem laufenden gehalten, auch wenn es um schwer durchschaubare Aktionen ging. Erst kürzlich hatte er ihr erklärt: «Stell dir vor, hinter einer Glastür sitzt eine Runde Kartenspieler. Der Beste, der Favorit, lässt sich eine Karte nach der anderen wegstechen. Weil wir nicht in sein Blatt sehen können, ist uns sein Verhalten unverständlich. Aber dann spielt er Trumpf aus, und der entscheidende Stich gehört ihm.»

Trotzdem erfüllte Lucie Schwendtmayr an diesem Abend ihre Gastgeberpflichten mit einer gewissen Unlust. Regierungsrat Höhn,

Steffis ehemaliger Vorgesetzter, hing regelrecht am Radio, um etwaige Sondermeldungen nicht zu verpassen.

«Wenn wir aus Posen fortmüssten, wir wüssten überhaupt nicht wohin», sagte die Frau des Regierungsrats. Sie stammten aus Ostpreussen.

Lucie Schwendtmayr winkte ab. «Posen räumen? Allenfalls vorübergehend. Dann sollten aber die Dienststellen zusammenbleiben.»

Frau Höhn seufzte. «Wenn es soweit käme, würden die Polen inzwischen unsere Wohnungen ausräumen. Allein meine Teppiche! Nicht ein Stück liesse ich hier.»

Huberle, eine junge Österreicherin aus Schwendtmayrs Dienststelle, die sich mit Steffi immer gut verstanden hatte, lächelte respektlos. «Das würde dann ein Treck von Möbelwagen werden.»

Frau Höhn ereiferte sich. «Sie haben gut lachen, Sie nehmen Ihren Koffer und fahren einfach nach Hause.»

«Linz ist ziemlich weit», sagte das junge Mädchen.

Lucie Schwendtmayr mochte Huberle gut leiden. Schon wegen der Erinnerung an Steffi. Knapp vier Wochen alt musste Steffis kleiner Junge jetzt sein. Lucie empfand so etwas wie Rührung. Im Frühjahr wollte sie unbedingt nach ihr sehen, selbst wenn Schwendtmayr protestieren sollte. Es war schliesslich Frauensache. Ausserdem könnte man dabei Eva treffen. Eva musste allerlei erlebt haben im letzten Jahr. Sie deutete immer nur an. Steffi war mitteilbarer. Im Grunde war Lucie stolz auf ihre Tochter. Das sollte einer der Eva erst mal nachmachen. Gustls Zorn über Steffis Entgleisung wurde um so grösser, je mehr Eva sich in Stettin Geltung verschaffte. Mit «erblich belastet» durfte man ihm jetzt nicht mehr kommen.

Endlich klappte die Vorsaaltür. Die Gäste waren bereits im Aufbruch. Schwendtmayr sah abgekämpft aus. Dem Blick des Regierungsrats wich er aus.

Beim Verabschieden fragte Höhn argwöhnisch: «Gibt es etwas Neues?»

«Nichts Besonderes. Wir organisieren ein bisschen um in der Dienststelle.»

«Ah so, dann gute Nacht, Parteigenosse Schwendtmayr.»

Auf Huberles frisches «Also bis morgen früh, Herr Amtsleiter» schien Schwendtmayr etwas erwidern zu wollen, doch dann liess er sie wortlos gehen. Die Vorsaal tür schloss er doppelt zu.

In der Küche räumte seine Frau Geschirr zusammen. «Lucie», keuchte er, «lass den Kram, wir müssen packen. Die Russen sind in Czenstochau. Noch fünf und zwanzig Kilometer bis zur deutschen Grenze.»

Vor Schreck entglitt ihr ein Meissner Teller. Sie merkte es kaum. Eben noch hatte Gustl zu Höhn gesagt, es gebe nichts Besonderes. – Also doch die Stadt räumen. Taktik? Nein. Plötzlich wusste sie, dass es endgültig war. Sie sah es ihrem Mann an, obwohl er beteuerte, es sei eine Vorsichtsmassnahme zur eigenen Sicherheit wegen der vielen Polen in der Stadt. Sie verstand nicht, warum er den Gästen keinen Wink gegeben hatte.

«Die Räumung ist noch nicht offiziell», sagte er. «Nur keine Panik. Ich versuche, mit einem anderen Abteilungsleiter zusammen einen Lkw zu bekommen. In vier und zwanzig Stunden sind bestimmt alle Strassen verstopft.» Schwendtmayr liess das Telefon nicht aus den Augen. Er wartete auf Bescheid.

Packen – wo anfangen? Lucie riss Koffer und Körbe aus der Abstellkammer. Was war am nötigsten? Wäsche, Vorräte, Anzüge, Mäntel und Schuhe. Ach, das gute Geschirr!

Am Telefon sackte ihr Mann im Sessel zusammen. Für sämtliche Dienststellen hiess es nun offiziell: Heim ins Reich.

«Könnten wir das Huberle nicht mitnehmen? Sie ist ganz allein», sagte Lucie. Dass die Dienststellen nicht geschlossen abrückten, bestärkte sie in ihrer Vermutung: ein Aufbruch ohne Wiederkehr.

«Wenn wir den Lkw kriegen – vielleicht.»

Wo wollen wir eigentlich hin? fragte sich Lucie, während sie den überquellenden Schrankkoffer schloss.

Swendtmayr stand vor dem Bücherschrank, wo er seine Sondervorräte aufbewahrte. «Rechtzeitig wegkommen heisst anderen zuvorkommen», sagte er. «Ehe man deinen Eltern Fremde ins Haus setzt, musst du dort sein.»

«Ich soll nach Langenbrück? Und du?»

«Ich werde mich in Berlin natürlich zur Verfügung stellen. Oder denkst du, wir geben das Rennen verloren?» Er stapelte Zigarren, französischen Kognak, Fleischdosen und Anzugstoffe in einen Reisekorb.

«Sag mal», seine Stimme hatte etwas Lauerndes, «das Kostüm habt ihr der Eva doch geschickt, nicht wahr? Es muss ihr gut stehen, war ja beste Qualität, der Stoff. Schreib ihr gleich von Langenbrück aus, damit sie weiss, wo nun ihr Zuhause ist. Sie wird uns doch nichts nachtragen, wie? Schwache Minuten hat wohl jeder mal.» Er ging an ihr vorbei zum Telefon.

Lucie startete ihm nach. So verzweifelt war also die Lage, dass er schon an das Nachher dachte, an die Zeit der Rechenschaft. – Wer würde diese Rechenschaft fordern? Die Polen? Gilda? Leonhard, ihr erster Mann? Sie hatte keine Vorstellung davon. Aber sie verachtete in diesem Augenblick ihren zweiten Mann, der als einzigen Anzug seine braune Uniform nicht eingepackt hatte, der sich bereits nach Sicherungen umsah und dennoch behauptete, dass das Rennen nicht verloren sei.

Es war jedoch keine Zeit, mit ihm darüber zu rechten. Einen Lkw zu bekommen sei aussichtslos, lautete die Durchsage. Dafür werde der Dienstwagen des Pg. Amtsleiter abfahrbereit gemacht. Es sei schwierig, genügend Benzin aufzutreiben.

Schwendtmayr raste. Höhere Instanzen waren ihm zugekommen. Die hatten es noch früher gewusst als er. Bestimmt rollten schon die Wohnungseinrichtungen westwärts. Er schätzte die Koffer- und Kistenparade ab. Nicht die Hälfte davon fand Platz in der Limousine. Schweren Herzens packte er seine Vorräte wieder aus.

«Könnten wir das Huberle nicht doch noch mitnehmen?» fragte Lucie zaghaft.

«Willst du mit der Handtasche in Langenbrück ankommen? Bei deinem Vater!» entgegnete er höhnisch.

Sie feilschten um jedes Stück. Der eine sah als dringend an, was der andere glaubte entbehren zu können. Im Morgengrauen ging Schwendtmayr auf den Hof hinunter. Mit verkniffenem Gesicht kam er zurück und schob seine Pistole ins Futteral.

Aus unruhigem Dahindämmern schreckte Lucie auf. «Du hast Cäsar erschossen.»

«Soll er uns noch Platz wegnehmen und Proviant wegfressen?»

Er hatte recht. Trotzdem war sie erschüttert, dass er sich so übergangslos von seinem Hausgenossen getrennt hatte.

Schwendtmayr fuhr zeitig zur Dienststelle. Lucie konnte nichts tun als warten. Vor allem musste sie Lebensmittel einkaufen. An der Tür traf sie mit Gilda zusammen. Das Mädchen mochte ihr die schlaflose Nacht ansehen. Ihr Blick wurde wach und gross.

«Wir haben Nachricht von unserer Tochter bekommen», sagte Lucie und wick dem forschenden Blick der Polin aus. «Sie ist krank. Wahrscheinlich bleiben wir eine Weile weg. Hier – dein Lohn.» Sie gab dem Mädchen einen Geldschein. «Wenn wir zurückkommen, sagen wir dir Bescheid.» Gilda lächelte mit geschürzten Lippen. Genau wie gestern, als sie die gute Schüssel zerschlagen hatte, dachte Lucie ärgerlich.

In der Geschäftsstrasse waren viele Läden geschlossen. Beim Bäcker standen die Menschen Schlange. Kurz vor Lucie war das Brot ausverkauft. Am nächsten Laden traf sie Frau Höhn. «Wer hätte das gestern gedacht! Wissen Sie, wie Sie wegkommen?»

«Nein», log Lucie Schwendtmayr und schämte sich.

«Wir auch nicht. Plötzlich fehlen soundsoviel Dienstwagen, sagt mein Mann. Aber ich denke, er schafft doch noch Rat. Züge fahren ab Mittag nicht mehr. Man soll sich dem zivilen Treck anschliessen. O Gott, wenn wir wenigstens wüssten, wohin wir uns wenden könnten.»

Lucie nannte die Adresse ihrer Eltern. Etwas musste man doch tun. Das Haus in Langenbrück war gross.

Vor ihrem Haus wartete noch immer Gilda. Es ging um ihre Arbeitsschuhe und die Schürze. Widerwillig liess Lucie das Mädchen in die Wohnung. Mit raschem Entschluss öffnete sie den Schrank, wo noch einige Kleider hingen. Gildas Blick glitt über die Sachen hinweg. «Wir brauchen keine Almosen», sagte sie. «Die Panzerspitzen der Roten Armee stehen vor Lodz. Das ist – Ihr Litzmannstadt. Unsere Leute sind dabei. Ich weiss es.» Sie reckte sich stolz.

«Und ich habe immer gewusst, dass es so kommt.» Sie ging, ihre Holzschuhe und die graue Arbeitsschürze im Arm.

Schwendtmayr war in nervöser Unruhe. Erst am Nachmittag sollte er einen Reservekanister Benzin kriegen. Und Lucie hatte nicht einmal genügend Brot aufgetrieben. Er musste Fleischbüchsen gegen Brot tauschen, es war wirklich stark. Vor dem Dienstgebäude kreuzte auch noch Huberle seinen Weg. Sie hatte einen Koffer im Hause abgegeben. Der würde auf einem Gepäcklastwagen bis Berlin befördert, hiess es. Wo der Lkw herkommen sollte, war Schwendtmayr ein Rätsel. Aber wenn die jungen Dinger so gutgläubig waren, dafür konnte ihn keiner verantwortlich machen.

In Skihosen, Schal und Wintermantel, mit Reisetasche und Rucksack machte sich die zwanzigjährige Österreicherin auf den langen Weg. «Wir sollen nur immer westwärts fahren, hat man uns gesagt, mit dem zivilen Treck.» Sie stülpte sich unförmige Fausthandschuhe über und bestieg vorsichtig ihr hin und her pendelndes Fahrrad.

Lucie Schwendtmayr, eingezwängt und schwitzend zwischen Koffern und Körben, wandte sich ab, als das Mädchen in den früh hereinbrechenden Januarabend fuhr.

6

Im Fegefeuer

Stabszahlmeister Panzhaff stellte ärgerlich fest, dass der Zug schon wieder hielt. Pasewalk konnte nicht mehr weit sein. Die fahrplanmässigen Züge mussten warten, wenn ein Transportzug die Gleise brauchte. Angeblich rollten Munition und Waffen pausenlos an die Ostfront. Aber was er auf seiner Inspektionsreise durch den Wehrkreis gehört hatte, war nicht dazu angetan, an Rundfunk- und Zeitungsmeldungen zu glauben. Das Material ging zur Neige. Und nicht einmal das kostspieligste aller Geräte, die V 2, riss die Karre aus dem Dreck. Jede zehnte Rakete war ein Versager.

Panzhaff hatte den Besuch der Versuchsstelle Insel an den Schluss der Reise gesetzt. Das Fertigungswerk einschliesslich des

Entwicklungswerkes war schon vor Monaten nach Mitteldeutschland verlagert worden. Unter Tage, irgendwo bei Nordhausen, bauten Tausende von KZ-Häftlingen jene Wunderdinge. Die Herren Wissenschaftler hatten es eilig gehabt, aus dem Ostraum wegzukommen. Sie waren wohl zu kostbar, um den Russen in die Hände zu fallen. Der Heeresbeamte Panzhaff hielt solche Leute für Spintier. Dass man den Doktor, diesen Halbgott, sich mal vorgeknöpft hatte, schien ihm nur gerecht. Die Macht über sich zu spüren, war für diese Herren, die nur mit dem Kopf Soldat zu sein brauchten, auf jeden Fall heilsam. Mehr Panzer hätte man bauen sollen anstatt der verdammten Raketen. Den ganzen vorhergehenden Abend hatte Panzhaff mit seinem Kameraden Hanke, der auf der Insel mit einer Nachhut die Stellung hielt, darüber gestritten. Hanke war raketen-süchtig und glaubte noch an das Wunder einer Wende. Er tat sich viel darauf zugute, den Feind in den eigenen Reihen mit Erfolg aufzuspüren.

Panzhaff dagegen schien es an der Zeit, sich Hintertüren offenzuhalten. Der grosse Akt im Welttheater steuerte dem Ende zu. Es verschlug ihm die Sprache, als er von Hanke erfuhr: die Leonhard – jüdisch versippt. Da war ihm also ein Kuckucksei untergeschoben worden. Zur Jugendwohnheimführerin hatte man sie gemacht, der Gebietsführer war auf sie hereingefallen, auch der Stadtkommandant. Wenn Nimz es erfuhr, würde der alles auf ihn, den Stabszahlmeister, abwälzen und sich verpflichtet fühlen, die Sache nach oben weiterzugeben. Aber man trug nicht umsonst rund zwei Jahrzehnte den Waffenrock. Da lernte man, aus den verfahrensten Situationen noch einen kleinen Vorteil herauszuholen. Die Jugendwohnheimführerin Leonhard sollte sich nicht über mangelndes Entgegenkommen von seiner Seite beklagen können. Sie wollte nach Dresden – gut; mochte der Wehrkreis IV sie verkraften. Es war ihm angenehmer, das Kriegsende nicht in ihrer Nähe erleben zu müssen. Wäre der Zwischenfall im Keller der Jungstabsshelferinnen-Schule nicht gewesen, könnte es ihm gleich sein.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Von dem Ruck wurde der einzige Mitfahrende im Abteil, ein Oberstabsarzt, wach. Er seufzte: «Vornehm geht die Welt zugrunde.»

Dann packte er seinen Proviant aus und begann ein Ei zu schälen. Es war ein sehr grosses Ei. Kuckucksei, dachte Panzhaff.

«Es ist ein Gänseei», sagte der Arzt, «schmeckt vorzüglich.»

Panzhaff machte eine kleine Verbeugung vor dem Ranghöheren. – Trotzdem Kuckucksei, dachte er. Wie die Leonhard das bloss geschafft hatte! Immer mit Ausreden wegen fehlender Papiere – und als die Jungstabsshelferinnen-Schule abgebrannt war, blieb alles beim alten. Nimz durfte nichts davon erfahren. Sie musste fort. Aber ein bisschen zappeln sollte sie vorher noch. Stabszahlmeister Hanke fragte nach Ihnen, könnte man so beiläufig sagen. Er räumt in seiner Umgebung auf. Der Feind im eigenen Lande ... Und wenn sie begriffen hatte, dass man Bescheid wusste, konnte man Güte walten lassen. Sie würde den guten Freund in ihm sehen, der etwas wagte, nicht weniger als dieser Oberleutnant Rosenthal, der nach dem Bombenangriff beladen wie ein Weihnachtsmann erschienen war. Weiss Gott, es gab Männer, die gingen für sie durchs Feuer.

Pasewalk. Ein dunkler Bahnhof. Panzhaff grüsste vorschriftsmässig den Eieresser und stieg um in den Zug nach Stettin.

«Wir müssen mit, ganz gleich, wohin. Womöglich kommen die Russen auch noch hierher.» Eine üppige Frau mit welligem Blondhaar schob Bettenbündel in den überfüllten Waggon, liess sich von der jungen Helferin ihre drei Kinder nachreichen und drängte sich durch die Menschenmauer, die den Einstieg blockierte.

Kein Dankesblick nach draussen. Eva löste die weisse Binde des Bahnhofsdienstes vom Ärmel. Die letzte, der sie geholfen hatte weiterzukommen, sah aus wie eine, die das Kinderkriegen und Kommandieren in einer Reichsbräuteschule gelernt hatte. Sie war so besessen von dem Wahn, die Russen auf den Fersen zu haben, dass sie wohl längst eines ihrer Kinder verloren hätte ohne die hilfreichen Hände auf den Bahnhöfen.

Eva ging noch einmal die Gänge des Tunnels ab. Hier in der Nische hatte sie vor Wochen Burgl das Haar gleichmässig beschnitten.

Drüben im Seitengang war sie vorgestern im Dunkeln über eine alte Frau fast gestolpert. Einen Tag und zwei Nächte hockte die Alte schon auf ihrem Bündel. Fast taub, verstand sie nie, wenn Züge ausgerufen wurden. Merkte sie schliesslich, dass Menschen vorbeihasteten, dass Gepäck zusammengerafft wurde, war es zu spät für sie. An der Treppe griff jedesmal eine Helferin sie auf und brachte sie zu ihrem Platz zurück. Eva hatte sie, die Hilfloseste unter den Hilflosen, endlich in einem Waggon untergebracht.

Seit Wochen ging das so, die Züge aus dem Osten endeten in Stettin. Ihre menschliche Fracht füllte Wartesäle, Gänge und Unterführungen. Die Anschlusszüge, manchmal nur zwei am Tage, wurden aus Güterwagen zusammengestellt. Kaum einer fragte, wohin die Reise ging. Nur fort, fort, weiter, tiefer hinein in die Obhut des Reichs, dessen Schutz sie beanspruchten, jetzt, da die östlichen Vorposten wankten.

Eva dachte ungern daran, dass ihre Mutter auch zu denen gehörte, die der Rückschlag des Pendels an der grossen Weltenuhr in panischen Schrecken versetzt hatte.

Es zog Eva nicht nach Langenbrück. Ihr Ziel war Steffis Heim in Dresden. Dort war ein Kind zur Welt gekommen, dort hatte Burgl Unterschlupf gefunden. Eva konnte es kaum glauben, als Panzhaff ihr die Versetzung mitteilte. Eilige Dienstsache, jawohl! Er hätte Hanke gesprochen. Beinahe liebenswürdig erzählte er davon. Vielleicht wollte er auf dasselbe hinaus wie Hover: Eigentlich haben wir uns doch ganz gut verstanden.

Eva kam müde in ihr Zimmer. Ein Herr warte auf sie, erklärte ihr der Hauswirt, ein herzkranker, frühzeitig auf Rente gesetzter Vertreter der Sterbeversicherung «Deutscher Herald». Sein aufs Jenseits gerichtetes Gewerbe schien sein Gemüt umflort zu haben. Eva bekam seinen düsteren Blick stets zu spüren, wenn die Tür zu laut ins Schloss fiel oder wenn gar ein Mann wagte, nach ihr zu fragen.

Rosenthal konnte es sich nicht abgewöhnen, abends vor dem Haus zu hupen. «Ich musste mal wieder mit einem anständigen Menschen sprechen. Bei uns ist es jetzt zum Kotzen, es wird nur noch gesoffen», erklärte er dann. Fast immer roch er nach Alkohol.

Vor wenigen Tagen, als sie sich im Dunkeln an seiner Beiwagenmaschine gegenüberstanden, hatte sie ihm vorgehalten: «Bei Stargard und Pyritz verbluten die Kinder, die Hitlerjungen, und ihr – erfahrene Soldaten – sauft herum und macht noch eure Geschäfte.» Beim Bahnhofsdienst hörte sie es, in der Rotkreuzbaracke: Der Pommernwall war überrollt. Die Kinder, die dort geschanzt hatten, schleuderten Panzerfäuste, wenn sie» nicht schon in den Gräbern lagen, die sie selber geschaufelt hatten. – Und wenn wir uns mit den Händen in unsere heilige pommersche Erde krallen müssten!, damit hatte Goebbels die Gemüter der Jungen erhitzt.

Der Hauswirt rief ihr nach: «Ihr Besuch kann nicht hierbleiben. Herrenbesuche dulde ich nicht.»

Eva würdigte ihn keiner Antwort. Sie hatte die Tür ihres Zimmers geöffnet und stand Hans Tiefenbach gegenüber. Ihr zitterten die Knie. Um ihm nicht entgegenzustürzen, taumelte sie zum nächsten Stuhl.

Er war schnell bei ihr. «Was ist dir, Ev, bist du krank?»

«Nein, ich stelle mir nur vor, du wärest vierundzwanzig Stunden später gekommen. Ich fahre morgen nach Dresden.»

Aufatmend und zugleich erschrocken nahm er ihre Hände in die seinen und sah sie an, lange, forschend.

Seine Augenfältchen, dachte sie, die sind gar nicht mehr zu zählen. Ganz ungewohnt an ihm war ihr eine nervöse Geste. Mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand fuhr er sich über die Augen, dabei Stirn und Nase krausziehend. In der Tasche seines Jacketts steckte eine Brille. Eva zog sie mit zwei Fingern heraus.

«Ich habe sie abgesetzt», sagte er, «damit du mich wiedererkennst.»

«Mächtig klug siehst du damit aus.»

«Und ich fühle mich – das Gegenteil», erwiderte er bitter.»

Ihr war zumute, als sei die Welt heller geworden. Sie hatte wochenlang helfen und trösten müssen, trotz des dumpfen Drucks auf ihrer Seele. Sollte sie jetzt, da der Druck gewichen war, nicht erst recht die Kraft haben, Bedenken zu zerstreuen, Hoffnungen zu we-

cken? Wie nötig das war, fühlte sie, ohne von seinem Leben der letzten Monate Einzelheiten zu kennen. Nicht dem Nazireich trauerte er nach, sondern der Ordnung, die zerrüttet war und die er brauchte wie die Luft zum Atmen. Er lag auf dem schmalen Sofa mit den unbequemen steifen Seitenlehnen, lag wahrhaftig dort, wo der Deutsche Herold kein männliches Gesäss dulden wollte, laut mündlich gegebener Hausordnung. Als nach einer Stunde noch kein Heroldsklopfen erfolgt war, atmete Eva auf. Morgen würde sie jeden Vorwurf schlucken, jede Nachrede lächelnd quittieren.

Hans Tiefenbach berichtete, als erzähle er die unglaubliche Geschichte eines Fremden. Man hatte ihn vor acht Wochen plötzlich nach Berlin geholt. Im Heereswaffenamt wurde er in absoluter Klausur gehalten, zusammen mit drei Mitarbeitern. Man wohnte, schlief, ass, arbeitete etwa sieben Wochen lang in zwei Räumen, zu denen kein Aussenstehender Zutritt hatte. Es waren die letzten Versuche, einem wirklichen Wunder – dem militärischen Vergeltungswunder – auf die Beine zu helfen. Tiefenbachs Stimme wurde bitter. «Leupold hat sich ins Mauselloch verkrochen. Gibt vor, leidend zu sein. Aber mein Name steht ja auch auf dem Buchdeckel.»

«Ist euer Werk erschienen?»

Er zog einen grauen Halbleinenband aus der Tasche. «,Physik der Atomkerno – ein verhängnisvoller Titel in einem verhängnisvollen Augenblick. Man ist aufmerksam geworden, hat entdeckt, dass ich völlig falsch eingesetzt worden bin.»

«Und was wird nun?»

Er warf sich auf dem schmalen Sofa herum. «Ich werde morgen früh mit dir in den Zug steigen. Dein Ziel heisst Dresden. Es ist genauso sinnlos wie meines.»

«Meins ist nicht sinnlos. Ich werde erwartet. Steffi hat ein Kind.»

«Ein Kind. Nein, das ist nicht sinnlos. Das noch nicht. – In meinen Papieren dagegen gibt es nur Decknamen, Tarnbezeichnungen als Ariadnefaden. Unternehmen Tannenberg, Standort Heidekraut. Jetzt heisst es: Endziel Bergfestung.»

«Wo musst du dich melden?»

«Weit südlich in Bayern. Ich muss mich beeilen, wenn ich noch hinkommen will.»

«Bleib doch. Komm mit nach Dresden.»

Er ergriff ihre Hand und legte sie an seine Wange, lächelnd.

Er nimmt es nicht ernst, dachte sie. Er kommt gar nicht darauf, dass man zusammenbleiben und das Ende gemeinsam erwarten könnte. Aber er wollte ja kein Gepäck, wollte immer die Hände frei haben. In den letzten Wochen, im Tunnel, auf den Bahnsteigen, wo man nur im Zickzack gehen konnte, sich hindurchwindend zwischen Bettenbündeln, Reisekörben, Kisten und beladenen Wägelchen, zwischen erschöpften, frierenden Kindern und hilflosen Alten – dort hatte sie sich oft vorzustellen versucht, wie er sich dazwischen ausnehmen würde. Er, der Zahnbürste und Rasierzeug in die Taschen seines Ledermantels versenkte, wenn er reiste, und nicht viel mehr als ein paar handliche Bücher zwischen Brieftasche und Hemd bei sich trug. Nun war er gekommen, mit einem Handkoffer, um weiterzufahren nach dem Kompass seiner Parole Bergfestung. Sie hatten getrennte Endstationen. Das beunruhigte sie, obwohl sie nicht wusste, was nach einem verlorenen Krieg sein würde.

Er schien ähnliche Gedanken zu haben. «Bleib – etwas Unmögliches könntest du nicht verlangen. In ein paar Tagen würden sie mich an die Wand stellen.»

Sie wendete sich ab.

Er beobachtete sie ernst. «Ich weiss, du denkst: Wage endlich mal etwas; es geht sowieso alles drunter und drüber; es gibt keine Konventionen mehr; wir sind belogen worden, betrogen, wir sind törricht, wenn wir uns noch irgend jemandem verpflichtet fühlen; wir haben nur noch uns.» Er sprach schnell und eindringlich. «Du würdest auf die Skrupel deines spiessigen Hauswirts pfeifen und mich heute nacht hier kampieren lassen. Morgen sind wir ja fort. Aber ich werde es nicht tun. Du weisst, ich könnte in einem Zelt in der Wüste gut zurechtkommen, doch solange wir in der menschlichen Gesellschaft leben, erkenne ich ihre Gesetze an. Auch die engstirnigen deines Wirtes, der Gesetzgeber in seinem Hause sein will. Auch die des

Krieges muss ich anerkennen. Nicht aus Feigheit richte ich mich nach der Parole meines Marschbefehls, sondern weil ich nicht über meinen Schatten springen kann. Ich müsste mich selber aufgeben.» Er drückte die beiden Finger in die Augenkante. Es war eine ratlose Geste.

Sie sagte traurig: «Was wird das sein – Bergfestung?»

«Nichts Besonderes. Man will uns nur sammeln. An einem Ort, wo wir den Russen nicht in die Hände fallen. Vielleicht sieht man einige von uns als Beutegut an.»

Sie sassen eng beieinander. Eva fragte leise: «Kannst du dir vorstellen, wie unser Leben sein wird – danach?»

«Ich sehe das ordnende Prinzip noch nicht. Leupold erwartet es aus dem Osten. Ich habe mich zuwenig damit beschäftigt. Solche Fragen passten nicht zu meiner Arbeit. Du erinnerst dich wohl – die dritte Schwinge! Nun kann ich schlecht beurteilen, ob das Chaos dadurch nicht noch grösser wird.»

«Du hast das Schwerste im Leben also nicht gelöst?»

«Wahrheit von Unwahrheit zu scheiden – dein grosses Wort. In der Klausur gewiss nicht. Vielleicht verhilft uns der Frieden zu solchen Erkenntnissen. Vielleicht.»

Sie verbrachten die Nacht im Wartesaal, im warmen Dunst Hunderter Flüchtlinge, die auf ihrem Gepäck schliefen; röchelnd und schnarchend die Alten, greinend zuweilen die Kinder, wenn die Arme der übermüdeten Mütter herabsanken.

Sie sassen auf harten Stühlen. Hans Tiefenbachs Kopf fand Halt an einer Säule, Eva lehnte an seiner Schulter. Wenn ich ihn jetzt lange Zeit nicht sehe, dachte sie kurz vor dem Einschlummern, dann werde ich mir immer dieses Bild vorstellen: wir beide zwischen den vielen Heimatlosen. Ich werde den Druck seines Armes wieder fühlen und die Wärme seiner Hand an der Seite zwischen Brust und Hüfte.

«Manchmal zahlt man für drei Betten und gebraucht nur eins», sagte er in Erinnerung an den Erbgrossherzog. «Und jetzt gäbe man ein Königreich für eine schmale Pritsche.»

Eva schilderte ihm die nicht zu Ende erlebte Begegnung mit dem Barlachschen Engel, gestand ihm, dass sie die Plastik für das ganze

vergangene Jahr als symbolisch empfand. «Aber jetzt», sagte sie, «weiss ich nicht weiter. Ich erinnere mich kaum noch, wie der Frieden war und kann mir nicht vorstellen, wie er werden soll.»

Sie bestiegen als letzte den langen Flüchtlingszug.

Im Dunkel des Viehwaggon hockten sie auf ihren Koffern. Oft hielt der Zug auf freier Strecke. Jedesmal dachte Eva: Wieder ein paar Minuten gewonnen, eine winzige Ewigkeit länger mit ihm zusammen. Weil alles Zukünftige rätselvoll war, sprachen sie von Vergangenenem.

«Was macht Carla Winter?»

«Zu ihrem Projekt fehlte zuletzt das Material. Gott sei Dank.»

«Sie wird auch auf der Bergfestung sein. Als einzige Frau.»

«Bedenke mal, für sie ist alles zu Ende. Für dich dagegen fängt alles erst an.»

«Wenn ich nur wüsste – wo und wie. Ich glaube, man muss noch einmal ganz neu beginnen. Aber ich werde schon dreiundzwanzig. Und was habe ich denn gelernt?»

«Erfahrungen wiegen schwer in dieser Zeit.»

«Erfahrungen! Ich habe doch auf der falschen Seite gestanden seit dem Arbeitsdienst. Dann kam eins zum anderen, ich wagte nicht mehr umzukehren. Der Hahn wird nicht krähen, bis du mich dreimal verleugnet hast – heisst es in der Bibel.»

«Womit quälst du dich! Lass doch die Symbole und Vergleiche, sei einfach du selbst. Schreibst du noch Gedichte?»

«Ab und zu. Aber sie klingen nur. Vielleicht fehlt mir – wie du es genannt hast – das ordnende Prinzip.»

«Das findest du auch noch.»

«Glauben wir also ein bisschen an die Zukunft!»

«Jeder neue Augenblick ist Zukunft. Als wir im Wartesaal hockten, war es die Bahnfahrt, und jetzt leben wir sie.»

«Das nächste Zukünftige ist unser Abschied.»

«Nicht schwermachen, bitte. Es soll nicht für lange sein.»

Nicht für lange, nicht für lange – tönten die Räder und rollten auf Dresden zu. Mach's kurz, gebot sich Eva. Zeig ihm, dass du daran glaubst, an dieses «nicht für lange».

In Dresden füllten Flüchtlinge aus Posen und Schlesien die Bahn-

steige. Die Militärstreifen stürzten sich auf den Zivilisten. Ihre Hinweise auf Anschlusszüge glichen Befehlen. Weiter, weiter, jeder Mann wird gebraucht. Wo und wie, das wissen die Götter und die Generale. Eva kannte sich auf Bahnhöfen aus. Sie fand im hastigsten Getümmel noch eine Insel. Für wenige Minuten.

«Gib auf dich acht», sagte Hans Tiefenbach.

«Behalt Steffis Adresse im Kopf», beschwor sie ihn.

Dann wurde ihre Insel, schmaler Gang zwischen zwei Gepäckkarren, zerstört. Hans schwang sich erst in den Waggon, als der Zug anruckte. Im Ausschnitt der halboffenen Schiebetür stand er, mühsam lächelnd, ein Gepäckloser zwischen den Beladenen. Sie sahen einander und sahen nichts darüber hinaus. Nicht für lange – was hiess das in dieser Zeit, da tausend Jahre in zwölf Jahren vergingen?

Vielleicht werden wir einmal in Dresden wohnen, dachte Eva, als sie mit der Strassenbahn durch die Stadt fuhr. Sie nahm das Bild in sich auf: den Elbstrom, die Kupferdächer der Kirchen, die Anlagen und Plätze. Sie hatte Herzklopfen, als sie durch den verwilderten Garten ging, an dessen Ende ein kleines Haus stand. Sie merkte, dass sie beobachtet wurde. Die Tür öffnete sich wie von selbst. Es war Burgls Hand, die sie hineinzog. Ein guter Empfang. Gut war auch das Schreien des Babys.

Nur eins war nicht gut: Steffi lag im Krankenhaus. Spät-Mastitis. Ein Eiterherd nach dem anderen hatte sich zusammengezogen. Die Abwehrkräfte fehlten, sagten die Ärzte. Es läge an der schlechten Ernährung.

Burgl war schmal geworden. Sie führte Eva zu dem wenige Wochen alten Rainer. «Mir kommt es fast vor, als wäre es mein eigenes. Er kennt mich schon. Merkst du, wie lebhaft er wird?»

Eva merkte es nicht, aber sie nickte. Das Kind rührte sie. Es war ein Teil von Steffi und Rolf, und es war auf der Welt, weil die beiden einander liebten. – Nach der Rügenfahrt hatte sie, Eva, Angst gehabt, ein Kind zu bekommen. Steffi war viel jünger und kannte nichts weiter als ihre Liebe. Man lernt wohl ganz von selbst, Opfer

zu bringen, wenn man Mutter wird, dachte Eva auf dem Weg zur Klinik.

Steffi hatte gerade eine Injektion bekommen. Ihre rechte Brust war hochgebunden, die linke in Verbände gehüllt.

«Eine richtige Kanalisation haben sie mir hineingelegt», sagte sie mit wehmütigem Spott. «Es fließt immer noch Eiter zusammen. Gut, dass Rolf mich nicht so sieht.» Etwas verschämt fügte sie hinzu: «Rolf mochte meine Brüste so gern streicheln. Ob es ihn abstossen wird, wenn Narben bleiben?»

«Bestimmt wird alles gut verheilen», tröstete Eva.

Steffis Gesicht verklärte sich. «Was sagst du zu Rainer? Gustl ist böse, weil er unehelich geboren ist. Aber wenn Rolf doch nicht kommen durfte! Glaubst du, dass er spinnert geworden ist? Ich glaube das nicht. Er wollte einfach nicht mehr Menschen totschiessen müssen. Bestimmt wird er wieder der alte, wenn sie ihn aus der Anstalt entlassen.»

Burgl merkte Evas wehen Blick, sie sagte schnell: «Lass erst Frieden sein, Steffi, dann wird sich alles klären.»

«So ganz die alten sind wir alle nicht mehr», sagte Eva. «Rolf hat zu viele sterben sehen, das ist es.»

«Aber jetzt hat er einen Sohn. Das wird ihm vergessen helfen.»

Burgl rückte ihr das Kopfkissen zurecht. «Ganz sicher. Und mit Eva gemeinsam werden wir Rainer tüchtig pflegen.»

Steffi sah Eva dankbar an. «Ich bin so froh, dass wir drei zusammen sind, ich wollte sagen – wir vier – mit Rainer. Hoffentlich komme ich bald hier heraus. Es ist eine Stimmung wie beim Gewitter. Da möchte man jemanden, den man lieb hat, neben sich fühlen. Nicht wahr, wir bleiben zusammen, bis Frieden ist?»

Eva nickte. Sie versprach, am folgenden Tage in den Abendstunden wiederzukommen. Vorher wollte sie die Eltern ihrer Freundin Marlies in Meissen besuchen. Ein schwerer Weg, den sie nicht hinauschieben mochte.

«Grüsst mir meinen Jungen», sagte Steffi, die linke Hand unter der bandagierten Brust.

An diesem Abend war Steffi glücklich wie lange nicht. Von der Mutter kam endlich ein Brief. Nach abenteuerlicher Fahrt auf ver-

stopften Strassen hatten sie die Heimat erreicht. Ihr Gepäck allerdings mussten sie wegen eines Achsenbruchs in Frankfurt/Oder vorläufig zurücklassen. Gustl hielt es in Langenbrück nur wenige Stunden aus, er war wieder fort, um sich nach weiterer Verwendung umzusehen. Die Mutter gab freundliche Ratschläge das Baby betreffend. Sie endete mit der besorgten Frage nach Eva, von der sie schon lange ohne Nachricht wäre.

Steffi sehnte Evas nächsten Besuch herbei, um ihr den Brief zu zeigen. Burgl hatte recht, alles würde gut, auch die Sache mit Rolf. Eigentlich konnte sie ganz ruhig sein. Wenn sie ihn jetzt in Budapest oder in der Gegend von Schneidemühl wüsste, wie gefährdet wäre er dort. Sie wollte Eva, die ihn als letzte gesehen hatte, gründlich ausfragen.

Aber Eva kam nicht. Steffi wartete den ganzen Tag. Vermutlich hatten die alten Leute in Meissen sich sehr über Evas Besuch gefreut, und die Züge verkehrten unregelmässig. Die Russen stünden vor Görlitz, hiess es, und auf den Bahnhöfen sollten die Flüchtlinge beinahe übereinanderliegen. Wie geborgen war man dagegen in der Frauenklinik. Ich würde keinen Schritt aus Dresden rausgehen, dachte Steffi, keinen Schritt. Ich bin ja nicht mehr allein.

Die Luftschuttsirenen rissen sie von der Schwelle zurück, die zwischen Schlaf und Wachen liegt. Unlustig stand sie auf. Die Brust schmerzte bei jeder Bewegung des linken Armes. Ein fernes Dröhnen liess sie zusammenfahren. Es schwoll an wie ein näherkommen- des Gewitter. Auf den Gängen schoben Schwestern Wagen mit kreissenden Frauen, hasteten mit Tragen zum Fahrstuhl. Es klirrten Scherben.

Steffi erreichte trotz rasender Schmerzen ohne Hilfe den unterirdischen Verbindungsgang zwischen den beiden Hauptflügeln der Klinik. Längs der Wände lagen in Notbetten die Frischoperierten. Ohrenbetäubendes Krachen liess auch die Schwächsten auffahren. Eine Friscentbundene schrie: «Mein Kind! – Wo sind unsere Kinder?» Das war das Stichwort für einen ganzen Chor von Frauen. «Gebt uns die Babys!»

«Die Kinder sind in Sicherheit!» donnerte ein Arzt dazwischen. Steffi barg ihr Gesicht an der Schulter der jungen Frau an ihrer Sei-

te. In Sicherheit? Bei der tobenden Hölle da draussen gab es nirgendwo mehr Sicherheit. Die Einschläge folgten immer dichter aufeinander. Vielleicht lag schon der ganze Gebäudekomplex in Trümmern. «Rainer – Eva – Burgl – wir wollten doch zusammenbleiben!» wimmerte Burgl.

Gellende Schreie übertönten das Prasseln und Krachen. «Rolf!»

Voller Entsetzen sah Steffi eine Wand auf sich zukommen. Aus der mächtigen, schützenden Mauer war ein Gespenst geworden.

Stürzend, fallend, vermochte Steffi keinen Namen mehr zu formen.

Burgl schüttelte Mörtel- und Kalkbrocken von Kopf und Schultern. Sie wusste nicht, wie lange sie so gesessen hatte, am Boden kauern, im Halbbogen ihres gekrümmten Körpers das Bündel verborgen, das Rainer hiess. Einmal während des mörderischen Angriffs, der Ewigkeiten zu dauern schien, hatte sie versucht, den Keller zu verlassen, weil der Rückausgang eingestürzt war. Aber ein Blick nach draussen trieb sie zurück in den notdürftig abgestützten Kohlenkeller, den seine Besitzer verlassen hatten, weil er ihnen nicht sicher genug schien. Rainer hatte angefangen zu schreien, als sie ihn aus dem Bett reißen musste. Schon auf dem Wege zum Keller sah sie Christbäume, rote und grüne Lichtgebilde, auf die nächtliche Stadt herabschweben. Dass Eva so lange ausblieb, beunruhigte sie anfangs, dann sagte sie sich, die Freundin war im Bahnhofsbunker sicherer als in jedem unzulänglichen Keller. Mit dem letzten Zug musste Eva kurz vor dem Alarm in Dresden angekommen sein. Auch um Steffi sorgte sich Burgl nicht. Die grosse Frauenklinik trug weithin sichtbar das rote Kreuz auf den Dächern. – Ich muss Rainer schützen, dachte sie, um jeden Preis.

Es war ihr gelungen. Ihr Rücken fing die herabpolternden Kalkbrocken ab, sie zerfetzten ihr den Mantel, und am Ohr rann Blut herab. Krampfhaft hielt sie die Tasche mit den Kindersachen fest, ihr einziges Gepäck. Ein paar Briefe und Bilder von Rolf hatte sie dazu-

getan. Mit steifen Gliedern, das Kind an sich gepresst, kroch sie aus dem Keller. Der Brandgeruch verschlug ihr den Atem. An der Stelle, wo das Gartenhäuschen gestanden hatte, gähnte ein tiefes Loch.

Eva bewegte sich wie im Fieber. Etwa fünf Kilometer vor der Stadtgrenze hatte der Zug, aus Meissen kommend, gehalten. Aus der Entfernung sah sie den gespenstischen Feuerzauber über der Stadt.

Nun versperrten ihr Barrieren von Schutt den Weg, oder Phosphorflammen, die den Asphalt kochen liessen, hinderten sie am Vorwärtskommen. Ihre Schuhsohlen begannen sich vom Oberleder zu lösen. Sie lief in einem Strom verängstigter Menschen, die eine geheimnisvolle Parole dem Grossen Garten zutrieb. Der Londoner Rundfunk sollte sie durchgegeben haben. Eva dachte: Nur weiter, näher zu Steffi und Burgl. Von einer Brücke aus sah sie die Elbkähne brennen. Doppelt schaurige Illumination in der Widerspiegelung.

Der Grosse Garten, ein ausgedehnter Park mit weiten Rasenflächen und alten Bäumen, lag als unberührte Insel da. Tausende hatten sich trotz der Kälte unter Strauchwerk niedergelassen. Hunderte irrten umher, auf der Suche nach ihren Angehörigen.

Plötzlich Krachen, Donnerschläge und nach der Entsetzensstarre ein Aufschrei aus tausend Kehlen zugleich: «Sie kommen wieder!» Niemand hatte eine Warnsirene gehört. Vielleicht waren sie bereits zerschlagen. Und schon regnete es aufs Neue Feuer und Schwefel vom Himmel. Phosphor spritzte aus platzenden Kanistern, züngelte über den Rasen, erfasste Menschen, Gepäck und Büsche. Äste wurden zu lodernnden Pfeilen. Einer traf auf Evas Ärmel. Sie zerrte den Mantel herunter und warf sich auf die kühlende Erde. Gleich ihr wälzten sich Hunderte auf dem Rasen. Die es noch schlimmer getroffen hatte, liefen als brennende Fackeln umher.

Eva barg ihr Gesicht in der Erde. So war es den Mädchen aus Haus Seestern ergangen. Man hatte es ihr erzählt. Sie entsetzte sich darüber, aber ihre Vorstellungskraft war schwach, ihr Mitleiden klein gewesen. Was sie sah, überstieg alles Mass, denn nun kamen

Tiefflieger, die zu wissen schienen, dass sie ihre Opfer ungeschützt fanden.

Verrecken! Jetzt wusste Eva, was das war. Juda, verrecke! hatte sie einmal an einer Mauer gelesen und ihre Mutter nach dem Sinn gefragt. Es trug ihr eine Ohrfeige ein und das strikte Gebot, jenes Wort nie wieder in den Mund zu nehmen. Das hier – das war Verrecken, das war kein Sterben.

Aber Eva wollte nicht verrecken, wollte nicht, dass jene Schmierfinken recht behielten. In nichts hatten sie recht behalten. Mit ihrer Grosssprecherei nicht, mit ihrem Krieg nicht und auch damit nicht, dass Juden weniger taugen als andere. Eva wollte den Tag erleben, an dem sie es ihnen offen ins Gesicht sagen konnte, allen, die sie begehrenswert gefunden hatten.

Ihr wurde vor Schmerzen übel. – Mir fällt der Arm ab. Ohne Arm kann man leben. – Leben – ja, sie wollte leben, sie hatte Steffi versprochen, bei ihr zu bleiben, bis der Krieg beendet wäre. – Steffi – Burgl – Rainer! Eva taumelte über verbrannte Wiesen, zwischen Toten und Verwundeten hindurch, an Tausenden von Unglücklichen vorbei, nur die Namen der drei Menschen im Kopf, die zu ihr gehörten in dieser sterbenden Stadt.

Die Stadt barg noch einen Freund, von dessen Anwesenheit Eva nicht das geringste ahnte: Jürgen Baer. Er trug, ebenso wie sein Zelengenosse, die schwarze Kleidung des Todeskandidaten. Durch das vergitterte Fenster strömte eiskalte Nachtluft herein. Der Fussboden war mit Scherben der vom Luftdruck zerschmetterten Scheibe bedeckt.

Baer hatte sich die Ellenbogen wundgetrommelt, aber die Tür sprang nicht auf, obwohl die dicken Gefängnismauern schwankten unter der Wucht der Detonationen. Nicht ein Gefängnisbeamter liess sich während der beiden nächtlichen Angriffe sehen.

Der Physiker Baer hatte dabeisein wollen, wenn die Nazis abgewirtschaftet hatten. Jetzt sagte ihm sein Verstand: Die nächste Luftmine kann uns treffen. Dann ist das Urteil vollstreckt. Fast das ganze

Gefängnis war voller politischer Häftlinge. Der Tod aus der Luft würde einem Massaker in den eigenen Reihen gleichkommen. Er wehrte sich gegen diesen sinnlosen Tod.

Im vergangenen Sommer hatten sie ihn erwischt, eine ganze Weile, nachdem der Sender in Zinnowitz entdeckt worden war. Das Oderbruch wurde seine letzte Insel. Kurz vor dem bitteren Ende war sie nicht grösser als ein Geviert, zwei Schritte in Länge und Breite.

Die Mansarde über der Arbeiterwohnung erinnerte an Hanna Peplows Kammer unterm Schilfdach. Wenn er Texte für Flugblätter entwarf, sah er die Gefährtin vor sich, wie sie ihm ihren ersten selbstverfassten Appell gab, den später Marlies Hasse über den Sender sprechen sollte.

Marlies war tot, Hanna hatten sie nach Ravensbrück verschleppt. Was das bedeutete, wusste er. Viele Kameraden seiner letzten Stationen, die seine Texte zu Papier gebracht und sie verbreitet hatten, sassen in Zuchthäusern. Auch sie würden der Befreiung entgegenfiebern.

Ja, er – der Häftling Jürgen Baer – wollte leben, er musste leben, denn er verlangte dieses Leben nicht nur für sich. Die Menschen draussen mussten die Wahrheit erfahren über Heino, Hanna, über die vielen, die mit heissem Herzen und unerhörtem Mut gegen Hitlers Politik aufgestanden und jetzt stumm waren. Ihm fiel ein, dass er vor Jahren einmal zu Eva Leonhard gesagt hatte, es sei verhängnisvoll für sie, dass sie ihren Vater nicht habe leiden sehen. Immer wieder bestätigte es sich: Der Mensch war nicht geschaffen zum Nachleiden. Er wurde erst aktiv, wenn es an die eigene Haut ging.

Den Kameraden im Oderbruch galt die Haut der anderen soviel wie die eigene. Als Baer am Ende seiner Flucht zu ihnen stiess, wurde ihm bewusst, wie viele Namenlose bereit waren zu jener ungeheuren Selbstentäusserung, die dieses ständige In-Gefahr-Leben verlangte. Es war gewaltiger als das Wunderwerk A 4, das ihn einmal in seinen Bann gezogen hatte. Das hochgezüchtete Produkt menschlichen Geistes wurde zum Popanz gegenüber dem wirklichen Wunder, das sich an der geheimen Front vollzog.

Der Widerstand kannte keine nationalen Grenzen. Baers Zellen-genosse war Slowake. Erschöpft lag der ausgemergelte kleine Mann

auf der Pritsche neben ihm. Mit seinem kantigen Kopf sah er aus wie eine Figur von Barlach.

Seit zwei Monaten teilten sie die Zelle. Als man sie zusammensperrte, hatte der Slowake Baer misstrauisch gemustert. Es dauerte einige Zeit, bis er den Deutschen zum erstenmal ansprach. «Du bist kein Arbeiter, nicht wahr? Mit wem warst du zusammen?» Baer hatte die Vorsicht respektiert. Und jetzt stiess die Rote Armee auf die Oder vor. Wie nahe war die Befreiung. – Doch nicht nahe genug, als dass sich die verdoppelte Todesdrohung nicht noch verhängnisvoll auswirken konnte. Wie viele Türen mochten in dieser Nacht in Dresden aus den Schlössern gesprungen sein! Warum nicht diese?

Von draussen wehte scharfer Brandgeruch in die Zelle.

Wieviel fehlte noch an der Vollendung der Tausend Jahre?

Burgl presste das Baby an sich. Sie konnte nicht weinen. Die vom Rauch entzündeten Augen waren verdorrte Seen. Im Garten der Klinik war sie die Reihen der Geretteten entlanggegangen, hatte den Verwundeten ins Gesicht geschaut. Sie musste es glauben, was Ärzte und Schwestern sagten: Steffi Schwendtmayr war in dem unterirdischen Verbindungsgang umgekommen. Ein Volltreffer.

Und Eva? Am Bahnhof war das Chaos besonders gross. Die Männer vom Löschkommando machten ihr wenig Hoffnung. Trotzdem wartete Burgl noch eine ganze Weile. Dann forderte Rainer sein Recht. Sie durfte sich mit auf den Lastwagen setzen, der die geretteten Babys dorthin brachte, wo es noch Milch gab.

Stumm vor Schmerz und Verlassenheit starrte Burgl vor sich hin, während der Wagen sich den Weg durch verwüstete Strassen bahnte. Ihre Arme wurden schlaff. «Junge Frau, halten Sie Ihr Kleines fest», rief ihr ein Sanitäter zu.

Sie schreckte hoch. Ihr Kleines, hatte der Mann gesagt. Das Kind schien zu lächeln, als sie es fester umschloss.

In dieser Minute wurde Rainer Burgls Kind.

Der Lastwagen, der Burgl hinausbrachte, hatte die Vororte Dresdens passiert, als der dritte Angriff auf die todwunde Stadt begann. Eine

Luftmine traf das Gefängnis, stiess Häftlinge in den Tod und öffnete anderen den Weg in die Freiheit.

Von den Aufsehern hatte nur ein Teil morgens den Dienst angetreten. Zermürbt durch die Ereignisse der Nacht, waren die wenigen den aufbegehrenden Gefangenen nicht gewachsen. Sie mussten mit ansehen, wie Häftlinge den Todeskandidaten die Fesseln abnahmen.

Jürgen Baer reckte die Arme. Der allererste Schritt war vollbracht, aber er konnte umsonst sein, wenn nicht sofort der nächste folgte. Erst jenseits des Gefängnishofes bestand Hoffnung auf Freiheit.

In den Mauern gab es grosse Löcher. Die Aufseher postierten sich davor und droschen blindlings um sich. Baer riss seinen Zellengenossen zurück in einen Kellergang. Hinunterstolpernd, durchquerten sie, nach allen Seiten sichernd, einige fensterlose Räume. Sie tasteten sich vorwärts, bis sie einen Luftzug verspürten, Risse im Fundament, lockeres Gestein, sie arbeiteten gemeinsam. Ihre Hände bluteten, als der Ausstieg gross genug war, um sich durchzuzwängen.

Da war sie – die jenseitige Landschaft – monatelang ersehnt, nun grauenvoll und heimtückisch mit schwelenden Bränden, überlagert von Wolken aus Staub und Qualm. Für zwei Menschen, die wie Ratten untertauchen mussten, war die mörderischste Pesthöhle das willkommenste Versteck. Gebückt hockten sie zwischen den Resten eines geborstenen Hauses.

Das Gefühl, entkommen zu sein, erzeugte Beklommenheit und zugleich ein Glücksempfinden, dem zu trauen keiner so recht den Mut hatte.

«Hast du Freunde in der Stadt?» fragte der Slowake.

«Nein», sagte Baer, «ich kenne niemanden hier.» Der Slowake schwieg. Baer sprach sich selber Mut zu. «Wir werden schon durchkommen.»

Am Spätnachmittag wanderten zwei Männer, die man an ihren dunklen, nicht sehr sauberen Anzügen für Schlosser oder Monteure halten konnte, auf Radebeul zu. Ein Versorgungsauto nahm sie ein Stück mit. Im leeren Laderaum fanden sie ein halbes Kommissbrot.

«Wohin fahren wir denn?» fragte der Slowake misstrauisch.

Jürgen Baer brach das Brot in zwei Teile und sagte: «In die Freiheit – denke ich.»

Die Gewissheit des Alleinseins überfiel Eva mit solcher Gewalt, dass sie es wie einen körperlichen Schlag fühlte. Die Knie zitterten ihr, und die Wunde am linken Arm schmerzte stark. Verbrennung dritten Grades, hiess es bei der Ambulanz. Wie lange ihre Ohnmacht gedauert hatte, wusste sie nicht. Nur eines wusste sie sicher: Sie war zu spät gekommen.

Sie kauerte auf Trümmern vor der Frauenklinik. Niemandem fiel ihre Trostlosigkeit auf. Ihr Seufzen war in dem grenzenlosen Elend nicht mehr als der Flügelschlag eines Vogels beim donnernden Anstieg einer Rakete. Vielleicht gehörten diese mörderischen Angriffe mit zur Antwort auf das A 4. Dann hatte Jürgen Baer recht: Im Kriege gingen die Rechnungen nie auf. Steffi und Burgl mussten bezahlen – und der kleine Rainer.

Weder ihre Gedanken noch ihre Lippen gehorchten ihr. Eine Frau starrte sie kopfschüttelnd an. Ohne es zu wollen, hatte Eva sie nach dem Weg zur Bergfestung gefragt. Wünsche, Sehnsüchte, Wirklichkeit – es gab keine Trennlinien mehr. Eva bewegte sich wie im Taumel. Ihre Finger ertasteten in der Tasche das Gliederarmband, das sie vom Handgelenk hatte lösen müssen. Es war schuld an ihrer törichten Frage.

Sie hatte das Empfinden, einen langen Weg gegangen zu sein, der sie sehr ermattet hatte, von dem sie aber nicht glauben wollte, dass dies das Ende sei.

Sie verliess die Todesstätte und wurde einer der vielen tausend Wanderer jener Tage. Auf der grossen Heerstrasse sah sie das zur furchtbaren Wirklichkeit gewordene Bild aus der Laterna magica ihrer Kindheit.

Und sie vergass es nie.

Zeittafel

April	1936 Errichtung der Heeresversuchsanstalt Peenemünde beschlossen
4. Dez.	1937 Erstes Versuchsmuster der Rakete A3 startet auf der Greifswalder Oie
Sommer	1938 Erste Probeschüsse mit Aggregat 5 von der Oie aus
20. Juni	1939 He 176, das erste Raketenflugzeug der Welt, fliegt in Peenemünde mit neuem Triebwerk, später die Me 163
29. Okt.	1941 Peenemünde erarbeitet Unterlagen für Entwicklung einer Fla-Rakete, Forschungen an der F103
Sommer	1942 Erstes Versuchsschiessen mit Raketen von getauchtem U-Boot aus
3. Okt.	1942 Erster erfolgreicher Start eines A4 nach zwölfjähriger Entwicklung
22. Dez.	1942 Befehl zur Serienproduktion des A4, Einrichtung eines Versuchsserienwerkes
Febr.	1943 Realisierbares Fertigungsprogramm vorgelegt
7. Juli	1943 Hitler setzt A4-Programm an die Spitze der «Dringlichkeitsstufen» des deutschen Rüstungsprogramms gegen Görings Absichten
17./18. Aug.	1943 Erster Grossangriff der Royal Air Force auf Peenemünde
Ende Aug.	1943 Errichtung einer Fernraketen-Truppenschule mit Versuchsbatte- rie 444 in Köslin
1. Sept.	1943 Anlauf der Taktstrassen-Fertigung des A4 in den «Mittelwerken» bei Nordhausen
19. Okt.	1943 Produktionsaufträge OKH für bis zu 12 000 Stück
5. Nov.	1943 Erstes feldmässiges Versuchsschiessen des A4 durch Batterie in Blizna, Truppenausbildung bis April 1944
1. Dez.	1943 Erste Fernraketen-Batterie einsatzbereit
22. Juni	1944 Hitler schränkt Produktion zugunsten V1 und Strahlenjäger ein
5. Sept.	1944 Erste A4-Raketen werden von Den Haag nach London verschos- sen durch Art. Abt. (mot.) 485
27. Dez.	1944 Start des ersten geflügelten A4b in der Tucheier Heide miss- glückt
24. Jan.	1945 Erster erfolgreicher Start eines A4b, Entwicklung des A9/10 sofort verboten
14. Febr.	1945 Letzter Start eines A4 von Peenemünde aus
17. Febr.	1945 Peenemünde wird evakuiert (bis Anfang März)
27. März 15.	1945 Letzter Abschuss einer V2 im Westen
April	1945 Ende der Vz-Einsätze
4. Mai	1945 Die Rote Armee besetzt Peenemünde Beseitigung aller Anlagen